UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00305841 9

KWV

Tycho Brahes Weg zu Gott

Ein Roman von

Max Brod

Fünftes bis achtes Tausend

Leipzig
Kurt Wolff Verlag
1916

LIBRARY
DEC 1 1969
UNIVERSITY OF TORONTO

PT
2603
R68T9
1916

Copyright 1915 by Kurt Wolff Verlag Leipzig

Meinem Freunde

Franz Kafka

„Da rang ein Mann mit ihm, bis die Morgenröte einbrach. Und er sprach: Laß mich gehen, denn die Morgenröte bricht an. Er aber antwortete: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.

Er sprach: Wie heißest du? Er antwortete: Jakob.

Er sprach: Du sollst nicht mehr Jakob heißen, sondern Israel; denn du hast mit Gott und mit Menschen gekämpft, und bist obgelegen.

Und Jakob fragte ihn und sprach: Sage doch, wie heißest du? Er aber sprach: Warum fragest du, wie ich heiße? Und er segnete ihn daselbst.

Und Jakob hieß die Stätte Pniel; denn ich habe Gott von Angesicht gesehen, und meine Seele ist genesen."

1. Mos. 32.

1

Mit immer dringenderen Briefen hatte der große Tycho Brahe, sobald er nur selbst am Prager Hofe bei Kaiser Rudolf II. festen Stand fühlte, den jungen Astronomen Johann Kepler zu sich eingeladen. Die Korrespondenz wurde schon einige Jahre lang geführt. Kaum war nämlich Keplers Name mit seinem ersten kosmographischen Werk, dem bescheiden so genannten „Prodromus", in der Sphäre gelehrter Bestrebungen aufgetaucht, so fühlte sich Tycho, der verbannte, vielumhergetriebene, alternde Mensch, sofort von tiefer Hingezogenheit zu dem neuen Forschergeist bewegt; es war ihm, als habe er nun von dorther allein Bestätigung und Widerlegung, Verständnis und Kampf zu erwarten, als müsse er von diesem frischen Kopf das Schicksal seines weiteren Lebens empfangen. Von Anbeginn beobachtete er daher Kepler so, wie etwa der müde Vater auf den heranwachsenden Sohn sieht, voll Angst und froher Erwartung zugleich. Jede Zeile, die aus Graz kam, war ihm bedeutungs-

voll, und obwohl die Erlebnisse seiner letzten Jahre, die ihm oft als eine ununterbrochene Kette von Fehlschlägen erschienen, ihn reizbar, mißtrauisch, heftig gemacht und ein angeborenes hochfahrendes Wesen verstärkt hatten, war sein Benehmen gegen den jungen Gelehrten von seltsamer Sanftheit, ja Demut. Oft mußte er über sich selbst lächeln und sich fragen, ob er nicht bezaubert oder verblendet sei, daß er einem Anfänger, den er nie von Aug' zu Aug' gesehen hatte, von dem er eigentlich nur wenig wußte, gar so höflich entgegenkomme. Nach solchen Zweifeln aber gab sich in ihm verstärkt und deutlicher, als er sie je gehört hatte, eine innere Stimme kund: — Mein ganzes Leben war einsam, ich habe Nachbeter und blinde Schüler, Untertanen, Sklaven gehabt. Muß ich mich nicht freuen, wenn mir ein liebender Stern zu guter Letzt nun einen Ebenbürtigen, einen Helfer, einen Erben meiner Kunst heraufführen will, muß nicht jedes Bedenken der gelehrten Sitte, all dieser Unfug von Meisterei und Anfängerei zu Pulver zerstauben vor dem einzigen großen Gefühl: Ein Freund! Ein erster würdiger Genosse und Bruder! — Und indem er sich so aus einer Welt irdischer Rangordnungen und Hemmnisse, an der er genugsam litt, in ein Dasein rückhaltloser Geistesherr-

ſchaft emporzündete, fühlte er ſich ganz durchdrungen von Kepler, hatte teil an ihm, entzückte ſich ſo feurig an dem bloßen Vorhandenſein des großen, ihn und den Freund umſchlingenden Weltgenius, daß ihm ſeine eigenen begeiſterten Briefe, in denen er Keplers elegante ſcharfe Dialektik, ſeine Gelehrſamkeit, ſeine ingenioſe Spekulation, ſeinen runden Stil pries, nur noch als ein matter Abklatſch dieſer Hingabe erſcheinen mußten. Er war ja entſchloſſen, ganz aufrichtig zu ſein, nach ſo vielen halben, unerquicklichen, nur eben zweckentſprechenden Beziehungen in dieſem neu ſich anknüpfenden Verhältnis nichts Falſches und Vorſichtiges zu dulden; und ſo hielt er auch damit nicht zurück, daß er die Lobesworte Keplers auf das Kopernikaniſche Weltſyſtem bedaure, daß er aber hoffe, ihn einmal noch zur eigenen, zur Tychoniſchen Konſtellation zu bringen. Dies ſchrieb er gleich im erſten Brief; ſtand nicht an, ſofort das Vertraulichſte zu äußern. „Nur komme", hieß es in einem andern Schreiben, in dem durch das Latein erlaubten kollegialen Du-Tone, „komme, Du wirſt in mir einen Freund finden, der Dir auch in böſen Läuften mit Rat und Hilfe nicht fehlen wird. Ich wünſchte aber, daß Dich nicht Deine ungünſtige Lage zu mir heranzwänge, ſondern Dein

eigenes freies Urteil und zu unserer gemeinsamen Wissenschaft die Liebe und Überschwenglichkeit."

Kepler befand sich damals wirklich in ungünstiger Lage. Sein Amt eines Universitätsprofessors und „Landschaftsmathematikers der Steiermark" war bedroht, ja sein bloßer Aufenthalt im Lande brachte Gefahr; denn Kepler war Protestant, und der Erzherzog Ferdinand hatte unlängst bei einer Wallfahrt gelobt, alle Ketzer in seinen Gebieten auszurotten, ging auch ernstlich daran, dieses Versprechen durch Ausweisungen und Haftbefehle wahrzumachen. Kepler mußte seine junge Frau in Graz zurücklassen und nach Ungarn fliehen. Einige Jesuiten, die sein wissenschaftliches Wirken mit Interesse verfolgten und ihn schließlich noch zum Katholiken zu machen hofften, setzten seine Rückberufung durch. Kaum aber war er in der Stadt, so begannen die Anfeindungen von neuem. Vergebens bemühte er sich um eine Anstellung in seiner württembergischen Heimat. So blieb ihm nichts übrig, als seine Blicke nach Prag zu richten. Und Tycho rief unermüdlich in seinen herzlichen Briefen: „Nicht als Gast, als erwünschtesten Freund will ich Dich halten und als liebsten Genossen meiner himmlischen Kontemplationen, so weit eben die Instrumente ausreichen, die ich gegenwärtig zur

Hand habe. Und wenn Du bald kommſt, ſo finden wir wohl auch eine Stellung, in der für Dich und die Deinen für alle Zukunft beſſer als bisher geſorgt ſein wird." — So ſchrieb denn Kepler, Tychos Anſturm mit Gemeſſenheit beantwortend, zunächſt an einige gut Bekannte in Prag, an Johann Homelius, an ſeine Gönner, den Geheimen Rat Baron Hofmann und andere, und als alle ihm zurieten, ſich in Prag zu zeigen und bei Kaiſer Rudolf eine dauernde Anſtellung anzuſtreben, wagte er die große Reiſe. Weib und Stieftochter ließ er in Graz zurück.

In Prag traf er Tycho nicht mehr, denn dieſem war durch des Kaiſers Gunſt eben das Schloß Benatek an der Iſer zum Wohnſitz und zur Einrichtung einer Sternwarte überlaſſen worden. Auch der Kaiſer war nach Pilſen abgereiſt; ein unerwartetes Ereignis, das mehrfache unſichere Deutung erfuhr. So meldete ſich denn Kepler von Prag aus bei Tycho an, der ihm ſofort ſeinen weſtfäliſchen Gehilfen, den Junker Franz Tengnagel, mit einem guten großen Reiſewagen entgegenſchickte. —

Dieſer Wagen ſtand an einem trüben Februarmorgen des Jahres 1600 vor dem Gaſthof „Beim goldenen Greif" auf dem Hradſchin, wo Kepler

logierte, zur Abreise bereit, als ein älterer schlanker Mann, vom Schloß heraneilend, sichtbar wurde. Es war des Kaisers Leibarzt, Thaddäus Hagecius, in der Landessprache Hajek geheißen, der den beiden Reisefertigen lebhaft Zeichen machte. Beide erkannten ihn denn auch, begrüßten ihn freundlich, und als er die Absicht äußerte, mit ihnen nach Benatek zu fahren, luden sie ihn gern ein, sofort einzusteigen. Namentlich Tengnagel freute sich, einen so munteren Plaudermenschen für die sechsstündige Fahrt gewonnen zu haben, denn aus dem schweigsamen Kepler war wenig herauszubringen. Tengnagel, der in dem neuen Schüler einen sehr gefährlichen Nebenbuhler in Tychos Gunst witterte, mochte ihn überhaupt von Anfang an nicht leiden.

„Ich muß doch einmal sehen," schwatzte Hagecius gleich los, „wie die Landluft dem malefizischen Blasenleiden des alten Herrn anschlägt. Und mich an die aulam Caesaris nach Pilsen zu begeben, würde ich gar nicht wagen, ohne die neuesten Referenda über des Tychonis Wohlbefinden mitzubringen. Also mächtig ist dieser berühmte Mann in den favorem unseres Herrn gekommen, das mögt ihr mir fest glauben, und keiner Sache begehret der Kaiser schärfer, denn daß dem Tychoni

zur Exerzierung seines studii und artis astronomicae alles auf das bequemste zur Hand sei und eingerichtet werde."

Unter solchen Reden fuhr der Wagen die steile Hauptstraße der Kleinseite hinab, rollte über die lange Steinerne Brücke und dann in die Alte Stadt hinein, deren Häuser, recht anders als die in der Umgebung der Burg auf dem Hradschin und der Kleinseite, nur aus Holz und Lehm erbaut waren. Manche Wände schienen nur aus den eben gefällten Baumstämmen, noch mit der Rinde, in Eile zusammengeschlagen. In den engen schmutzigen Straßen herrschte ein fürchterlicher Gestank, aber glücklicherweise war man bald am Festungswall angelangt. Die Wache am Tor wollte nicht gleich passieren lassen, und Hagecius mußte erst seinen Kopf, der stadtbekannt war, zum Fenster hinausstecken, ehe man die Kutsche freigab.

„Die Posten haben strenges Reskript erhalten," erläuterte Hagecius, sobald man auf der offenen Landstraße war, „niemanden ohne Testimonium passieren zu lassen. Ist nämlich durch Hofastrologen eine große Pest über die Stadt Prag vorausgesagt worden. Ja, manche wollen durch ihre spectationes coeli geradezu wahrgenommen haben, daß diese erschreckliche Pestilenz schon in der Stadt

sich extendiere. Weshalb auch der Kaiser sich nach Pilsen begeben hat und ich auf dem Weg ebendahin bin. Es solle aber zur Vermeidung einer größeren Perturbation der Gemüter nicht publice davon gesprochen werden." Die faltigen Augenlider des lustigen Gesichtes fielen bei diesen Worten blinzelnd über die Augen nieder, aber das Lächeln seiner Mundwinkel konnte er nicht beherrschen. „Des Kaisers Majestät haben nicht gern diese Interruption aller Gewohnheiten auf sich genommen, dermaßen sie auch nicht glauben, daß die Pfeile solcher Krankheit auf ihr Haupt gerichtet seien. Es ist solches nämlich gleichfalls horoskopiert worden . . ."

„Dieses Horoskop hat mein Lehrer Tycho selbst gestellt," unterbrach Tengnagel gewichtig die skeptische Rede des Arztes, „daß Rudolfus Secundus durch keinerlei Krankheit sterben, sondern wie Heinrich III. von Frankreich von einem Mönch würde ermordet werden. Und die Wahrheit davon wird sich zeigen."

„Was haltet Ihr, Professor, von der Sterndeutekunst?" wandte sich in diesem Augenblick Hagecius mit einem Ruck an Kepler, der bisher stumm, in seinen grauen Mantel gehüllt, dagesessen war, und gab damit einer Frage Ausdruck, die

alle Gemüter jener Zeit, die wissenschaftlichen wie die der Laien, aufs innigste beschäftigte.

Kepler schwieg noch eine Weile und es schien, als habe er die Frage gar nicht gehört. Als aber der Wagen an einer Biegung scharf aufschüttelte, brach es aus seiner Ecke hervor: „Lauter Lug und Trug! Schade, die Luft mit dergleichen Worten zu erschüttern und die Zeit dabei müßig auszugeben. Ich erachte das Astrologieren für nichts denn eine Epidemiam, welche nicht bloß einzelne, sondern den größten Teil des Menschengeschlechtes erfaßt hat. Mit ihren Triangulis, mit ihren Häusern und Örtern des Firmamenti, mit ihren qualitatibus und dignitatibus der Sterne, als da sind: Wärme, Feuchtigkeit, Kälte der Planeten und deren Einfluß auf Krieg, Hungersnot, Dürre, und mit allen Dingen solcher Gestalt haben unsere wohlfeilen Prophetlein jedesmal nur eine einzige zutreffende Vorhersagung machen können: daß man ihre nichtigen einbildnerischen Traktätchen in Massen kaufen werde. Denn das ist ihnen jedesmal eingetroffen." Er lachte hart auf und warf seinen Rücken an die Kutschwand zurück, noch lange nachher riß er ärgerlich an seinem Schnurrbart.

Tengnagel sah ihn erstaunt und feindselig an; eine solch entschiedene Rede über einen strittigen

wissenschaftlichen Gegenstand hatte er noch nie gehört, denn Tycho pflegte selten eine scharf abgegrenzte Meinung zu äußern und behandelte namentlich Dinge, die mit dem Zeitgeschmack verknüpft waren, nur äußerst vorsichtig. Aber auch dem witzigen Arzt kam so viel Offenheit sichtlich ungelegen. Er gehörte zu jenen unruhigen Köpfen, die alles anzweifeln, die aber ebensowenig wie eine starre Lehre die endgültige Verneinung gelten lassen wollen, da sie eben nur in dem ewigen Belächeln und unernsten Achselzucken die rechte Lust ihres Verstandes finden. So bemühte er sich denn sofort, Keplers schlichte Worte zu verwässern und zu verstricken. Alle opera der Astrologie dürfe man solchen Narrenspossen denn doch nicht gleichhalten, man müsse unterscheiden zwischen den elenden Destillierern, Wettermachern, hermetischen Künstlern, fahrenden Adepten, wie sie der Hof Rudolfi leider in viel zu reichen Mengen herberge, und etwa jenen ersten Weisen, die vorzeiten auf der tabula smaragdina ihre gewiß tiefen Kenntnisse niedergelegt hätten. So habe doch auch Tycho Brahe selbst den Tod des großen Sultans Soleiman seinerzeit richtig vorhergesagt. — Kepler schüttelte den Kopf. — „Und doch war es so," fuhr ihn Tengnagel jetzt schon wütend an und

faßte unwillkürlich mit der Hand ans Degengehenk.

Hagecius aber glaubte nun wieder dem Kepler etwas mehr recht geben zu müssen, um die Wage gleichzuhalten; daher legte er dem Tengnagel die Hand begütigend auf die Schulter und erinnerte ihn an die beiden englischen Schwindler, Dee und Kelley, die am Hofe, der eine mit seinem heiligen Kristallstein, der andere mit seinem trinkbaren Gold und Lebenselixier, so viel Aufsehens gemacht und jeder gar als ein neuer Hermes Trismegistos gepriesen worden seien, worauf sie doch zum Schluß, ihrer Laborationen überwiesen, ein klägliches Ende gefunden hätten. — Der alte ironische Herr war nun in seinem eigentlichen Bereich, indem er Hofklatschgeschichten bissig preisgab, auch seiner selbst am wenigsten schonte als eines, der in den alchymistischen Küchen gläubig mitgearbeitet und gar eine „Prager Zeitschrift der Magier" herausgegeben habe. Hierbei wandte er sich vornehmlich an Kepler, denn er hielt es für seine angenehme Pflicht, den Fremden über die Verhältnisse, in denen er sich nun zu bewegen haben würde, aufzuklären. Über kurz oder lang werde er ja gewiß auch in Audienz beim Kaiser erscheinen. Der Kaiser, der Kaiser! ... Hagecius lächelte zweideutig bei

dieſem Ausruf und ſeine Miene, die ſchon bei kleineren Anläſſen ſich wichtigtuerisch genug zuſammenfaltete, wurde nun vollends geheimnisvoll und zerknittert wie ein altes Pergament: der Kaiſer, ja das ſei ein ſchwieriges Kapitulum. Die einen hielten ihn gar für krank im Geiſt, insania captum, das müſſe man aber wohl durchaus als Ausſtreuung der ſpaniſchen und katholiſchen Partei anſehen, die darauf ſinne, dem Kinderloſen (er habe freilich ſechs uneheliche Kinder) ſchon bei Lebzeiten einen päpſtlich geſinnten successorem und coadjutorem zu ernennen. Für etwas ſeltſam aber dürfe wohl auch der Getreue dem Herrn es anrechnen (hier fuhr wieder ein Lächeln über die grauen Wangen und man wußte nicht, ſollte es zeremoniöſen Reſpekt ausdrücken oder eine Bosheit), daß der Kaiſer ſo unverbrüchlich ruhig und zurückgezogen lebe und nun gar auch in ſeinem Garten gedeckte Gänge habe aufführen laſſen, um bei ſeinen kargen Spaziergängen nur ja von niemandem erblickt zu werden. Monatelang habe man ihn bitten müſſen, zur Huldigung der Landſtände nach Mähren zu reiſen. Und in letzter Zeit verlaſſe er das Schloß überhaupt kaum mehr. Kein Reiten, kein Ballſpiel. Hier und da ließe er ſich noch die herrlichen ſpaniſchen und italieniſchen Roſſe, Geſchenke des

Königs von Spanien, unter den Fenstern vorbeiführen und freue sich an ihrem schön bewegten Anblick; aber das sei auch alles. Zumal in rebus politicis lasse er alle Dinge laufen und nur sehr unregelmäßig und mit äußerster Unlust wohne er einer Sitzung seines Geheimen Rates bei; weshalb denn auch die Wirren mit dem Türken und Siebenbürger, ja mit dem eigenen Bruder Mathias zu keinem Ende kämen ... „Nun, Ihr werdet ja solcherlei Unbilden noch genugsam am eigenen Leibe spüren," schloß er und sah dabei Kepler mit einem recht zufriedenen Blick an.

„Wir Musenjünger haben indes zu einer Lamentation keinen Grund," erwiderte der Junker. „Für uns nennt man es nicht mit Unrecht ein goldenes Zeitalter. Die Kaiserliche Majestät gewährt uns benevolenter alles, dessen unsere Wissenschaften not haben. Ihr werdet Eure Augen groß machen, Meister Hagecius, wenn Ihr seht, wie wir das Jagdschloß Benatek schon zu einer Hohen Schule der Urania, zu einem zweiten Uranienburg umgerüffelt haben. Es wird allda auch bereits observieret, einen großmächtigen Sextantem haben wir aufgestellt." Lebhaft fiel Hagecius ein und stellte sofort einige Fragen, aus denen man sah, daß die Neugierde, Tychos neue Einrichtungen

und Erfindungen zu sehen, ihn nicht minder als die Sorge um dessen Befinden auf diese Reise getrieben hatte. Der Junker antwortete mit Behagen, seine Schilderungen steigerten sich in ihrer Großartigkeit, und nachdem er Tychos Ruhm, Einsicht und unbegreifliche Arbeitskraft verherrlicht hatte, vergaß er auch nicht, sich selbst ins protzigste Licht zu stellen, indem er schließlich andeutete, daß Tycho auch in weltlichen Dingen, wie bekannt, stets einen guten Griff bewiesen und so auch zu allerletzt einen wackeren Schwiegersohn sich ausgewählt habe: Herrn Franz Tengnagel. — „Was! Was! Ausgezeichnet!" rief Hagecius und beglückwünschte, vom Sitz emporhüpfend und durch den Gang des Wagens wieder zurückgeworfen, den jungen Bräutigam, der mit selbstgefälligem und sichtlich schon oft wiederholtem Witz vorbrachte, daß er in letzter Zeit vom Spekulieren auf den Martem und Jovem sich habe entbinden lassen und nur mehr um seine irdische Venus, genannte Elisabeth Brahe de Knudstrup, sich beschäftige. Sodann setzte er seine prahlerischen Schilderungen fort und konnte gar nicht genug über den Glanz und die Macht der Tychonischen Familie sagen, in die er natürlich sich selbst schon mit einbezog. Aufgeblasen und rot im dicken Gesicht saß er steif

da, die Hand auf den Degenknauf zwischen den Knien gestemmt; wie es aber beschränkten Menschen seiner Art geht, daß sie manchmal genau das Gegenteil dessen beweisen, worauf sie ausgegangen sind, so machte sich Tengnagel plötzlich daran, wie im Schwung der durch die Erzählung aufgestauten hohen Bedeutung und Kraft, einen gewissen Kaspar von Mühlstein zu beschimpfen, den Brandeiser Hauptmann, dem auch das Schloß Benatek unterstehe. Diese böhmische Bestie hatte sich unterfangen, trotz eines Briefes von Geheimsekretär Barvitius, dem Tycho sein kaiserlich versprochenes Gehalt nicht auszuzahlen, mit der Begründung, daß er keinen Befehl vom Kaiser und von den Ständen besitze. Wegen jedes Stubenumbaus, wegen jedes Ofens, wegen jeder Fuhre Holz müsse man mit dem Menschen auf das erbittertste verhandeln, und neulich habe er dem Tycho ins Gesicht geschrien: die Rentkassen seien leer, und wären sie gefüllt, so wüßte er das Geld auch eher zur Verbesserung der Deiche und zum Einkauf von Pferden und Kühen anzuwenden.

„Da habt Ihr Euer goldenes Zeitalter," sprang Hagecius listig ein. „Die Schatzkammer ist leer, und ganz Europa rüstet wider uns. Heißt es nicht, daß der französische Heinrich, eben erst

Katholik geworden, mit der deutschen evangelischen Fürstenschaft einen eidlichen und bellicosen contractum wider uns gemacht hat? So sind uns die Lutherischen wie die Römischen gram, und Prag selbst halten die aufrührerischen Stände, die Calviner, die Brüderunität, die Utraquisten, die alten Hussiten und malkontentes Volk jeden generis wie im Kriegszustand. Da darf man sich denn nicht wundern, wenn ein braver kaiserlicher Offizier gegen einen hergereisten Doktor, und sei er noch so groß, den Mund aufreißt."

Scheinbar vermittelnd wandte sich Hagecius an den Junker, aber man fühlte, daß es ihm nicht um eine gerechte Ausgleichung zu tun war, vielmehr darum, wie zuvor dem Bilde des Kaisers, so nunmehr dem eben durch Tengnagel verherrlichten Tycho eine recht andere Schilderung anzuhängen. Einen kranken, gebrechlichen, müden, bedauernswerten Pilger nannte er ihn, einen schweren Mann, der mit seiner sechsköpfigen Familie, mit Begleitung von Studenten, Dienerschaft, Hausgeistlichen, mit seinen riesigen kostbaren Instrumenten und Sammlungen, die man nirgends aufstellen könne, mit seiner Bibliothek, ja mit seiner eigenen Druckerpresse sogar sich durch Europa wälze und nirgends Ruhe finde, überall

anstoße und in seinen natürlichen Ansprüchen auf ein fürstlich großzügiges Leben allen Plackern und Quälgeistern nur tausend Angriffspunkte biete, welche überdies auch seine cholerische Affektion, seine Zanksucht und Ungeduld nur vermehre.

Tengnagel widersprach und bramarbasierte, seine Eitelkeit wollte im weitesten Umkreis keinen Mangel zugestehen; der zweiflerische Arzt stach dagegen und zerstörte. So ging es noch lange weiter. Aber alle diese Gespräche, die eigentlich gar nicht als Auseinandersetzung zwischen den beiden Männern, sondern als Belehrung Keplers gedacht waren, verfehlten in seltsamer Weise ihren Zweck; denn Kepler, den sich die beiden aufgeregt und der neuen Zukunft gespannt entgegenharrend vorstellten, konnte mühelos zwischen dem Großsprecher und dem Klugredner seine würdige Ruhe bewahren: sie war von Anfang an nicht in Frage gestellt gewesen. In diesem hageren Manne mit dem kleinen, wie unreifen, unentwickelten Gesichtchen lebte eine Beharrlichkeit sondergleichen, eine ganz einfache Richtung aller angespanntesten Geisteskräfte, die ihn nach außen hin völlig absperrte, ihn unverletzlich, aber auch für alles, was nicht seine Wissenschaft betraf, aufnahmsunfähig machte. Seine ganze Begabung und, damit übereinstimmend, seine ganze

Leidenschaft war nur auf ein Ziel gerichtet, auf die wissenschaftliche Bewältigung der Welt, als deren nächsten Schritt er die Erforschung der Sternengesetze so ausschließlich vor Augen hatte, daß ein Freund einmal äußern konnte: Gäbe es von einem bestimmten Moment an keine Sterne, so werde es auch keinen Johannes Kepler mehr geben. — Wirklich war nichts imstande, ihn von dieser einzigen Richtung seines Daseins abzubringen, für die gleichsam all das unendliche Feuer, alles Große und Lebendige seiner Seele aufgespart dalag (jeder Anstoß konnte es hell auflodern lassen, wie sein Ausbruch gegen die Astrologie den Reisegenossen schon gezeigt hatte); für alle übrigen Tätigkeiten des Lebens hingegen dienten nur kärgliche Schlacken und trübe Rückstände seines Geistes, so daß er im gewöhnlichen Verkehr oft sogar kalt und nüchtern, pedantisch, kleinlich vorsichtig, streitsüchtig, ja ganz unbedeutend erscheinen konnte. Er tappte nicht etwa, wie andere geniale Naturen, mit liebenswerter Naivität und Kindlichkeit in den Alltag hinein; dazu hätte doch noch eine gewisse Frische und Munterkeit des Herzens gehört. Kepler aber verbrauchte sein ganzes Ich, Kopf wie Herz, in wissenschaftlicher Arbeit und für den menschlichen Umgang blieb nur ein grämlicher undeut-

licher kleiner Schatten seines Wesens übrig. Indessen wurde diese Widernatürlichkeit dadurch beinahe ganz aufgehoben, daß er selbst sich in dieser Entstellung nicht zu mögen schien und eben nicht länger, als unbedingt nötig war, im Zustand des gewöhnlichen Lebens verblieb. Es galt ihm nur, die unumgänglichsten Bedürfnisse zu decken; im übrigen gab es für ihn nichts als Arbeit, heiße, befreiende, aufsteigende Arbeit. Dann überließ er sich mit beinahe bewußtloser Zuversicht seiner geistigen Stimme, die ihn an den Zacken der Außenwelt vorbei mit Nachtwandlersicherheit, ohne Aufregung und Anstrengung weiterführte, so daß seine ganze Nervenkraft für die großen Aufgaben frei blieb; dann, in der göttlichen Arbeit, kam alles über ihn, was ihm sonst mangelte, Feuer, Frische, Kindlichkeit, Witz, Ahnung und Herzlichkeit, der große Zug, die sorglose Hingabe. Eine solche Hingabe führte ihn nun zu Tycho, aber nicht zu dem dunklen schicksalsvollen Menschen, sondern nur zu dem originellen und staunenswert exakten Beobachter der Kometen, des neuen Sterns, der Marsbewegung. Was ging ihn der ermüdete Körper, die unsichere Vermögenslage, die Familie des Mannes an! Was scherte er sich um Böhmen und den Kaiser! Seinen eigenen äußeren Verhältnissen maß er ja aus

innerſter Wahrheit nicht die geringſte Bedeutung zu: was ſollte ihn die Lebensnot anderer Menſchen kümmern! Das waren Beſorgungen, die man möglichſt ſchnell abmacht, aber keine Sorgen. Nicht dem verworrenen Manne Tycho, einer klaren Lehre und einem Arbeitsplatz reiſte er getroſt entgegen und hörte daher kaum, was die Gefährten ſprachen. Solche Ruhe konnte von außen beinahe wie Gedankenloſigkeit, wie Gleichgültigkeit oder Leichtſinn ausſehen; ſie hatte ja gar nichts Überirdiſch-Heiteres, Überwältigendes, Auffallendes an ſich, war eben nicht mehr und nicht minder als ſein natürlicher Zuſtand, der Ausdruck dafür, daß er wieder einmal im richtigen Geleiſe war und daß es in ihm arbeitete, mochte es anderen ſcheinen, wie es wollte. — Als ihn nun Hagecius mit ſeinen kritiſchen Befürchtungen, Tengnagel mit ſeinen Aufſchneidereien genugſam in Wallung gebracht zu haben glaubten und endlich eine Weile ſchwiegen, nahm er das Wort und fragte mit ſeiner reinen, etwas hohen Stimme: wie lange Fahrt man noch bis Benatek habe.

Nicht ohne Erſtaunen antworteten ihm die Reiſenden und ſetzten dann etwas ärgerlich ihr Geſpräch fort, ohne ſich weiter um ihn zu kümmern. So kam es, daß Kepler, unbeachtet, ſich eine be-

quemere Stellung aussuchen und bald darauf, noch ermüdet von den Strapazen der kürzlich überstandenen großen Fahrt nach Prag, richtig einschlafen konnte. Im Schlaf wurde sein kleines Gesicht, mit leicht geöffneten Lippen, vollends kindlich heiter und ruhig. Sein Atem war rein und regelmäßig, kein böser Traum schien ihn anfechten zu können. Er empfing wohl in balsamischer Stille den Lohn für sein unabläßiges, zuchtvoll geleitetes, arbeitsreiches Wachsein. Und wie sein Antlitz friedlich, offen, leicht zu enträtseln dalag, so breitete sich rings um die Fahrenden jetzt die liebliche Ebene des Elbeufers aus. Niemand beachtete, wie die Freundlichkeit dieser Gebüsche in der Nähe, dieser sich um die Kutsche drehenden seichten Hügel, dieser blauen und bleigrauen fernen Wälderreihen, weiß durchnebelt längs des Flusses, wie all diese Ruhe und Frische zu dem glücklichen Daliegen des zarten Menschen paßte, ja wie der gesunde Schlaf diese Dinge gleichsam traumartig aus sich heraus zu bilden, bei jeder Wegbiegung bis auf Sehweite zu verteilen und dann wieder in sich einzuziehen schien. So waren diese beiden, der schöne Schlaf und die schöne Gegend, von den Reisegenossen unbeachtet, nur füreinander da, spiegelten sich ineinander und hielten, ganz für sich und ohne eines

Menschen Zustimmung, ihre stummen Formen einander entgegen.

Der Wagen war an die Elbe gelangt, wurde samt den Pferden auf eine große Fähre gesetzt und über den reißenden Strom gerudert, auf dem ein scharfer nasser Wind einherflatterte. Eben wollte das Gefährt, auf dem anderen Ufer angekommen, sich wieder in Bewegung setzen, da trat hinter einem der ersten Obstbäume an der Landstraße eine weibliche Gestalt hervor, die offenbar dort gewartet hatte, lief auf die Reisenden zu und schwang sich mit einem großen Sprung an ihre Seite, in den schon fahrenden Wagen hinein. Sofort warf sie sich auf Tengnagel, küßte ihn heftig, schrie wie wahnsinnig auf, drückte zugleich seine Hand, seinen Arm und bewies auf jede unbändige Weise, auch durch schnelles überlautes Reden, ihre Freude, ihn wiederzusehen.

„Meine Braut," keuchte Tengnagel aus den Umarmungen auf und streckte in recht komischer Weise den Arm aus, als ziehe er einen Vorhang weg, und mache die Anwesenden erst jetzt auf das Mädchen aufmerksam.

Elisabeth schrak auf, ließ von dem Geliebten ab, schien aber wirklich erst jetzt zu bemerken, daß sie nicht allein waren. Eine edle Natürlichkeit lag in

der Bewegung, mit der sie den Kopf senkte. Ihr Gesicht färbte sich blutrot, so daß die hellblonden Haare und ganz lichten Augenbrauen inmitten dieser Röte wie weißglühend erschienen.

Hagecius begann sofort ohne Verlegenheit die übliche Gratulation und ging in einen lustigen Wortschwall über. Nun lächelte Tengnagel selbstgefällig, und da die Sache wieder in Ordnung gebracht schien, wandte er sich auch dem Mädchen zu, begrüßte sie gleichsam erst jetzt. Sie aber, immer noch außer sich, sah von Tengnagel zu Hagecius, von Hagecius zu Tengnagel und stammelte, als begreife sie der beiden gleichgültiges Gerede nicht, mit leiser Klage: „Ich habe schon geglaubt, daß er nicht wieder zu mir zurückkommen wird."

„Was sprichst du?" fuhr Tengnagel sie an.

Sie lachte ihm ins ärgerliche Gesicht und machte Miene, ihm sofort wieder um den Hals zu fallen, ohne jede Rücksicht auf die Umstände. Er aber runzelte die Stirn und wies jede Zärtlichkeit ab. Vielmehr wandte er sich wieder, als sei das Mädchen gar nicht vorhanden, mit ungezwungen gleichgültiger Miene an Hagecius und führte eine Erzählung weiter, die der Zwischenfall unterbrochen hatte.

„Du kümmerst dich aber gar nicht um mich," rief das Mädchen nach einer kleinen Weile. Ihr schönes rosiges Antlitz verzog sich weinerlich, doch eine sprudelnde Lebhaftigkeit darin, die immer wieder hervorbrach, milderte die Trauer in den jungen Zügen. Und die zügellose, förmlich unbewußte Offenheit, mit der sie sprach, paßte wunderlich zu diesem Aprilwettergesicht.

„Ja, junge schöne Frauen wollen immer beachtet sein," erklärte Hagecius mit trockener Galanterie.

„Du fragst mich gar nicht, wie es mir ergangen ist, seit du weggefahren bist."

Mit bärenhafter Stimme wußte Tengnagel nichts anderes zu erwidern, als: „Nun, wie ist es dir also ergangen?"

„Schlecht, sehr schlecht," seufzte Elisabeth. „Ich habe immer an dich gedacht. Und du?"

„Auch, auch," sagte Tengnagel, sah sie einen Moment lang wirklich ausdrucksvoll mit seinen großen treuen Hundeaugen an und schob sie dann weg. Sichtlich hatte er von diesem Gespräch genug, er nahm diese Dinge wohl überhaupt nicht so wichtig. Aber Elisabeth fuhr fort: „Ich hatte solche Angst vor dir. Ich dachte wirklich, du willst mich schon verlassen."

„Ein kleiner vorehelicher Streit?“ erkundigte ſich jetzt Hagecius.

„Wir ſtreiten leider ſehr oft,“ ſeufzte Eliſabeth und ſah mit ihren hellblauen Augen ſehnſüchtig den Bräutigam an. Und auch ihre Lippen, voll und rot, ſchienen nach ihm zu blicken; derſelbe Ausdruck der Sehnſucht lag in ihnen wie in den Augen.

„Wobei man aber wiſſen muß, was bei ſolch einem empfindlichen Weiblein ſchon Streit heißt. Wenn man bloß zwinkert . . .“ Aber der tyranniſche Blick, den er ihr nun zuwarf, ſchien ihn Lügen zu ſtrafen.

„Es iſt eben eine ſchwierige Sache: dieſes Heiraten,“ beſtätigte der Arzt nach beiden Seiten hin und begann nun in derſelben zweideutigen, unter dem Vorwand der Unparteilichkeit biſſigen Art, wie vorhin auf den Kaiſer und Tycho, ein allgemeines Lied auf die Ehe anzuſtimmen, von dem man nicht wußte, ob es loben oder tadeln ſollte. — Da er alter Junggeſelle war, hatte er über dieſen Gegenſtand viel nachgedacht und hatte eine Fülle von Späßchen und Exempeln in Bereitſchaft. Tengnagel lachte oft derb auf, miſchte ſich mit gröberen Ausdrücken ein. Eliſabeth widerſprach ungeduldig, ſie dachte ſich die Ehe als eine ewige Liebe, ohne

die sie nicht leben wollte und konnte, sie hätte gern mehr darüber gesagt ... aber sooft sie den Mund auftat, sah Tengnagel sie mit einem eigentümlich ängstlichen, unwilligen und beherrschenden Blick an, als erwarte er etwas über seine Fassungskraft Hinausgehendes, Widerstrebendes, ihn Beschämendes zu hören. Mehrmals setzte sie ganz fröhlich ein jedesmal wies er sie durch solche finstere Blicke oder ein geflüstertes Wort zur Ruhe, wie dies manche Männer in Gewohnheit haben, wenn sie mit ihren Frauen in Gesellschaft erscheinen. Das Lächerliche dabei war, daß Elisabeth ja immer nur Hingebungsvolles, Sanftes sagte. Er aber schien schon jede selbständige Äußerung von ihr als strafbar und gefährlich zu empfinden, zumindest als unbequeme Störung seiner Ruhe, als etwas, worauf sich einzulassen er nicht nötig hatte. Elisabeths ganzes Wesen prickelte ihn und das mußte er irgendwie abstellen. Wie einer, der mit seinem eigenen Leib und seinen vielen Kleidern eine Flamme ersticken will, schien er sich mit seinen plumpen Drohungen und Einschüchterungen über das heißblütige lebhafte Mädchen hinwälzen und ihre aufzüngelnde Feuerseele ersticken zu wollen, und wie ein solcher in Brand Geratener war auch seine Miene schmerzlich angegriffen, wütend,

eifrig, die Miene eines Überfallenen, eines Beleidigten.

Der Wagen fuhr durch dichte Nadelwälder, deren schneebedeckter Boden und kaltes Grün in der Mittagsonne frostig-trüb erglänzte. — „Wer ist denn der dritte Herr hier?" rief Elisabeth plötzlich, nachdem sie, zum Schweigen verurteilt, eine Zeitlang im geräumigen Dunkel der Kutsche Umschau gehalten hatte. Ganz klein zusammengeduckt schlief Kepler in seinem Ecklein weiter.

„Niemand," rief Tengnagel, von neuem gereizt.

„Seid Ihr aber eifersüchtig!" spottete der Arzt.

Sofort wandte sich das Mädchen ganz glücklich an ihn: „Meint Ihr wirklich, daß es Eifersucht ist? Wenn ich das glauben könnte, daß Franz eifersüchtig ist! Manchmal scheint es mir doch ganz sicher, daß er meiner schon überdrüssig ist..."

„Eifersüchtig, nein, nein," stieß der Junker hervor und hielt sich den Kopf. „Eifersüchtig, das fehlte noch, das würde dir passen."

„Ich glaube, mein Fräulein, er ist es."

„Nun also, sage mir doch, wer der Herr ist. Es ist ein sehr schöner Herr, ein hübscher Mann, sicher auch ein kluger Mann," neckte Elisabeth, ihren Vorteil lustig wahrnehmend.

„Schweig du, schweig!"

Hagecius neigte sich an ihr Ohr, doch so, daß es Tengnagel hörte: „Und wenn ich nun noch hinzufüge, daß es auch ein berühmter Mann ist, der große Astronom Johannes Kepler?"

„Ah der! Der soll ja jetzt bei uns in Benatek wohnen. Für lange Zeit, nicht wahr? O, ich freue mich!"

Ratlos sah der schwerfällige Tengnagel auf die beiden, die sich über seinen Kopf hinweg zu verständigen schienen. Er ballte die Faust, als sei Elisabeth in ihr drinnen, in Gestalt eines kleinen Vögleins etwa, das ihm davonfliegen wolle. Immer fester krallte er die Finger zu, sein Gesicht verzerrte sich in Verzweiflung. Von Anfang an hatte er ja gewußt, daß dieser hergelaufene Kepler ihm Beunruhigung und Unglück bringen werde. Als nun Elisabeth gar sich ganz weit vorneigte, um den schlummernden Fremdling aus der Nähe zu sehen, wobei sie launig verliebte Augen machte, hielt sich der Junker nicht länger zurück und schrie ihr einen kurzen Satz in dänischer Sprache zu, der sie sofort erblassen machte und in den Polster zurückwarf. Große Tränen standen in ihren Augen, von nun an sprach sie kein Wort mehr. Auch Tengnagel schwieg verstimmt und des Arztes Gewandtheit mochte gleichfalls zu Ende sein. Erst

nach einer Weile schien Elisabeth die ganze Schwere der zugerufenen Worte zu fühlen, sie begann zu schluchzen, lehnte sich aber mit dem Gesicht an die Wand des Wagens, so daß man es nicht sah. Am ganzen Körper bis zu den Fußspitzen hinab zitterte sie.

Glücklicherweise war man bald am Schloß angelangt. Man fuhr schon an einzelnen Gehöften der Herrschaft vorbei, dann durch Weingärten einen Hügel empor, zwischen zwei langen Mauern, und endlich ins mächtige Hoftor ein. Der Wagen hielt. Schlaftrunken taumelte Kepler aus dem Sitz. Obwohl man ihn schon geweckt hatte, sobald das Schloß in Sicht kam, hatte er ohne jedes Zeichen von Neugierde friedlich weitergedusselt. So kam es, daß er beim Aussteigen beinahe über den vor ihm stehenden Tengnagel hinuntergestolpert wäre und sich an dessen Schulter festhielt. Der aber, händelsüchtig von Natur aus, nun gar noch durch den Zank mit seiner Braut aufgebracht, war nicht geneigt, die Entschuldigungen des ungeschickten, noch halb verschlafenen Gelehrten anzuhören. Er schüttelte ihn ab, brüllte auf und warf sich mit drohenden Fäusten über Kepler, hätte auch sofort zugehauen, wäre nicht in demselben Augenblick ein junger starker Bursche, vom Rollen des Wagens

angelockt, aus dem Hause gelaufen, der den Bedrohten sofort an sich riß. Es war Tychos älterer Sohn. Freundlich begrüßte er die beiden Gäste und lud sie ein, mit ihm zu kommen. Dem Tengnagel warf er nur ein paar leise, verächtliche Worte hin und ließ ihn im Hof stehen, wo eine Schar von Frauen mit allen Zeichen des Schreckens um ihn und die weinende Elisabeth sich ansammelte.

2

Ob es nun diese unerwartete Szene gleich beim Eintritt war oder ob ihn die Erwartung des großen Tycho doch aufregte: jedenfalls zitterte Kepler ein wenig, als er die große Holztreppe mit ihren alten Stufen emporstieg. Sie führte nach ländlicher Art frei an der Außenseite des Schloßgebäudes empor und endete als eine geräumige, verandaartig überdachte Plattform in der Höhe des einzigen Stockwerks. Von hier aus durchschritten die Gäste mehrere Zimmer, in denen eifrige Tischlerei am Werke war. Drehbänke schnurrten, Hobel klangen scharf auf, der Geruch frischgeschnittenen Holzes, wie man ihn auf sonnigen Waldrodungen einatmet, durchdrang das ganze Haus und ein dichter Pelz von weißen gekräuselten

Sägespänen lag überall in den kahlen halbfertigen Räumen. Es folgte ein Laboratorium, dessen eine Hälfte von einem Ofner in Besitz genommen war, der daselbst seine Gerätschaften und Kacheln zum Aufbau eines chemischen Herdes ausgebreitet hatte, während an der Fensterwand ein junger Mann über einem provisorischen offenen Feuer schon an der Arbeit schien und mit seinen Glasröhren so vertieft umging, als sei ringsumher alles in bester Ordnung. Tychos Sohn führte durch eine geräumige ganz leere Halle weiter, öffnete die Türe zum nächsten Zimmer, nachdem er angeklopft hatte, und wich dann zur Seite aus. Hagecius trat ein, ihm folgte Kepler, während der Jüngling sich entfernte.

In dem durch Vorhänge etwas verdunkelten Zimmer hob sich über Stöße von Büchern und Schriften wie über Mauerzinnen empor ein kahlgeschorener Kopf, darunter ein dickes, mit Backenknochen und Stirnknollen hervortretendes Gesicht, das vom Schnurrbart bis über den Mund hinweg graublond bewachsen war. Es war Tycho, der sofort lebhaft aufsprang und den kaiserlichen Leibarzt begrüßte.

„Dies ist —" wollte Hagecius, mit einer Handbewegung auf Kepler weisend, sagen; aber Tycho

unterbrach ihn sofort: „Das braucht mir niemand zu melden. Dies ist der junge Hipparch, mein Benjamin, auf den ich lange genug gewartet habe." Und ohne einen Laut des erstaunten Kepler abzuwarten, warf sich Tycho mit seinem ganzen großen stämmigen Greisenkörper über den um vieles kleineren Gast, dreimal schlug er seine Arme um ihn, dreimal zog er ihn an seine Brust und küßte ihn dabei jedesmal auf den Mund, indem er ausrief: „Gesegnet, gesegnet diese Stunde!"

„Ich begrüße in aller Verehrung den Phönix der Astronomie," erwiderte Kepler, indem er ehrerbietig zurückwich.

„Phönix magst du mich wohl nennen, Kepler," rief Tycho, „denn verbrannt und vernichtet hat man mich und alles, was mein ist. Ob ich mich aber aus meiner Asche je wieder emporschwingen werde, wie die Dichter von jenem wunderbaren Vogel sagen, das wird erst das eben begonnene Jahr zeigen, das freilich mit einer noch nie gesehenen Konjunktion zweier heller Sterne eröffnet wird." Dabei zog er Keplers Hand wieder in die seine und an sein Herz. „O nein, wir sind einander heute nicht zum erstenmal nahe, mein großer Freund! Wie ich es einmal an meinen Gutgesellen

Pratensis schrieb: Am glänzenden Himmel begegneten sich unsere Blicke, die sich auf Erden nicht begegnen konnten." Tychos Augen glänzten auf, er begann mit dröhnender Stimme einige lateinische Distichen, die er vor Jahren diesem Freunde gewidmet hatte, zu zitieren: „Wenn meine Augen denselben Stern beobachten, dem du gerade deine Aufmerksamkeit zuwendest, dann verbindet uns das Himmelsgewölbe, uns, deren körperliche Verbindung die Erde nicht leidet." Noch während er deklamierte und mit der linken Hand in großen Bogenschwingungen sich selbst den Takt gab, schob er in gebückter Haltung mit der Rechten einen Sessel zu Kepler hin. Dann verstummte er eine Weile, sah dem Ankömmling entzückt ins Gesicht, als bemerke er ihn so richtig erst jetzt, nahm ihm die Mütze aus der Hand, legte sie vorsichtig auf einen Bücherhaufen, stand wieder vor Kepler und stampfte auf, als könnte er seine Freude nicht zügeln. „Dies ist mein erster glücklicher Augenblick seit Monaten, seit vielen Jahren," rief er aus und wandte sich an Hagecius, in dessen Arm er sich heftig aufstützte. So zurückgelehnt betrachtete er aus der Ferne den nicht ohne Verlegenheit dasitzenden Kepler und seine Miene, sein auffallendes, gleichsam heißes Schweigen, sein Augenzwinkern, sein

beinahe kokettes Lächeln schien zu sagen: „Nun, ist er nicht lieblich, mein Benjamin?"

Während Tychos lebendiges und sonderbares Gehaben auch weiter den ganzen Raum ausfüllte, blieb nicht nur Kepler, auch der sonst weltläufige Hagecius befangen. Letzterer sogar etwas enttäuscht; hatte er doch, nach der zierlichen Hipparch- und Phönix-Begrüßung ein sauberes mythologisches Gespräch, wie es unter Gelehrten üblich war, erhofft, — statt dessen vernachlässigte Tycho, dessen natürliche Leidenschaft ausbrach, sogar die unter Gebildeten unerläßlichen lateinischen Einflickungen und seine Rede strudelte wie die eines Taglöhners gewaltsam und ohne Aufputz hin, in einer Reinheit und Einfachheit, die dem Hofmann barbarisch erschien. Tycho aber bemerkte nichts von dem Erstaunen, das er um sich verbreitete. In einem förmlich kindischen Übermut, ein Bein vorstellend, den mächtigen Bauch herausgestoßen, das Gesicht aufgeworfen, beide Hände an seinem dichten Schnurrbart, dessen schräge Enden er noch tiefer herabzog: so schien er schon mit seinem gewaltigen Leibe der ganzen Welt Trotz zu bieten, und was er sprach, waren nun auch höhnische Beschimpfungen seiner Feinde, namentlich des Schotten Craig und des Hofmathematikers Raimarus Ursus, den er

ein unreines dithmarschisches Tier nannte. „Jetzt mögen sie aber alle kommen, mit meinem Kepler vereint bin ich unbesiegbar."

Es klopfte an der Türe. — „Was ist denn?" rief Tycho mit empörter Stimme. Eine hochgewachsene blonde Frau trat ein, Tychos Gemahlin Christine. „Ich bringe nur etwas für die Gäste, Tyge." Obwohl sie deutlich genug auf eine ihr folgende Magd wies, die eine große Schüssel mit kalten Speisen und Weinflaschen hereintrug, schien Tycho den Zusammenhang nicht verstehen zu können oder zu wollen, verstellte den eindringenden Frauen den Weg und bedrängte sie mit dem unaufhörlich wiederholten Zuruf: „Was denn, was denn, was denn?", so daß sie wieder zur Tür zurückwichen. Die Magd schrie, das Geschirr klirrte, und nun erwiderte auch Tychos Frau mit störrischer, unfreundlicher Miene. „Was ist es?" antwortete er gequält. „Ist es eine schlechte Nachricht?" Seine großartige Haltung war zusammengeschrumpft; man merkte erst jetzt, daß die feurigen Worte und Gebärden vorhin nicht ungebrochener Kraft, sondern einem kurzen Rausch entsprungen waren, den er wie aus Furcht vor der Wirklichkeit gern verlängert hätte. „Hier sind meine Freunde, hier ist mein Musentempel, was stört man mich," erklärte

er der Frau, die sich nicht viel Mühe gab, ihn zu beruhigen, nur die Schüssel auf einem Bücherhaufen unterbrachte und schnell hinausging. Ihr vergrämtes Gesicht drückte deutlich aus, daß sie dieser Seltsamkeiten endgültig müde sei. „Auch Phöbus muß Wolken dulden," wandte sich Tycho dann an seine Gäste und bat sie zuzugreifen. Doch es war erstaunlich, wie seine vordem bewegte Miene sich in ein leeres, beinahe listig hartes, totes Gehäuse zurückgezogen hatte; alle Furchen der Begeisterung schienen hinter der glatten steinernen, nun auch blasseren Oberfläche seines Gesichtes verschwunden. Es war förmlich ein anderer Mensch, ein kluger nüchterner Kopf, nicht mehr der schwelgend Leidenschaftliche. Und nun sprach er auch ganz anders, leise und spitz, auch von anderen, näheren, kleineren Dingen. So bemerkte er die frische Beule an Keplers Stirn, die ihm Tengnagel geschlagen hatte, fragte ihn scherzhaft, ob er sie aus Liebeshändeln davongetragen habe, und warnte ihn, auf seine eigene Nase weisend: „Ein Andenken an meine Rostocker Studentenzeit. Mein Freund Parsbjerg war mit mir einer Dame wegen zusammengeraten. Wir fochten unseren Streit im Dunkel aus und dabei hieb er mir die halbe Nase unter der Wurzel heraus. Seht nur,

jetzt trage ich einen Einsatz von Gold und Silber, er ist recht gut und fest gemacht." Die Gäste mußten über seinen Wunsch den künstlichen Nasenteil nicht nur besichtigen, sondern auch betasten. Es sei ihm sehr wichtig, rief er aus, als sie nicht gleich zulangen wollten (sie sträubten sich, denn das eigentümlich Starre in Tychos Gesicht schien eben von diesem Einsatz auszugehen, wie man jetzt bemerkte, und so mutete diese Stelle etwas unheimlich an), es sei ihm sehr wichtig, denn seine Pamphletisten wie der erwähnte Ursus entblödeten sich in ihrer Roheit nicht, von ihm spottweise zu schreiben, er mache seine astronomischen Beobachtungen durch die Nase, die er als Visier benütze. Überdies sei er gerade jetzt daran, gegen diesen Nebulo einen Hauptstreich zu führen. Professor Magini in Bologna habe ihm im Vorjahre versprochen, eine Lobrede auf ihn zu verfassen; daran wolle er ihn jetzt bei der Übersendung seines neuen Werkes erinnern, damit der bübische Verkleinerer durch die Stimme eines auswärtigen berühmten Unparteiischen endlich zum Schweigen gebracht werde.

Mit solchen Reden war Tycho an seinen Schreibtisch getreten, dem sich nun auch Kepler gespannt näherte. Das erwähnte Werk — Tychos Sternen-

katalog — lag, eben fertiggeſtellt, in vielen ſaube-
ren Exemplaren zur Verſendung an die hervor-
ragendſten Gelehrten und Gönner bereit. Tycho
zeigte die ſorgfältigen Begleitbriefe, die er heute
geſchrieben hatte: an den Kaiſer, den Erzherzog
Mathias, den Vizekanzler Corraducius, an Wolf-
gang Theodor, Erzbiſchof von Salzburg, an den
Biſchof von Lübeck, den Profeſſor Brucäus in
Roſtock, Heigel in Augsburg, an den Herzog von
Kaſſel, den Prinzen von Oranien, an Scaliger in
Leiden. Kepler geriet in Erſtaunen über dieſe
rieſenhafte Korreſpondenz; doch Tycho fügte bei:
dies ſei nur ein kleiner Teil deſſen, was beinahe
jede Woche von Benatek abgehe. Mit jedem
durchreiſenden Kaufmann kämen Anfragen gelehrter
Kollegen, Bitten um ein Gutachten, um Angabe
einer Konſtruktion von Inſtrumenten, gar oft auch
um weltliche Dinge, wie etwa um Tychos Für-
ſprache bei einem großen Herrn. Das wolle denn
alles gewiſſenhaft behandelt und möglichſt mit der
nächſten Poſtgelegenheit beantwortet ſein. Aller-
dings wachſe einem ſolche Arbeit manchmal bei
allem Fleiße über den Kopf, — Tycho wies lächelnd
auf die Wandregale, in denen überall Haufen von
Briefſchaften, ordentlich zuſammengebunden, zur
Hand lagen. Auch der Fußboden war mit ge-

ſchichteten Stößen von Flugſchriften und Blättern aller Art bedeckt. Ein ſtarker Wille zur Ordnung zeigte ſich allenthalben, freilich wurde zugleich klar, wie dieſer Schwall kleiner Dinge in ſeiner Formloſigkeit jeder menſchlichen Herrſchaft ſpottete. Mit einigem Stolz legte Tycho eine Liſte aller Gelehrten vor, mit denen er in Verbindung ſtand. „Der Mann der Wiſſenſchaft," ſagte er, „iſt Kosmopolit, er ſollte womöglich in allen Ländern zugleich ſein und überall lehren, er darf ſich die Mühe nicht verdrießen laſſen, wenn es gilt, der Wahrheit, die er gefunden hat, einen Weg zu ebnen." Dann aber beklagte er die Schwierigkeit dieſer Aufgabe. Man ſollte nicht glauben, mit welchen Hemmniſſen die ſelbſtverſtändlichſten Angelegenheiten zu kämpfen hätten! Er brachte ein Aktenbündel, das den Transport ſeiner Inſtrumente von der Inſel Hveen nach Benatek betraf. Aus der einfachen Überſiedlung wiſſenſchaftlicher Apparate war gar eine politiſche Sache geworden, indem die Senate von Hamburg und Magdeburg, ſeit der ſchmalkaldiſchen Fehde der öſterreichiſchen Regierung gram, dieſe Angelegenheit, für die der Kaiſer ſelbſt brieflich eingetreten war, mit abſichtlicher Läſſigkeit betrieben. — „Solches Unglück habe ich in allem," ſeufzte Tycho, „aber was liegt

daran! Tu ne cede malis! Man muß seine Pflicht tun und den Zufall verachten." Ein Bild ernster Tüchtigkeit und Geschäftigkeit bietend, legte er seine Hand, wie beschwichtigend, bald auf dieses, bald auf jenes Päckchen und weidete sich am Erstaunen Keplers, als er gar zum Schluß noch ein Fach öffnete, in dem Abschriften aller abgegangenen Briefe reihenweise geschlichtet lagen.

„Das könnte ich nicht nachmachen," gestand Kepler in aufrichtiger Zerknirschung. „Da sehe ich erst, wie liederlich ich bin. Ich habe nicht einmal die Kraft, die allerwichtigsten Briefe zu beantworten. Sie liegen bei mir herum und gehen verloren, ich weiß gar nicht wie. Nach Jahren stoße ich auf Fetzen unerledigter dringender Schreiben. Ich bin ein schrecklicher, saumseliger, fauler Mensch."

„Was unseren Briefwechsel anlangt, so kann ich das bestätigen," lachte Tycho. „Ein anderer als ich hätte sich über so unregelmäßiges Antworten gewißlich bitter beleidigt. Nun, ich bin duldsam und will jedem in seiner Weise sein Recht lassen. Für mich aber, ganz im stillen, finde ich, daß jede Art von Unordnung im Verkehr mit Menschen, so auch im Briefwechsel, eine Bequemlichkeit ist, die man sich auf Kosten anderer gestattet. Man bedenkt dann nicht, aus Leichtsinn,

oder hat gar nicht die Kraft sich vorzustellen, wie sehr man den anderen kränkt und hemmt und seiner Energie beraubt, indem man ihn auf eine Antwort, die zu erwarten er berechtigt ist, Gott weiß wie lange warten läßt. Ich finde das rücksichtslos, ich finde es ungütig. Mag das Schreibwerk auch von der wichtigeren Arbeit im Dienste Uranias beträchtlich ablenken: wir sind eben nicht nur unseretwegen und unserer Arbeit wegen auf der Welt, sondern auch des lieben Nächsten wegen, mit dessen billigen Ansprüchen unsere eigenen Wünsche sich abfinden müssen." Und scherzend fügte er hinzu, er bitte Kepler, wenn er schon im großen Sternwesen keines Unterrichts mehr bedürftig sei, wenigstens in diesen Äußerlichkeiten sein Schüler zu sein. — Er sagte es als Witz, doch seine funkelnden Augen zeigten, daß diese Schülerschaft, und wohl in viel weiterem Maße, als er es aussprach, sein innerster, vielleicht ihm selbst unbewußter Wunsch war. Mit sichtlicher Lehrfreude fügte er hinzu, daß er überhaupt bemerkt habe, auch in Briefen Keplers an andere Personen, die ihm zufällig zu Gesicht gekommen seien, wie wenig ernst Kepler die Titulaturen der unterschiedlichen Adressaten nehme. Auch wende er nicht die nötige Aufmerksamkeit an die Recht-

schreibung der Namen: wo es doch jedermann als bitterste Vernachlässigung spüre, den eigenen Namen falsch und unangelegentlich geschrieben zu sehen. — „Das mußt du dir abgewöhnen!“ neigte er sich leise und vertraulich zu Kepler. Daß er das „Du“ aus dem Schwung der ersten Ansprache nun auch im gelasseneren Gespräch beibehielt, zeigte, wie tief seine Sympathie für den jungen Gelehrten ging.

„Ich bin so träge in diesen Sachen,“ seufzte Kepler, der sich mit einer gewissen Leichtigkeit, ja mit Vergnügen selbst herabzusetzen schien.

„Das träge Blei hat seine besondere Kraft, ebenso der eifrige Merkur,“ komplimentierte Hagecius nach beiden Seiten. „Hoffen wir, daß das neue Amalgam dieser zwei uns den Stein der Weisen beschere.“ — Er hatte damit nur das auf den ersten Blick so andersartige Temperament der beiden gemeint; aber sein Ausspruch ging viel tiefer, als er es selbst verstand. In Tycho und Kepler waren einander wirklich zwei Geistigkeiten grundverschiedener Art gegenübergetreten: der einfache, nichts berechnende, in seiner einzigen Richtung unbehindert weiterstürzende, gleichsam unbewußte Kepler und der zwiespältig veranlagte Tycho, dessen Seele in wildeste Leidenschaft und

zugleich nüchternsten, über sich selbst Rechenschaft wissenden Verstand ohne Bindung auseinanderklaffte. In Kepler war trotz seiner Jugend alles ausgeglichen und zu höchsten Leistungen mühelos vorbereitet, während Tycho, unter der Last seiner widerspruchsvollen Natur fast zusammenbrechend, mit Anspannung aller Kräfte nach einer Einheit zu ringen schien. Mochte nun diese von Tycho angestrebte Einheit eine noch höhere sein als die durch Keplers angeborenen Gleichmut bezeichnete, mochte zunächst einfach seine heftigere vielfältigere Menschlichkeit oder gar nur Alter und Erfahrung entscheiden: jedenfalls saß er zunächst in seiner Führer- und Unterweiserrolle ganz sicher, und daß mit dämonischer Kraft das Verhältnis bald umschlagen würde, lag gänzlich außer seinem wie außer Keplers Blick. Mit Begeisterung sprach Tycho von seiner „herkulischen Arbeit", die Pflichten des Lebens mit denen der Forschung zu vereinen, andachtsvoll horchte ihm Kepler zu, und als Tycho nun gar die Türe zum nächsten Zimmer öffnete, das als vorläufige Sternwarte eingerichtet war, glaubte sich der junge Mann am Ziel seiner Träume.

Ein großer Saal, der in der Ecke des Gebäudes durch Ausbrechen einiger Wände entstanden war,

führte nach zwei Seiten auf überdachte Balkone; auch hier, wie im ganzen Schloß, roch es nach frischen Holzarbeiten und nach feuchtem Mörtel. Beherrschend umschloß die den Eintretenden gegenüberliegende Wand Tychos großer Mauerquadrant, eines seiner berühmtesten Instrumente und das einzige große Stück, das er von Hveen gleich mit sich geführt hatte, da es ihm unentbehrlich war. Es war ein blanker, durch starke Schrauben an die Wand geklemmter Messingbogen von beinahe sechs Fuß Halbmesser. — Sofort eilte Kepler hinzu und wußte nicht, was er zuerst bewundern sollte, die eigenartigen, von Tycho erfundenen Visiere, die verfeinerte Gradeinteilung, die neuen Uhrwerke, dergleichen er noch nie gesehen hatte, die sinnreichen Vorrichtungen, welche Beobachtungsfehler ausglichen. — Plötzlich überströmte der sonst wortkarge Mann von Ausrufen der Verehrung, lief aufgeregt längs der Apparatmauer auf und ab, faßte endlich Tychos Hand und drückte einen langen Kuß auf sie, die all dies Wunderwerk hervorgezaubert hatte.

Gerührt strich Tycho über Keplers Haar. Ihm tat es wohl, von einem, der die ganze Bedeutung seiner getanen Arbeit erfassen konnte wie niemand anderer, anerkannt zu sein. In der Tat war es

sein Hauptverdienst, zum erstenmal den Wert sorgfältiger Messungen und regelmäßig fortgesetzter Beobachtungen erkannt und nachdrücklich durchgesetzt zu haben. Denn seine Vorgänger, selbst der große Kopernikus, waren, so seltsam dies klingen mag, gar nicht auf den Einfall gekommen, die aus dem Altertum überlieferten Sternörter zu überprüfen, und hatten sich mit gelegentlichen Beobachtungen begnügt, zufrieden, wenn ihr System allgemein philosophischen und mathematischen Bedingungen entsprach.

Auf einem Tischchen vor dem großen Quadranten lagen Manuskripte, in denen die Bahnen des Mars und anderer Sterne, die Tycho seit Jahrzehnten tagtäglich aufnahm, aufgezeichnet wurden. „Ein Schatz, würdig, neben den Kleinodien der Fürsten zu liegen," rief Kepler in höchster Freude aus und begann die Blätter sofort durchzusehen, hätte sich am liebsten gar nicht mehr von ihnen getrennt. — Tycho aber zog ihn mit sich fort und ließ ihn auch nicht bei den anderen Zauberdingen des Saales, den mächtigen Armillen, den Jakobsstäben, den Globen, welche selbsttätig die Bewegung der Sonne und die Mondphasen zeigten. Ihn quälte wohl die Erinnerung an seine Sternwarte auf der Insel Hveen, an diesen einzigartigen Bau, den er ganz

nach eigenem Geschmack, mit königlicher Großartigkeit und Eleganz, als ein romantisches Weltwunder seiner Zeit hatte aufführen lassen. Zwanzig köstliche, fruchtbare Lebensjahre hatte er dort verbracht, dann (es war vor drei Jahren geschehen) hatte man ihn weggejagt. Und was nun seine Gäste hier in Erstaunen setzte: für ihn war es doch nur ein kümmerliches Abbröckel seiner Großzeit. Lieber mochte er daher seine neuen Arbeiten zeigen, die sich zwar bescheidener ausnahmen, für ihn aber als Bürgen seiner Ungebrochenheit vielemals wertvoller waren.

So verweilte er auch im nächsten Zimmer nicht bei dem beinahe den ganzen Raum ausfüllenden Himmelsglobus, an dem er seit fünfundzwanzig Jahren die Sterne seinen eigenen Beobachtungen gemäß verzeichnete. Kepler hätte diese beinahe sagenhafte Leistung am liebsten durch einige fachmännische Fragen gewürdigt. Tycho aber zog an einer Schnur, eine seidene Hülle schwebte von der Decke herab und legte sich kunstvoll von allen Seiten um die ungeheure Kugel.

Erst im nächsten Gemach, das seine Bibliothek enthielt, ließ er sich's behagen. Er zeigte seltene Bücher vor, mit besonderem Stolz eine Originalhandschrift des Kopernikus, den ungedruckten „Com-

mentariolus", der nur in wenigen Exemplaren an die zeitgenössischen Freunde des Gelehrten und durch des Hagecius Güte (hier kam der von beiden immer weniger beachtete Arzt zu einer vorübergehenden Bedeutung) an Tycho gelangt war. Kepler griff danach. Ohne die Schrift loszulassen, sah ihm Tycho bedeutungsvoll ins Gesicht: „Du siehst, wie unrecht man tut, wenn man mich als Gegner dieses Weisen ausgibt. Niemand kann ihn und seine Werke höher in Ehren halten als ich." Damit stellte er die Blätter wieder an ihren Ort und machte die Gäste auf eine Armille aufmerksam, die erste und einzige, die er bisher in Benatek hatte anfertigen lassen. Mit besonderer Liebe verweilte er bei ihr und erklärte die vielen kleinen geschnitzten Figuren, mit denen das kunstreich vergoldete Stativ geziert war. An jeder Ecke dieses Stativs thronte einer der Monarchen, welche die Astronomie vornehmlich gefördert hatten: Alphonso von Spanien, Karl V., Rudolf II. und Friedrich II. von Dänemark, die beiden letzten als Gönner Tychos bedeutsam. Unterhalb der Könige waren die großen Astronomen selbst abgebildet, zu den Herrschern emporblickend: Ptolemäus und Albattani, Kopernikus und Apianus, auch Tycho fehlte nicht. Lateinische Epigramme waren auf

Metalltafeln angebracht. Tycho las sie vor und fast schien es, als seien ihm diese seine poetischen Werke ebenso wichtig wie seine wissenschaftlichen. — Seltsam angemutet stand Kepler da und schüttelte den Kopf, als nun Tycho auch die übrige merkwürdige Ausstattung des Zimmers mit großem Ernst durchzugehen begann. Sinnsprüche und Symbole bedeckten jede freie Stelle der Wand: Löwen, die sich bäumten und deren über den Rücken hin hochgehobener Schweif, in eine züngelnde Giftschlange ausgehend, mit ihnen zugleich einen Schild ansprang, — dann Tychos Adelswappen mit dem Wahlspruch: „Nicht Macht, noch Reichtum, nur des Geistes Szepter dauern." Eine Säule trug die Inschrift: „Ich stehe fest und bin beschützt, mag der Wind heulen und die Woge schlagen." Ein Distichon über der Türe pries Benatek, seiner Schönheit wegen das böhmische Venedig genannt, nicht etwa der häufigen Überschwemmungen wegen, und drückte die Freude aus, hier eine Ruhestätte gefunden zu haben.

Hagecius fand solche Verse und heraldische Anspielungen sehr nach seinem Geschmack. Kepler aber trat von einem Fuß auf den anderen und langweilte sich offenbar. Beide freilich, der dürre Hofmann wie der junge kraftvolle Forscher, konnten

Tychos Neigung für eine beziehungsreiche Umgebung nicht verstehen. Man mußte wohl erst so viel umhergeworfen und angefeindet worden sein, um eine solche Vergrabenheit der Seele in sich selbst mitzufühlen, eine solche Aufrichtung von Schutzwällen, in der das ganze Ruhebedürfnis des abgehetzten wunden Helden lag und ein so tiefer Wunsch der unheilgewohnten Brust, sich durch Sprüche, geheime Zeichen, Jugenderinnerungen wie durch magische Beschwörungsformeln immer von neuem aufzurichten, zu ermahnen, zu trösten, sich in jeder Beziehung und der Welt zum Trotz recht wichtig und ernst zu nehmen und jede glückliche Minute als ein Geschenk des ohnedies kargen Schicksals mit allen Fibern festzuhalten, um aus ihr neue Kraft zur Tat zu saugen. — O, keine Spielereien, sondern innerste Notwendigkeiten zur Abwehr und Beruhigung waren diese Verse und Zeichnungen, die Tycho selbst entwarf, bald um sich über die Verbannung aus der Heimat hinwegzusetzen: Überall Himmel über mir, Erde unter mir — bald zur Verhöhnung der adeligen Standesgenossen, die seine Wissenschaft als unwürdige Beschäftigung verworfen hatten: Da stand ein Baum, zur rechten Seite in Früchten, zur linken dürr, mit der Umschrift: „Durch den Geist leben wir,

alles andere ſtirbt." Unter der grünenden Hälfte ſaß ein Jüngling mit einem Lorbeerkranz auf dem Haupte, einen Himmelsglobus und ein Buch in Händen; unter dem welken Teil trat neben einen Tiſch mit Szepter, Kronen, Karten und Würfeln ein Skelett. — Mit einer förmlich religiöſen, heiligen Inbrunſt wies Tycho auf dieſes Relief, dann auf ein Brettchen mit einigen abgeſchabten Bänden; es war die kleine Ausgabe des Ptolemäiſchen Almageſt, das erſte aſtronomiſche Buch, das er als junger Student verbotenerweiſe, für ſchwer erſparte zwei Joachimstaler in Kopenhagen gekauft hatte, ſtatt Rechtswiſſenſchaft zu ſtudieren.

„Das ſind ja Dinge von guter Vorbedeutung," ſagte Hagecius mit gezwungener Sanftheit und Scheu.

„Man muß lauter Dinge von guter Vorbedeutung um ſich haben," erwiderte Tycho erregt. „Das Leben iſt ſo bösartig, daß es ſich mit allem Böſen in unſerer Nähe ſofort verbündet und übermächtig wird. Das Beſte deshalb, auf einer Inſel zu wohnen, die man ſich nach eigenem Willen hergerichtet und geſäubert hat. Meer ringsherum und Mauern dazu, kein Eingang ... Damit meine ich nicht meine Inſel Hveen," ſetzte er ſofort erſchrocken, wie ertappt hinzu, „ich meine jede Inſel

im allgemeinen, ein abgesondertes Reich ... Seht her, meine Freunde, wie man das Böse von sich absondern muß. Kann man es nicht ins Meer werfen, so mindestens in einen recht festen Lederbeutel." Lächelnd zeigte er die Kapsel, in der er den ungnädigen Verbannungsbrief Christians verschlossen hielt. Er sollte gleichsam die übrigen Dinge nicht anstecken. Scherzhaft brachte er es vor, doch auch darin lag der abergläubische Ernst des Mannes, der sich, vom Schicksal oft und unvermutet getroffen, jeden Augenblick neuer rätselhafter Unglücksfälle versieht.

Kepler hatte die letzten Reden Tychos nicht mehr mitangehört, er stand an der Bibliothek und fragte, ob er sich einige Werke ausleihen könnte. Bereitwillig reichte ihm Tycho die gewünschten. Als aber Kepler auch den „Commentariolus" verlangte, stutzte er. Es schien ihm unangenehm zu sein, daß Kepler für den Erfinder des gegnerischen Weltsystems so viel Interesse zeigte, und er machte kein Hehl daraus. „Dieses Werk ist veraltet," sagte er und, indem er ein Register hervorzog, in das er die eben verborgten Bände mit seiner gewohnten Genauigkeit eintrug, murmelte er weiter, daß es wohl für diesmal des Guten genug sei.

Stunde um Stunde des Nachmittags verrann unter solchen Gesprächen. Endlich erinnerte Hagecius daran, daß er eigentlich einer ärztlichen Untersuchung wegen gekommen war. Die Nierenerkrankung, die er neulich bei Tycho vorgefunden, bedürfe wohl einer sorgfältigen Behandlung. — Aber mit einem warmen Blick auf Kepler wies ihn Tycho zurecht: „Nicht Ihr, Herr Doktor, dieser hier bringt mir neue Jugend und Gesundheit." Und er ließ sich in seinen Darlegungen nicht stören. Längst war es dunkel geworden und nur der wogende Schneefall, der draußen niederging, verbreitete noch einen weißlichen Schimmer im Bibliothekssaal: da klopfte es und zwei Schüler Tychos traten ein. „Ist es eine schlimme Nachricht?" rief er ihnen entgegen und machte unwillkürlich einige Schritte, als wollte er sie wieder hinausdrängen; es war ihm dies in der letzten Zeit zur Gewohnheit geworden. — Nein, sie kämen nur, um ihn zur gemeinsamen Mahlzeit zu bitten. — „So spät ist es geworden?" lachte Tycho und reichte den Gästen auffordernd die Hände. „Dies ist Kepler und dies ist nur Longomontanus und dies nur Johannes Müller aus Brandenburg," stellte er scherzhaft vor. Kepler

verbeugte ſich, beſchämt und auch ein wenig verletzt durch Tychos raſche Art; ſein Befremden ſteigerte ſich noch, als er bemerkte, daß die beiden ſo ſchroff behandelten Aſſiſtenten, die ſich immerhin in der wiſſenſchaftlichen Welt ſchon einen Namen gemacht hatten, dieſelben Männer waren, die er in einem der erſten Zimmer mit Tiſchlerarbeiten beſchäftigt gefunden hatte.

Man ſtieg ins Erdgeſchoß hinab, wo in der großen Halle ſchon eine lärmende Geſellſchaft ſaß, um lange Eichenholztafeln gereiht. Stattlich nahm Tycho an der oberen Schmalſeite neben ſeiner Frau Platz. „Wie Zeus neben Hera," flüſterte Hagecius, und in der Tat thronte der Gelehrte hier recht götterköniglich als Oberhaupt ſo vieler Menſchen, die von ihm Bedeutung und Würde erhielten; denn nach patriarchaliſcher Sitte waren neben den Gäſten, den Schülern und geringeren Hilfskräften auch noch die älteren Diener der Familie, ferner die Knechte und Mägde des Gutes der Mahlzeit zugezogen, ſo daß vom oberen bis zum unteren Ende des Tiſches alles, was die Familie durch Arbeit unterſtützte, nun auch durch gemeinſamen Genuß ſich ihr verbündete. Tycho liebte es ſo und überſchaute gern einen anſehnlichen Kreis der Seinen, mochte ihm auch gerade

dieſe Fülle blühenden Lebens, in der ſich mancher widerſpenſtige Willen gegen ſeine Herrſchaft auflehnte, zuzeiten Sorgen und Zwiſt verſchaffen. Einen nicht geringen Teil ſeiner Kräfte verbrauchte er, um dieſes Regiment zu führen, und doch ließ er es nicht. Recht als Zeichen ſeiner hausväterlichen Gewalt hatte er nun alle Teller in förmlichen Säulen ſowie die gewaltige Schüſſel vor ſich ſtehen, aus der er nach vollbrachtem Tiſchgebet jedem ſein Teil Suppe in den Teller zumaß, der dann von Hand zu Hand dem Beteiligten zugereicht wurde. Erſt die folgenden Gerichte wurden von Dienern aufgetragen, die feierliche Eröffnung der Mahlzeit aber hatte nach alter Sitte des Hauſes vom Hausherrn ſelbſt auszugehen.

„Warum fehlt Eliſabeth?“ fragte Tycho, zu ſeiner Frau gewendet. Er hatte den ſtrengen Blick des Fürſten, der ſeinen Hofſtaat nicht vollzählig findet.

„Ihr iſt unwohl, ſie will nichts eſſen,“ erwiderte Chriſtine.

„Was fehlt ihr denn?“

„Nun denn, ſie hat mit Tengnagel Streit gehabt,“ fuhr ihn die Frau leiſe, doch barſch an. Nun erſt bemerkte Tycho, daß ſie wie auch die älteren Kinder ein verdrießliches Geſicht hatte, als

drohe allen ein Unheil. Tengnagel dagegen saß breit und fröhlich da, zwischen den beiden jüngeren Schwestern, die noch Kinder waren, und unterhielt sie mit seinen Possen.

„Ich sage es wieder einmal," flüsterte Tycho leise seiner Gemahlin zu, „nach meinem Geschmack war diese Verlobung niemals. Der Junker ist ein roher Mensch ohne Bildung, ohne Liebe zur Wissenschaft und wohl auch ohne Liebe zu dem Mädchen. Eine Hochadelige will er heiraten, eine Brahe de Knudstrup, das ist sein ganzes Gefühl. Diese Verbindung war wohl auch weniger Elisabeths Willen als dein Werk."

„Mische ich mich etwa in deine Dinge?" erwiderte spitz die Frau. „Dann lasse auch du die Hand von den meinen, die du nicht verstehst. Du bist ja blind, wenn es um deine Kinder geht. Deine Abenteuer haben uns beinahe ins Elend gebracht, das muß ein Ende haben. Diese Ehe wird mein Werk sein, das ist richtig, sie muß und wird auch zustande kommen. Statt sie aber zu fördern, bist du so klug, den Bräutigam, den wir festhalten, nach Prag zu schicken, damit er am Ende nach Herzenslust in die Welt läuft und nie mehr wiederkommt."

„Ich verstehe dich wirklich nicht," meinte

Tycho arglos. „Den Junker hätte ich leicht verschmerzt."

Da aber wurde Christine vollends böse: „Du willst es wohl mit Elisabeth ebenso machen wie mit Magdalena?" Tycho erblaßte. — Diese längst vergangene Angelegenheit, von der sonst nie geredet wurde, konnte er nicht verschmerzen. Magdalena, die älteste Tochter, war vor Jahren auch mit einem seiner Schüler, mit Gellius Sascerides, verlobt gewesen; aber ein Streit zwischen Lehrer und Schüler, der öffentlich, sogar bis zur Instanz des akademischen Senates ausgefochten wurde, hatte dieses Band zerrissen. Seither welkte die ohnedies zarte Magdalena hin, sie wollte mit keinem fremden Mann mehr reden, und ihre stumme Gegenwart in dem stets geräuschvollen Hause bildete einen ewigen Vorwurf für Tycho, der nebst vielem äußeren Mißgeschick nun auch dieses häusliche zu tragen hatte. Den unglücklichen Ausgang der Sache glaubte er ja nicht verschuldet zu haben, dennoch drückte sie ihn im geheimen, und er empfand es nun als etwas Feindseliges, daß ihn seine Frau unvermutet daran erinnerte. Er verstummte und trank nur Kepler ein ums andere Mal ein volles Glas zu.

Indessen führte wieder einmal Hagecius mit

seinen Hofgeschichten das große Wort, Tengnagel und Tychos Söhne waren immer mit Fragen zur Hand, um seine Rede in Fluß zu erhalten. — Tycho oben neigte sein Haupt, sah vor sich auf den Tisch hin und ließ sich recht häufig den Humpen füllen. Als er nach geraumer Weile zu reden begann, war sein Gesicht über der weißen steifen Halskrause purpurrot. Er sprach auch jetzt wieder nur zu Kepler gewendet, aber seine Stimme schwoll bald zu ihrer natürlichen Stärke an, und man mußte ihn hören, obwohl ein ununterbrochenes Summen anderer Gespräche durch den Saal scholl. Der Wein hatte seine Zunge gelöst, hatte seine Zurückhaltung und Rücksicht auf die Umgebung in eine weiche schummerige Halbdämmerung, süßen Überdrusses voll, aufgelöst und ließ ihn nun geradewegs von dem sprechen, was sein Stolz und zugleich sein größter Schmerz war, von der Insel Hveen, von der ihn der junge dänische König, bösen Ohrenbläsern glaubend, so schmählich verjagt hatte; in übersprudelnder und doch feierlicher Rede, kaum mehr für Zuhörer bestimmt, wie berauscht von seiner Herzenstrauer, schien er förmlich ein Klagelied auf den Verlust dieses köstlichen Besitztums anzustimmen: „Dort hatte ich alles, was meiner Seele lieb war, was ich zur Ausübung

meiner Kunst brauchte. Und alles hatte ich selbst erbaut, aus dem kahlen weißen Riff hervorgebracht, mit Hilfe Gottes und des guten seligen Königs. Zwar von meiner Kunst verstand er ebensowenig wie sein Sohn, den Gott bessern möge, in dieser Hinsicht, — in anderen Dingen will ich mich nicht gegen ihn vergehen und nichts tadeln, hört es alle, nichts und nichts bemäkeln — aber der Vater also, der ebensowenig von Astronomie verstand, wie ich schon sagte, dieser königliche Vater liebte mich und vertraute mir, und so förderte er in seiner Weisheit ein Werk, das seinen Namen zugleich mit dem meinen der Ewigkeit überliefern sollte. Mein Werk war es, alles nach meinen Angaben und Plänen errichtet, nach meinen Wünschen und Bedürfnissen, eine wahre Burg meiner Muse Urania, dergleichen vor mir kein Sternkundiger besessen. Oh, welch ein ungeheures, nie gesehenes Werk! Ein Schloß erhob sich auf der Insel, in geschmackvoller neuer Bauart, reich verziert, so ganz nach meinem Herzen; es hatte eine große Anzahl von spitzen Dächern, die abgenommen werden konnten, wenn wir die Sterne beobachteten. Das ganze Schloß, mit Ausnahme der Wohnräume, war angefüllt mit meinen herrlichen Apparaten. Jeder einzelne Apparat stand so, wie ich ihn brauchte und am besten be-

nutzen konnte. Jeder Schüler, von denen es im Schlosse wimmelte, hatte seine Arbeit, seine Stunde und sein Zimmer. Welch eine göttliche Ordnung herrschte da, wie wurde tagtäglich etwas Ersprießliches im Dienste der Wissenschaft gefunden, wie wuchsen unsere Ergebnisse an und hätten bald, ruhig sich anhäufend, den Schlüssel der sieben Sphären vom Firmament herabgeholt! Und über dieser emsigen und erhabenen Arbeit leuchtete unser Wahrzeichen, eine goldene Wetterfahne in Gestalt des Pegasus, über den Sund hin bis gegen Helsingör. O mein Hvenna, Venusische Insel, wie ich mit Recht deinen Namen gedeutet habe, Scharlach-Eiland, Stern der nördlichen Meere, wie habe ich dich geliebt! — Dabei ist noch gar nicht erwähnt, daß sich noch ein zweites Gebäude, nur für unsere wissenschaftlichen Zwecke, an der Südseite der Insel befand. Es hieß Stellaeburgum, die Sternenburg, und war durchaus unterirdisch angelegt, nur die Kuppeln ragten wie kleine Hügel über den Boden. Auf diese neue Art habe ich die Instrumente gegen den Wind geschützt. Ich habe auch eine Inschrift verfaßt, in der ich die Muse ihr Erstaunen über diesen Keller ausdrücken und versprechen ließ, selbst von hier, aus den Tiefen der Erde, den Weg zu den Sternen zu weisen.

Aber nicht minder groß, das muß ich ſagen, war das Erſtaunen des königlichen Schatzmeiſters, als die Baumeiſter ihre Rechnungen für unſere Krypta vorlegten. Trotzdem wurde alles ſofort auf das freigebigſte bezahlt, der gute König gab mir noch eine Pfründe obendrein, als er merkte, daß ich auch mein Privatvermögen zum Ruhm des Landes für dieſe Bauten aufwandte. Aber unſere Erfolge kamen den ungewöhnlichen Koſten gleich, das ſah eben jeder ein. Wir waren Tag und Nacht an unſeren Apparaten, für zwanzig Schüler und mehr gab es zu tun. Regenten aller Länder kamen, um dieſes ihnen ſeltſam erſcheinende Treiben kennen zu lernen, Könige und Herzoginnen waren meine Gäſte. Dichter und Künſtler eilten herbei, um die neuen Weltwunder zu verherrlichen. Oh, es gab viel zu ſehen auf meiner Inſel. Ich hatte Fiſchteiche angelegt, eine Vogeljagd gab es, für Zerſtreuung nach der Arbeit war geſorgt, eine eigene Papiermühle war in Gang, um Papier für meine und meiner Freunde Bücher zu liefern. Mehr als die Hälfte meines eigenen Vermögens habe ich für Parkanlagen verwendet, denn ich gedachte ja mein Leben dort bis zum Ende zu verbringen und all das Schöne noch meinen Kindern zu vererben. Und nun hat man mich dort alt werden laſſen,

dann aber plötzlich mir alles abgenommen. Niemand wird fortführen können, was ich so herrlich begonnen habe. O wehe, auf das Werk des Aufbauens und des sinnvoll geregelten heilsamen Schaffens folgt das Werk des Hasses, des Einreißens, der Sinnlosigkeit, der Ungerechtigkeit. O solcher maßlosen Ungerechtigkeit! Warum straft man mich so ungerecht, so hart, so sinnlos. Die Stätte der Kunst verödet, die Hügel der Sternenburg, diese Brüste der Musen, werden von bäurischen Pflugscharen zerrissen und verwüstet. Und niemand, niemand ist da, das Unheil von einem Werk abzuwenden, für das ich meine beste Jugendkraft, mich selbst ganz und gar hingegeben habe..." Tycho sprach nicht mehr, er sang und schluchzte, er hatte kein Gefühl für die Unschicklichkeit seines Ausbruches an diesem Orte. Nur Kepler, an den er seine Worte unmittelbar richtete und den er während der Exklamation starr angeschaut hatte, hörte zu. Alle übrigen sprachen unbekümmert laut über den Tisch hinweg, überschrien ihn und lachten wohl gar.

Plötzlich brach Tycho grell ab und wandte sich nun an alle, indem er von seinem Platze aufstand: „Hört zu, ein Gedicht, eine Elegie an das undankbare Vaterland."

Eine Weile wurde es still, man hörte das mächtige Kaminfeuer und die Fackeln an den Wänden prasseln.

Indem Tycho nun seinen Gefühlen eine vor längerer Zeit schon erdachte und überdies für die Öffentlichkeit bestimmte Form gab, trat er allerdings gleichsam in den Kreis einer Mahlzeit, einer Versammlung zurück; dennoch gehörte eine ziemliche Verblendung dazu, nicht zu fühlen, daß er vor diesen halb berauschten, satten, zu Ungebühr eher als zu Begeisterung aufgelegten Menschen sich bloßstellte, die zudem teils sein Latein nicht verstanden, teils als Mitglieder seiner Familie sich in einem eigentümlichen Verhältnis von Spottsucht und Respektlosigkeit zu ihm gefielen. Während er nun in gebieterischen Hexametern Dänemark anklagte, erhob sich der Lärm bald wieder und schließlich hörte man von seinen dröhnenden Worten nur noch den Rhythmus. Endlich erkannte er seine Verlassenheit, kam schnell zu einem Schluß und setzte sich, um in einer Aufwallung tiefsten freundschaftlichen Bedürfnisses Keplers Hand zu ergreifen: „Nun erzähle du etwas, sprich du, sprich du uns allen von deinem Leben."

Kepler aber, der überhaupt zu einem derartigen Auftreten weder Fähigkeit noch Lust besaß, der

wohl auch mit richtigem, kühlem Blick das Unziemliche der Lage erfaßt hatte, weigerte sich. Nun drängte ihn Tycho desto heftiger, je mehr in ihm eine halbe Ahnung aufstieg, als habe er vorhin in seiner überquellenden Art nicht das Rechte getan. „Einen Trinkspruch wenigstens, ein paar Worte rede!" — Mit einem Male mischte sich auch Tengnagel ein: „Ja, warum spricht er nicht, der Vornehmtuer? Ich wüßte ganz gern, welcher Wind ihn geblasen und schließlich hergeblasen hat."

Der immer noch sanftmütige Kepler erwiderte, er sei leider verkühlt und heiser, und um dies darzutun, erhob er seine Stimme etwas stärker als bisher. Er kam aber nicht weit, denn kaum hatte er ein paar lautere Sätze geredet, in die Tengnagel wieder polternd hineinfuhr, so daß ein Wortwechsel schon unvermeidlich schien: da wurde er durch eine grauenhafte Erscheinung, die sich alsbald über die Tischplatte erhob, zum Erstaunen und Verstummen gebracht. Ein halb menschenhalb hundeartiges Wesen tauchte neben Tychos Sitz empor, wo es bisher auf dem Fußboden gelegen war, ein Zwerg mit braunem, haarüberwachsenem Gesicht, in Schellenmütze und roter Jacke, die sein spitzer Buckel straffte. Es war Jeppe, Tychos Narr, der unter dem Tisch hie und

da einen Biſſen von ſeines Herrn Hand zugereicht bekam; ein treues harmloſes Tier eher als ein Menſch zu nennen. Selten gab dieſes Mißgeſchöpf einen Laut von ſich. Was es aber ſprach, wurde einigermaßen beachtet, denn man hatte es ſchon erlebt, daß Jeppes dunkle Sprüche in Erfüllung gingen und ſchrieb ihm daher die Gabe des zweiten Geſichtes zu. — Nun erhob ſich der Zwerg, indem er einen trompetenartigen Laut ausſtieß, Zuckungen liefen durch die Furchen ſeiner dunklen Geſichtshaut, bis aus dem zugeſpitzten ſtarren Mund wie in höchſter Angſt die Worte drangen: „Schützet, ſchützet den Herrn!"

Alle blickten ihn erſtaunt an, denn Tycho ſaß bequem bei ſeinem Wein und Braten im Lehnſtuhl, allem Streit noch entrückt, während man eher zwiſchen Kepler und Tengnagel eine unmittelbare Gefahr drohen ſah. „Schützen? Vor wem denn?" fragten einige beluſtigt.

„Vor dem da!" zeterte Jeppe und ſchlug mit unſicher zitternden Händen um ſich, daß ſeine Kappe raſſelte.

„Vor dem da! Vor dem neuen Scholaren! Vor Kepler!" rief Tengnagel, indem er ſich den Ausfall des Zwerges zunutze machte und deſſen bebende Hand wie eine Wünſchelrute packte, um ſie gegen

Kepler hinzulenken. „Ja, das will ich tun!" Und schon stand er zwischen Tycho und Kepler, als wolle er Kepler wegdrängen und damit zugleich den Ehrenplatz an Tychos Seite, den er bis zu diesem Abend innegehabt hatte, zurückerobern. — Tycho aber warf mit einem derben Stoß Jeppes Kopf unter den Tisch zurück. Einen Augenblick lang hatte es zwar ausgesehen, als passe diese absonderliche Figur sehr gut in Tychos geheimnisvolles Schwärmen, als sei sie eigentlich nichts anderes als eines seiner Symbole aus der Bibliothek, nur lebendig geworden; schon aber hatte er seine andere Miene, die nüchterne, überlegende, gewalttätige, und befahl Ruhe ringsum. Es wäre wohl auch alles gut ausgegangen, hätte nicht Tengnagel, wohl auch vom Wein etwas getrübt, neue Schmähungen gegen Kepler ausgestoßen und schließlich gerufen: „Ich dulde es nicht. Einer von uns beiden muß weichen, Kepler oder ich."

„Dann werdet Ihr es sein," erhob jetzt Tycho seine Donnerstimme und sprang auf, daß die Teller klirrten.

Verdutzt hielt der Junker ein, im nächsten Augenblick aber hatte er seinen Degen blank gezogen. — Da fiel ihm unversehens seine Braut Elisabeth in den Arm. Die war, als sie vom Nebenzimmer

her die laute Rede ihres Vaters über die Insel Hveen gehört hatte, hereingeschlichen und hatte sich, hinter dem Rücken ihrer Amme verborgen, unbemerkt ans unterste Ende der Tafel hingesetzt, wo sie beinahe als einzige von der Tischgesellschaft jedes der Worte Tychos gerührt und aufmerksam in sich aufgenommen hatte, auch gar bald in ein wehes leises Schluchzen ausgebrochen war, als fühle sie in ihrer Brust ein ähnliches Schicksal von verlorener Schönheit, von Scham und Unglück, als klinge in ihr zu jedem Leidenston des Vaters eine Verstärkung, ein Nachhall auf. Als Tengnagel aufzubegehren anfing, war sie näher geschlichen und stand nun zur rechten Zeit neben ihm. „Was willst du, Franz?" rief sie den Bräutigam an, dann mit einem wie zum Tode getroffenen Tränenblick dem Vater entgegen: „Schicke ihn nicht weg, Vater, schone ihn, schone mich!"

„Sag nur dem Vater alles, so wie du mir es heute gesagt hast," brach die erzürnte Mutter nun gleichfalls in Tränen aus. „Sag es nur, damit er es endlich einsieht. Er will ja nicht hören, er sieht ja nichts ein." Und während nun Elisabeth nicht mehr wußte, wie sie diesen dreifachen Angriff abwehren sollte, während sie ihren Eltern weinend zu Füßen sank und zugleich beschwörend die Hände

dem tobenden Junker entgegenhob, während Tychos Frau ihre ganze Ruhe verloren zu haben schien und sich wie eine Verzweifelte gebärdete, vom ältesten Sohn mit Mühe eben noch zurückgehalten, blieb Tycho in eiserner Haltung, aber durch die unerwartete und ihm recht unverständliche Szene im Innersten erschüttert, den Arm gegen Tengnagel ausgestreckt: „Sofort verlaßt Ihr als böser Störenfried das Zimmer." — „Dann gehe auch ich," rief Christine. „Und auch Elisabeth geht, alle gehen wir. Denn es darf nicht sein." Und wirklich erhoben sich die Kinder von den Plätzen, alle gegen Tycho einig. Wie ohne Bewußtsein harrte dieser in dem Trubel aus, er konnte kaum mehr erkennen, was um ihn vorging; nur noch eine hilflose Handbewegung machte er gegen Hagecius und Kepler hin, wie eine Bitte um Entschuldigung. „Dann muß ich die Tafel aufheben," stotterte er, gänzlich erschöpft, und schritt zur Türe. „Ich wünsche, daß man zu Bett gehe," rief er von da aus, noch einmal mit voller Kraft aufbrüllend, wiederholte es dann leiser und einladend den Gästen, nicht ohne einen letzten Versuch, seine Würde aufrechtzuerhalten. Aber niemand hörte ihn mehr. Die Familienmitglieder stritten gegen oder für Elisabeth, die das Gesicht in den Händen

verbarg, und das Gesinde, das sich im Anblick solcher Zerwürfnisse gleichfalls zu einiger Unbotmäßigkeit berechtigt glaubte, blieb gar am Tisch sitzen, auch als die Schüler ihm den Befehl des Hausherrn wiederholten. Die Knechte trommelten mit den Fäusten auf den Tisch, stießen mit ihren Krügen an, daß es wie Steineklopfen klang, und begannen einen Chor, der mit grauenhafter Fröhlichkeit die wüste Zänkerei übertönte. Jede Ordnung schien aufgehoben. An der Türe hielt Christine ihren Mann zurück und gab ihm böse Reden, deren Sinn ihm nicht deutlich wurde. Wild fuhr er sie an und fragte, was das bedeute. Da aber warf sich der älteste Sohn als Beschützer der Mutter auf, stellte sich dem Vater wie ein Klotz in den Weg und redete dem Vernichteten, der ihm nicht zuhörte, leise ins Ohr. Jörgen, der andere Sohn, rang indessen in der Ecke mit Tengnagel und entriß ihm den Degen. Die eisig stille Magdalena, die dem Ganzen mit weitaufgerissenen entsetzten Augen zugesehen hatte, war die erste, die zu sich kam, und, stumm an Tycho vorbeischreitend, die Halle verließ. Nun erwachten auch die beiden Gäste wie aus einer Erstarrung, baten einen Diener, ihnen den Weg in ihre Zimmer zu weisen, und bald war das Getöse,

in das sich von neuem die schrillen Rufe des Narren mischten, hinter ihrem Rücken verhallt.

4

„Das ist ja ein rechtes verwunschenes Schloß," sagte Kepler, als er in dem kalten, finsteren Gang vor seiner Zimmertüre sich von Hagecius verabschiedete.

„Hab ich's Euch nicht gesagt," frohlockte der Alte, „da werdet Ihr aber noch ganz andere tumultus hier erleben."

In diesem Augenblick erhob sich unten ein wütendes Schreien, dazu Hundebellen und Aufplatschen wie von Schlägen mit der flachen Klinge. — Die beiden stürzten an das Gitterfenster am Ende des Ganges und konnten eben noch sehen, wie die Söhne Tychos den immer noch sich widersetzenden Tengnagel aus der Türe hinaus und in den dunklen Park trieben, wo der Lärm sich verlor.

„Es muß hier nicht leicht sein, die Sterne zu studieren," sagte Kepler nachdenklich, nach einer langen Pause.

Dann gingen sie wieder an ihre Zimmertüren. Hagecius kicherte immer noch vor sich hin, als habe Kepler mit seiner letzten Bemerkung einen Witz

gemacht. Als er ihm aber zum Gute-Nacht-Gruß die Hand reichte und beim Schein der Kerze Keplers tief ergriffenes, mitleidvolles Gesicht sah, verwandelte sich der Hohn des Arztes wieder in eine gleisnerische Ernsthaftigkeit: „Man muß wahrhaftig den alten Tychonem bewundern, wie er dergestalt allen dissensionibus familiae zum Trotz den Sinn für seine erhabenen opera aufrecht behält und immer wieder die wissenschaftliche Gemeinde durch die Fruchtbarkeit seines ingenii überrascht."

Kepler nickte nur kurz: „Gute Nacht" und war schon in sein Zimmer verschwunden.

Hagecius ließ ein gewisses philosophisches Lächeln, auch als er allein in seinem Zimmer stand, nicht fallen. Bald lag er zu Bette und schlief recht schnell ein, in jener leichten und nicht unangenehmen Unruhe oder besser gesagt: Angeregtheit, in die ihn seine schaukelnden, niemals zu greifbarer Festigkeit erstarrenden Gedanken über die großen, aufregenden Schicksale fremder Menschen so wohlig zu versetzen pflegten.

*

Indessen gingen in einem entlegenen Teil des Parkes Elisabeth Brahe und Tengnagel auf und ab, die ganze Nacht lang auf und ab, und was

sie einander zu sagen hatten, wollte gar kein Ende nehmen.

Das feurige Mädchen war, kaum waren alle Lichter im Schloß erloschen, ins Dunkel hinausgeschlüpft, um nach Tengnagel zu suchen. Die Brüder samt ihren Hunden hatten ihn nicht aufgespürt. Elisabeth aber lief, wie von einer geheimnisvollen Anziehungskraft gelenkt, geradeaus den Weinberg hinunter, bis zur Mauer an der Landstraße. Dort fand sie denn auch ihren Geliebten, in eine Nische beim Tor gepreßt. Er war in einem kläglichen Zustand, halb erfroren, aus kleinen Rißwunden an Stirn und Händen blutend, mit angstvoll verschüchtertem Gesicht, da er die herannahenden Schritte gehört hatte. Offenbar hatte er die Absicht gehabt, hier bis zum Tagesanbruch zu warten und dann, sobald der Pförtner das Tor aufschloß, sich davonzumachen.

Er erkannte das Mädchen. „Du, du!" stöhnte er, außer sich vor Wut. Sofort gab er sich aber Haltung und herrschte sie an: „Was willst du hier? Was willst du noch von mir?"

„Deinen Mantelumhang und Hut bringe ich, Franz, du sollst dich nicht verkühlen." Elisabeth war in seltsamer Aufregung, aber gar nicht so besonders verstört und betrübt wie vorher. Im

Gegenteil, sie schien förmlich lustig, sie kicherte und lachte gar. Ihre Stimme klang hell und leichtsinnig.

Zähneknirschend blickte er sie an. Wollte sie seiner spotten?

Aber nein, sie legte schon sorgsam das Tuch um seine Schultern, wobei sie auf die Zehenspitzen treten mußte und auch sonst hüpfend und tänzelnd gar nicht ruhig werden wollte. Sie setzte ihm das Barett auf. Und als sie ihm gar noch das Degengehänge reichte, das sie vom Estrich des Speisesaales aufgelesen hatte, da verwandelte sich sein Groll schon halb und halb in Erstaunen: „Was ist denn in dich gefahren? Du bist ja besonders guter Dinge heute."

„O nein, Franz, das nicht." Und schon schluchzte sie auf, schon liefen ihr die Tränen über die Backen. Dabei aber fühlte sie sich doch im Herzen glücklicher als jemals in der letzten Zeit, ganz erleichtert war ihr zumute, doch warum sie so fühlte, das konnte sie nicht sagen. Sie streichelte nur immer wieder ihren Geliebten und umschlang ihn immer wieder unter Weinen und Lachen und gab ihm Kosenamen, sie hatte feine Tücher mitgebracht und verband seine Wunden; und er — er ließ es sich gefallen. Das war eben der Unter-

ſchied. Tengnagel war jetzt hilfsbedürftig, er war gleichſam von ſeiner anerkannten Größe und Macht in der Familie geſtürzt worden, er war jetzt wieder auf Eliſabeth angewieſen, die zu lieben er ja allerdings nie aufgehört hatte. Aber in einem gewiſſen Sinne war ſie doch auch, ſeit ſie ſich ihm hingegeben hatte, für ihn erobert und erledigt geweſen. Nach Art einfacher Mannesnaturen, die nach Erreichung eines Zieles nur wieder ans nächſte denken, hatte er von da an den Herrſcher herausgekehrt und, bei aller inneren Neigung, nicht eben viel zärtliche Umſtände mit ihr gemacht. Und daß nun in irgendeiner Weiſe, im Böſen oder im Guten wieder Feuer und Bewegung in ihre Liebe kommen würde, hatte das Mädchen mit dem erſten Blick, ganz unbewußt herausgefühlt, da ſie den großmächtigen Bräutigam recht geduckt in der verſchneiten Mauerniſche vorgefunden hatte. Nur ein Weilchen lang war das in ihr klar geweſen, dann von einem beſeligenden Schauer ſofort wieder verdunkelt und überſchwemmt. Und in dieſem Augenblicke war ihr auch der Gedanke gekommen, ihrem Geliebten etwas zu ſagen, wozu ſie bisher nicht den Mut gehabt hatte. O wie glücklich, ihm das endlich ſagen zu dürfen . . . Zuerſt aber mußte ſie ihn tröſten, für ihn ſorgen, und auch das war

ja so schön, auch das stellte ja eine neue Verbindung mit der fast entfremdeten Seele des Geliebten her, und sie wußte schon nicht, ob sie den unglückseligen Zwischenfall bei Tisch bedauern oder preisen sollte. Für ihre Angst und ihr Entzücken fand sie nur den einen Ausweg: lange Küsse auf die Hände und Wangen des Liebsten.

So leicht war indes Tengnagel nicht zu beruhigen: „Dein Vater tut mir unrecht," rief er ein über das andere Mal, „bitteres Unrecht." Und er legte, an der Mauer stehend, das Gesicht in den gebogenen Arm und begann, der große finstere Mann, wie ein Kind zu weinen.

Elisabeth zitterte. Sie erschrak, da sie den Riesen so schwach sah, doch zugleich erfüllte es sie mit Wollust. O wie liebte sie ihn, diesen rechten trotzigen Mann, der gar nicht Verstecken mit seinen Gefühlen spielte, der alles so auf die natürlichste Weise hinausschrie und hinausweinte, was in ihm vorging. Mochte man gegen ihn auch vieles sagen können: falsch und heuchlerisch war er nicht, keiner Verstellung fähig. „Bin ich nicht immer treu gegen Tycho gewesen," heulte er jetzt und schlug verzweifelt mit den Fäusten an die Wand. „Elisabeth, sage es mir, offen und herzhaft, sage es allen, bin ich nicht treu gewesen?"

„Ja, du bist immer treu gewesen," sagte sie innig und bezog es im geheimen auch auf sich.

„Tycho tut mir unrecht. Er tut mir weh, er beleidigt mich. Um dieses hergelaufenen Menschen willen tut er mir weh, mir, dem erprobten treuen Freund, dem Genossen seiner Wanderschaft. Aber dieser Kepler, das sage ich dir und allen, wird ihm kein Glück bringen, er wird mich nicht ersetzen. Eine Natter hat er sich da an den Busen gelegt, dein Vater, eine Natter, die ihn stechen wird. Und mich verjagt er. War ich nicht . . . Elisabeth . . . immer und in allen Stücken, war ich nicht treu?"

Immer wieder mußte sie ihm diese eine Frage beantworten. Wollte sie von etwas anderem reden, so ließ er sie gar nicht zu Worte kommen. Sie hatte nur immer „Ja" und „treu, sehr treu" zu sagen, nur das schien ihm wohlzutun und nichts anderes. Seine kindische Fassungslosigkeit kam ihr endlich ganz drollig vor, und obwohl sie keinen Augenblick vergessen konnte, wie ernst dies alles war und wie es sich um die allerwichtigsten Dinge für sie handelte, mußte sie doch schließlich, als er eine kleine Pause in seinem Greinen machte, mit schalkhaftem Gesicht herausplatzen: „Nun, mein Vater wird eben erfahren haben, wie du dich heute

vormittag im Wagen schändlich zu mir benommen hast. Und mein Vater hat mich gern, sehr gern. Der duldet es eben nicht, daß man so zu seiner Elis spricht."

„Unsinn, wie soll er es denn erfahren haben?"

„Nun, das ist doch sehr leicht. Etwas so Außergewöhnliches kann doch nicht verborgen bleiben, zumal wenn es vor Zeugen geschieht." Ihr Gesicht zuckte nun vor Laune und Verfänglichkeit, während sie still und scheinbar sehr gewichtig sagte „Dirne — Dirne mich zu heißen. Spricht man so zu seiner Braut? Ist das Treue? Zu einer Braut, die so treu war, mehr als treu, dumm und gläubig und verliebt und ihrer Ehre vergessend vor Treue, — so ungebührliche Worte zu führen. Nun, und schämst du dich jetzt nicht und soll das nicht bestraft werden? Findest du es schließlich nicht ganz in der Ordnung, daß man so wüstes Schimpfen bestraft?"

Ihre Sicherheit machte ihn wankend, er glaubte es schon und brüllte zornig: „Auch daran ist nur dieser Kepler schuld. Hättest du ihn nicht so schmachtend angesehen, so hätte ich mich nicht so weit vergessen. Alles hat dieser Vagabund in Verwirrung gebracht!" Plötzlich schien ihm aber doch aufzudämmern, daß Elisabeth scherzte. Ihre

Augen blitzten so merkwürdig. Da riß er seine Hand aus ihrer und sah sie so verdutzt an wie bei der Wagenfahrt, wie immer, wenn sie Dinge sagte, die über seine Fassungskraft gingen: „Du lachst mich aus. O ich bin verraten von euch allen. Ich will weg, weg von hier, in ein neues Leben, zu Deutschen! Ihr Dänen seid alle undankbar und verlogen!"

Es schmeichelte ihr förmlich wieder, ein wenig mißhandelt zu werden. Sie hätte sonst ihren Tengnagel gar nicht wiedererkannt. Und seine große braune Tatzenhand, die er ihr entzogen hatte, o wie wünschte sie, diese brave einfache Hand wieder in der ihren zu fühlen, wie bedauerte sie schon ihren mutwilligen Scherz ... Nun weinte er wieder, stand an der Mauer und war nicht von der Stelle zu bringen, so sehr sie auch an seinen Kleidern zog. Diese besinnungslose Weichheit in ihm, mit brutaler Geradheit, mit schroffen Ausbrüchen des Willens gemischt, war es gerade, was sie so bezauberte; Selbstbeherrschung und Bewußtheit trotz aller Leidenschaft mochte sie wohl in ihrem eigenen Tychonischen Blute zur Genüge verspüren ... Ganz gerührt und ihm hingegeben legte sie ihr Köpfchen an seinen zuckenden Rücken und bat ihn, doch zu sich zu kommen und ihr zu

sagen, was er eigentlich wolle und was geschehen müsse, um ihn wieder zu versöhnen ...

Nachher gingen sie dann einen engen Weg zwischen den Weinstöcken auf und ab. Eine Baumreihe schützte gegen den Mond. Der harte Schnee hätte unter ihren Füßen gekracht, so traten sie, trotz der großen Entfernung vom Schlosse, nur vorsichtig auf, möglichst nahe an den Stöcken, wo es schneefreie Stellen gab ... Wenn Elisabeth in ihrem späteren Leben an diese Stunden zurückdachte, so verband sich mit dem Eindruck von Frost und Windschauern stets noch dieses Gefühl des Auf-den-Fußspitzen-Schleichens und eines innigen, dabei schmerzhaften und gespannten Glückszustandes, in dem sie gleichsam das Glück auf Strümpfen beschlichen, überlistet und endlich für eine kurze Zeit wie in der Gestalt eines zuckenden, blutenden, um sich stoßenden Herzens krampfhaft in Händen festgehalten hatte.

„Was geschehen muß? Kepler muß sofort von deinem Vater entlassen werden. Augenblicklich. Oder ich gehe, wenn er mir meinen und seinen Feind vorzieht."

„Ich begreife nicht, wieso er dein Feind sein soll. Und gar meines Vaters Feind, warum denn?"

Tengnagel verstand sie zuerst gar nicht, es ging nicht in seinen Kopf. Kepler nicht sein Feind? Ein Mensch, den er erst einen Tag lang kannte, und der ihm vom Anfang an in allem den Weg kreuzte, der ihn aus seiner bevorzugten Stellung bei Tycho verdrängen wollte, der offenbar in seiner Schweigsamkeit die gefährlichsten Pläne barg und jedenfalls darauf ausging, Tycho auszubeuten.

„Aber es ist doch zumindest denkbar und möglich, daß er meinem Vater ebenso wohlgesinnt ist — wie du selbst?"

„Willst du etwa damit sagen, daß ich deinen Vater ausgebeutet habe?" fuhr Tengnagel das erschrockene Fräulein an. Und obwohl es schwerlich etwas geben konnte, was ihr nicht gefiel, wenn Tengnagel es tat: diese tyrannische Sinnlosigkeit seiner Reden schlug sie ganz besonders in seinen Bann. Sie mochte in ihrem feineren Geiste manche Übertreibung und Unrichtigkeit belächeln, aber die hemmungslose Entschiedenheit seiner Überzeugung riß sie trotzdem hin, wenn er nun in langer Tirade aufzuzählen begann, welche guten Dienste er der Familie Tychos in den letzten Jahren, seit er eben zu ihr gestoßen war, geleistet habe, wie er allerorten als Reisemarschall ohne Murren das Schwierigste auf sich genommen, Quartier gemacht, böse

Zungen mit dem Schwerte gezüchtigt und die Partei Tychos befestigt habe, gegen Ehrabschneider, Ränkemacher und Diebskujone. „Tycho hat ja Feinde genug, er ist förmlich von Feinden umringt, und müde und krank, nur noch ein Schatten seiner einstigen Größe, ein bedauernswerter Pilger, wie Hagecius ihn heute genannt hat. Er braucht einen redlichen und unerschrockenen Menschen zur Seite, der gegen jedermann für seinen Ruhm und seine Ehre eintritt. Und das habe ich getan, immer habe ich zu ihm gehalten und zu euch. Beschützt habe ich euch, nur ich, euch, die ihr ja wie Waisen schutzlos und verlassen seid und eines Herrn bedürftig. Ja, der Herr war ich in euerm zuchtlosen Hause und habe auf Ordnung gesehen, wenn euer Hausvater mehr den Dienst der himmlischen Regionen als der irdischen versah . . ."

„Du Treuer, du Ahnungsloser!" unterbrach ihn Elisabeth entzückt und fiel ihm wieder mit Küssen um den Hals.

„Ist es etwa nicht wahr?" zürnte Tengnagel.

Betreten und unterwürfig stockte sie schon, im Nu verdüsterte sich ihre fröhliche Miene. Ja, alles war ja wahr, was er sagte, es sollte wahr sein für alle Ewigkeit und unerschütterlich bleiben, weil sie ihn liebte und weil sie nur in ihm, auf dem

Grunde seiner Seele einen Halt für ihren Charakter von zerflatternder Munterkeit und Schwäche fühlte. Es sollte wahr sein, mochte sie sich auch tausendmal dagegen sagen, daß ihr Vater durchaus nicht so hilfsbedürftig und verfallen war, wie Tengnagel ihn zu seinem Zwecke darstellte, mochte ihr auch vorschweben, daß Tengnagel die Regierung in gewissen praktischen Dingen des Haushalts durchaus nicht gutwillig von den Familienmitgliedern erhalten, sondern gewalttätig und gegen die Absichten der beiden Söhne, die auch schon ein kräftiges Wort mitreden wollten, an sich gerissen hatte. Einerlei, Tengnagel hatte unbedingt recht. Und es wäre ja auch eine Schande und Lüge gewesen — und das sagte sie ihm sofort —, seine Liebe und Aufopferung, seine Verdienste um den beschwerlichen Troß der Familie Brahe in Abrede zu stellen.

Er aber fühlte sich noch immer nicht genug gewürdigt, auch von ihr nicht. Er erinnerte sie an einen gewissen Vorfall in Wandsbeck. Sogar mit Geld hatte er ausgeholfen. Und als es in Wittenberg darauf ankam, die aufgehetzten Studenten in Zaum zu halten! Alles mußte sie ihm ausführlich wiedererzählen, er prüfte sie förmlich wie ein Schulmädchen hinsichtlich aller Wohltaten, die von ihm

ausgegangen waren. — Nun, das ist wenigstens ein Mann, der sich und das Seine nicht verschwendet, sagte sich Elisabeth dabei, der eben nachgerade alles zum Lob des Bräutigams ausschlug; ja, einer, der das Seine zusammenhält, und so einer ist gerade der Rechte für mich — und auch diesen Gedanken, obwohl er ihrer phantastischen und wetterwendischen Denkart stracks zuwiderlief, oder vielleicht gerade dieses Gegensatzes wegen, fühlte sie als etwas ungemein Beglückendes, als etwas, woran sie sich in ihrer weiblichen Hinfälligkeit anlehnen und anklammern konnte. Ja noch mehr, gerade diesen Gedanken brachte sie in einen ganz wundervollen Zusammenhang mit ihrem Geheimnis, das ihr auf der Zunge brannte und das sie beseligte, mit diesem Geheimnis, das sie, noch ehe die Nacht um war, dem Freunde anvertraut haben würde. — Und wenn er nun immer noch weiterbrauste und tüchtig auftrumpfte und, die Arme gegen die hinjagenden Nachtwolken aufgehoben, den Tycho anflehte, diese ihm erwiesenen Wohltaten und diese Vorzüge doch anzuerkennen und Gleiches mit Gleichem zu vergelten, Freundschaft mit Freundschaft, Treue mit Treue und Eigennutz dagegen mit Eigennutz (womit Kepler gemeint war), dann fühlte sich das arme, kluge

und doch so verzagte Mädchen von diesen Ausbrüchen förmlich durchdonnert, ganz lüstern schlang sie diesen Donner in sich und ahnte doch mit einer Art von angenehmem Grausen, daß Tengnagels Treue ja auch recht nahe an Herrschsucht und Eigennutz grenzte und überhaupt viel zu viel nach Vergeltung schrie, daß er das aber nie einsehen und zugeben würde und deshalb eben — nun, es war jetzt nicht Zeit, darüber nachzudenken, und am wenigsten hatte bei all ihrer Überlegenheit Elisabeth jetzt Zeit dazu, da sie eigentlich nur immer an ihr drängendes Geheimnis dachte. — Nun, ein Prachtkerl war er jedenfalls, ob deshalb oder aus anderen Gründen, einerlei, ein Prachtkerl, unbändig, unzerbrechlich, ein Beschützer wie aus Stahl und dort, wo sie vielleicht ganz von fern doch etwas Niedriges, oder besser gesagt: etwas ihr ganz Fremdes in ihm spürte, gerade dort fühlte sie sich eben durch den unbegreiflichen Zauber dieser Fremdheit und Unergründlichkeit an ihn gefesselt.

Endlich hatte er ausgetobt. Wie ein Kind, das lange geweint hat, weil ihm sein Willen nicht geschehen ist, beruhigte er sich plötzlich von selbst. Auf diesen Augenblick hatte Elisabeth gewartet, um ihm vorzustellen, daß sie zwar ganz auf seiner Seite sei und alles tun wolle, um Kepler von

ihrem Vater zu trennen, daß dies aber keinesfalls so im Handumdrehen gehen werde, sondern doch wohl erst allmählich einige Tage lang vorbereitet werden müsse.

Neue Zornausbrüche Tengnagels. Was er denn in der Zwischenzeit anfangen solle, fragte er das Mädchen; wie sie sich das vorstelle, hier im Hause sei seines Bleibens nicht, solange Kepler nicht abgeschafft sei, vor dem man ihn heute so gedemütigt habe. — Und plötzlich fiel ihm ein, wie weit ihn das alles von seinem eigentlichen Ziele abdränge. Tengnagel verfolgte nämlich in allem, was er tat, ein besonderes Ziel; er hatte den Ehrgeiz als Diplomat zu wirken. Zu jener Zeit mischte sich ja jeder, der Gelegenheit dazu fand, in die Schicksale der Völker und Glaubensbekenntnisse; außerdem besaß Tengnagel fraglos für das energische Schachspiel der Politik eine gewisse Begabung, die er in kleinen Aufträgen schon bewiesen hatte, bei denen er seinen Mangel an Subtilität durch Eigensinn, Rücksichtslosigkeit und unerschrockenes Auftreten ersetzte. In praktischen Dingen, wo es auf die Tat ankam, zeigte er sogar eine sehr glückliche Hand, jedenfalls eher als in der Astronomie. Nun hatte er den Verkehr mit dem berühmten Tycho und die Heirat mit Elisabeth stets als Vorstufe

für seine Einführung bei Hofe gedacht, hatte auch nie ein Hehl aus diesen seinen Plänen gemacht, da in seiner einfachen, gleichsam urmenschlichen Seele gerade diese Interessengemeinschaft, wie er es nannte (er stützte oder beschützte gar den Tycho, der ihn dafür zu fördern hatte), mit seiner Art von wahrhafter Treue und Anhänglichkeit aufs beste zusammenstimmte. Und alles das zerstört, zumindest hinausgeschoben! Was sollte er also machen, — und noch dazu ohne Geld, fragte er, zum Schluß ganz kleinlaut werdend. „Ich werde noch in dieser Nacht nach Prag reiten, das ist das Beste."

Elisabeth weidete sich wieder ein wenig an seinem ohnmächtigen Grimm und sagte dann, indem sie ihm vor Übermut einen kleinen Nasenstüber gab, — nie konnte sie sich zurückhalten, ein wenig mit der Gefahr seines Zornes zu spielen —: „Nein, ich werde dich hier verstecken."

„Hier im Schloß?"

„Nein, in der Schloßkirche. Im Kirchturm. Dort gibt es ganz versteckte Kammern, nur für alte Geräte und Meßkleider, dort wird dich niemand suchen. — Und inzwischen habe ich den Vater für dich gewonnen und den bösen Geist verjagt."

„Und inzwiſchen bin ich verhungert."

„Nein, mein Bär," koſte Eliſabeth, „pflegen werde ich dich, füttern, das Beſte aus der Küche ſollſt du haben. O, es ſoll ein Spaß ſein."

„Ein Spaß! Ich danke ſchön. — Nein, ich reiſe nach Prag ab. Du kannſt mir ſchreiben, wenn Tycho ſich beſonnen hat. Das iſt ſicherer. Sonſt, wenn mich deine Brüder im Kirchturm finden! Und deine Mutter wird es bald heraus haben."

„Meine Brüder werden dich eher in Prag ſuchen als hoch oben bei den Glocken. Und meine Mutter," jubelte das Mädchen. „O, der ſage ich es ja ſelbſt, wo du biſt, der Guten. Die wird ſich ja nur unendlich freuen, wenn ſie weiß, daß ich dich hier behalten habe. Die wird kochen laſſen und aus dem Keller für dich holen, was nur ein geliebter Schwiegerſohn wünſchen kann . . . Denn, weißt du, der habe ich ja heute, als du ſo lange nicht aus Prag zurückkamſt, geſtanden . . . Die weiß ja mehr, als du weißt, mein Lieber . . ." Eliſabeth zögerte, ſie konnte es aber nicht länger verſchweigen, obwohl im Sprechen jetzt plötzlich eine fürchterliche Angſt ſie ergriff. „Ich habe ihr geſagt, daß du ſchon der Vater eines Kindes biſt, das ich bald haben werde."

Tengnagel ſah ſie ſtarr an. Dann aber umfing

er sie und hob sie in die Höhe: „Meine Frau!“ Sein Gesicht strahlte, ein großes Gefühl unverfälschter Freude hatte plötzlich den Mißmutigen ganz erfüllt. Und nun zog er Elisabeth an sich und sie erlebte endlich ihren höchsten Augenblick, um den sie ja tapfer und heiß genug gekämpft hatte: seit langer Zeit zum erstenmal küßte er sie wieder, fühlte sich ehrlich zu ihr hingerissen, küßte sie in seiner knabenhaften, ungeschickten, fast scheuen Art, die sie so liebte. — Und nun hatte er auch nichts mehr dagegen, sich von ihr einsperren zu lassen, wie er es nannte. Ganz innig vertraute er ihr, ließ sich auf Seitenpfaden zum Schloßhof führen, an den die Kirche unvermittelt grenzte; und was lag daran, daß er recht unverhohlen herausſagte, er sei nun nicht nur des Kindes wegen glücklich, sondern auch deshalb, weil sich damit ja die ganze Lage beträchtlich zu seinen Gunsten geändert habe: „Nun muß ja dein Vater zu mir halten, ob er will oder nicht, und auch dir, meine liebe Frau, muß jetzt alles daran liegen, ihn für mich zu überreden. Ja, jetzt glaube ich gern, daß du dich anstrengen wirst, so sehr du kannst.“ Er klopfte ihr derb auf den Hals und lachte, als sei ihm da ein Meisterstück gelungen. — Sie nahm es ihm nicht übel, sie verstand ihn ja; was bei

einem anderen Menschen unvereinbare Gegensätze gewesen wären, reine Liebe und diese Freude am eigenen Vorteil, in seinem schlichten Herzen lebte das ganz bieder und einheitlich beisammen, ohne sich gegenseitig zu behindern. Von derartigen Gewissensskrupeln wußte er glücklicherweise gar nichts, damit mochten sich verzärtelte Seelen abgeben.

*

Eben tönten die ersten Hahnenschreie, als Elisabeth die Mutter aus dem Schlaf weckte und ihr hastig alles, was sie mit Tengnagel besprochen hatte, mitteilte. Die Türe der Sakristei wurde aufgesperrt, dann ging es die alte Wendeltreppe hinauf. Auch Magdalena half gern, dem Schatz ihrer Schwester ein warmes Nest bereiten; die Bitterkeit ihrer Seele war nicht in Neid ausgeartet. Bald hatten die drei Frauen ein mächtiges Feuer im Herd angefacht und ein vorläufiges Lager aus den Vorräten unbenutzter Altardecken bereitet. Sie brachten Licht, Obst und Backwerk, einige Bücher. — Inzwischen saß Tengnagel ruhig auf der Ofenbank und ließ sich bedienen, ohne ein gutes Wort zu reden. Er war wieder mürrisch geworden, nur hier und da murmelte er: nun würde ja eine Sauwirtschaft losgehen, man würde schon sehen, daß man sich ohne ihn nicht behelfen

könne, Tycho vor allem würde es nicht aushalten... Plötzlich schrie er auf, man könne doch nicht von ihm verlangen, daß er tage- oder gar wochenlang hier im Turm sitzen würde und abwarten, was die anderen aus Gefälligkeit für ihn unternähmen. Er wolle selbst für sich handeln. Darauf befahl er, man solle ihm seinen Diener rufen, zugleich ließ er etwas von einem großen geheimen Plane fallen, den er eben gegen Kepler gefaßt habe, und der alles in Schatten stellen werde, was die drei Frauen etwa für ihn tun könnten. — Dann schrieb er Briefe, übergab sie dem Diener und schickte ihn mit heftigen Mahnungen zur Eile weg.

Elisabeth schmeichelte draußen dem Diener die Briefe ab. Sie waren an Tengnagels Bruder und an mehrere Freunde in Wien gerichtet. Ohne seine Lage näher zu schildern (sie erschien ihm selbst wohl etwas lächerlich) forderte er sie dringend auf, ihm Geld zu schicken, so viel sie auftreiben könnten. „Es gilt, mich zu befreien und einen gefährlichen Feind zu vernichten," schloß er jedesmal.

Erschrocken gab Elisabeth die Papiere dem Diener zurück, der sofort davonritt. Nachher fiel ihr ein, es wäre vielleicht besser gewesen, die Briefe überhaupt nicht befördern zu lassen. Doch das wagte sie nicht, sie fürchtete sich vor Tengnagel. —

Jedenfalls aber war ihr klar, daß sie sofort ans Werk gehen und mit aller Dringlichkeit den Vater bitten müsse, den Störer ihres Glückes, Kepler, zu verbannen.

Zum Überfluß fuhren auch noch ihre Brüder, als sie gerade in ihr Zimmer gehen wollte, um sich auf ein Weilchen schlafen zu legen, aus ihren Kammern hervor. „Da ist sie. Gewiß weiß sie, wo er steckt." — „Nein, nein, ich weiß nichts," schrie sie angstvoll und lief vorbei, so schnell sie ihre Füße trugen. — Kein Zweifel, dieser Zustand war unerträglich, sie mußte sofort handeln.

5

Sobald es tagte, suchte Elisabeth ihren Vater auf. Er pflegte seit Jahren regelmäßig in aller Frühe mit den Knechten aufzustehen und gerade die Morgenstunden dazu zu benützen, um ihre Arbeit zu beaufsichtigen, oft genug auch selbst zu leiten und mitzuschaffen. Zuweilen kam er unmittelbar von seinen Apparaten, an denen er die ganze Nacht hindurch den Sternenhimmel beobachtet hatte, aufs Feld hinaus oder in den Geflügelhof, und erst am Vormittag gönnte er sich dann ein wenig Schlaf. Aber auch in nebligen oder wolkigen Nächten, die

keine Beobachtung gestatteten, war er (namentlich in letzter Zeit) schlaflos und freute sich, sofort, wenn es hell wurde, ins Freie und an die Arbeit eilen zu können.

Elisabeth schlug den Weg in die Baumschule ein. Sie kannte die Gewohnheiten und augenblicklichen Vorhaben des Vaters ganz genau; war sie doch die einzige in der Familie, der er sich hier und da anvertraute, freilich nicht in den ganz persönlichen Sorgen, die ihn bewegten und nach denen zu fragen Elisabeth viel zu bescheiden und furchtsam war, aber doch in manchem und oft auch in nicht unwichtigen Dingen, vor allem in seinen allgemeinen Betrachtungen über den Weltlauf und das Unglück der Menschen. Jeden Morgen stand Elisabeth zur selben Zeit wie der Vater auf und traf ihn an dem vorherbestimmten Platz, an dem es gerade eine Arbeit, einen wichtigen Umbau gab. Die Umbauten hörten ja in Tychos Revier nie auf, das war eine besondere Vorliebe von ihm. Immer hatte er neue ungeheure Pläne, immer wieder reizte es ihn, irgendeiner Unvollkommenheit seiner Umgebung auf diese oder jene kunstvoll ausgedachte Weise beizukommen. Es war so, als sinne gleichsam sein gewaltiges technisches Talent ganz unbewußt auf immer neue Betätigung.

Bald erfand er Maschinen zur Entsumpfung des Bodens, bald war er mit der Baumzucht beschäftigt, so besonders in der letzten Zeit. Und immer war Elisabeth in diesen ersten Stunden des Tages, die er eben der Gutsverwaltung widmete, an seiner Seite, hörte seinen Verhandlungen mit den Verwaltern zu, empfing hie und da auch ein an sie gerichtetes Wörtchen. Viel Zeit hatte ja der Vater nicht für sie übrig, aber im Gefühle des Mädchens war schon diese wortkarge Vertraulichkeit eine allzugroße Ehre; sie bewunderte Tycho ganz schrankenlos und ihre unendliche Liebe zu ihm, die sie oft ganz überwältigte, bei einem geringfügigem Wort im Gespräch oder bei einem Blick seiner Augen, konnte sie nicht anders als in stummen versteckten Tränen ausdrücken. Oft weinte sie auch nächtelang, wenn sie sah, wie ein Gram ihn verdüsterte, den sie nicht verstand. Um mehr von der verehrten Wesenheit des großen Mannes zu begreifen, hatte sie einmal einige Monate hindurch mit einem Schüler, dem gutmütigen Longomontanus, die Elemente der Astronomie gelernt, und Tycho, den sie eines Tages mit einer lange vorbereiteten, klugen Fachbemerkung überraschte, hatte nachher ihre Ausbildung, die übrigens ungemein schnell fortschritt, selbst in die Hand ge-

nommen. Aber es war natürlich weniger diese geistige Begabung und diese Anteilnahme an seiner Kunst, so sehr ihn dies alles auch freute, was Elisabeth zu seinem erklärten Lieblingskind machte: eine viel tiefere Gemeinschaft zog den alten Mann zu dem zarten Geschöpf hin, in dem er so viel Hingabe und Gutwilligkeit spürte, wie sie ihm sonst von niemandem in der Welt zuteil geworden war. Gerade darüber freilich sprach er nie mit ihr. Im Gegenteil: oft war er gerade gegen sie von einer ungewöhnlichen Rauheit und Kürze, was ihm als erzieherische Maßregel notwendig erschien, um das ohnehin weichliche Gemüt der Tochter nicht noch mehr aufzustören. Härter sollte sie werden, selbstbewußter, ja sogar etwas trotziger wünschte er sie. Er ahnte nicht, daß sie nur im Verkehr mit ihm so gänzlich haltlos, so ohne Maß gehorsam und vor allem so durchaus ernsthaft und anbetend war, während sie gegen andere ihr Köpfchen wohl durchzusetzen verstand und mit ihren schnellen Witzen, übermütigen bizarren Einfällen, Lügen und Listen eine ganz gefährliche Partnerin darstellte. Von ihrem sonstigen Leben wußte er eben wenig oder nichts, er war immer allzusehr mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt; sonst hätte er wohl schärfer bemerkt, was ihm

manchmal nur wie eine ganz ferne, schnell vorbeihuschende Ahnung aufstieg, daß Elisabeth fast ähnliche Vorzüge und ähnliche Schwächen hatte wie er selbst, daß sie mit ihrer Mischung von kopfloser Leidenschaft und beinahe satirisch klarer Bewußtheit so etwas wie ein ins Weibliche umgebildeter Tycho war. Wäre ihm das zur rechten Zeit klar gewesen, so hätte er sie wohl in vielem richtiger beurteilt und vielleicht wäre manches schwere Unheil vermieden worden, das in der Folge eintrat. — Indessen war Tycho weit davon entfernt, die Seele seiner Tochter ernstlich zu beobachten. Gerade die Selbstverständlichkeit, mit der er sich von ihr geehrt und geliebt fühlte und sie auch wieder liebte, diese Leichtigkeit der gegenseitigen Beziehungen, die niemals vieler Worte und Erklärungen bedurfte, erquickte den geplagten, an Hemmnisse aller Art gewohnten Mann. So pflegte er auch hie und da, sehr selten, zu Elisabeth zu äußern (und dies war der einzige Satz, mit dem er ihr seine Zuneigung andeutete): „In deiner Nähe, Elis, fühle ich mich so ruhig". Hätte er freilich gewußt, welchen Sturm von Entzücken und Überschwang er mit diesem einen seltsamen Satz in dem jugendlichen Gemüt entfesselte, so hätte er sich gewiß noch sparsamer und vorsichtiger ausgedrückt. Elisabeth

träumte förmlich von dieſem Satz; er klang ihr in allen ſüßen Melodien, die ſie kannte, Engel ſangen ihr ihn vom Himmel zu. Ja, ihr ganzes Leben ſtand zeitweiſe ganz unter dem Eindruck dieſer Worte ihres Vaters und alles, was ſie noch ſo ſtill und abſeits tat, war doch insgeheim nur darauf gerichtet, dieſe Worte wieder einmal aus dem geliebten Munde hervorzulocken.

Die Baumſchule lag in dem höchſtgelegenen Teil des Parkes, dort, wo er an benachbarte Hügel mit ihren Wäldern angrenzte. Eliſabeth mußte einigemal bergauf, bergab wandern, endlich hatte ſie die letzte Anhöhe erreicht. Ein kalter, doch gleichſam noch nicht völlig erwachter Wind blies von der Iſer herauf, an der eben der Morgennebel vor der ſchräg hinableuchtenden Sonne ſich zu zerteilen begann. Das ſcharfe Knie des halbvereiſten, aber infolge ſeines ſtarken Gefälles immer noch ſtrömenden Flüßchens glitzerte lebhaft zwiſchen Schneefeldern und matter bereiftem Strauchwerk. Der Himmel war rein, weißlichblau, beinahe wie im Frühling. An einer Gruppe alter Linden vorbeibiegend erblickte Eliſabeth die Schar der Arbeiter. Hoch über alle ragte ihr Vater empor, ſein blonder Bart glänzte auf dem offenen Plan in den vollen Strahlen der Morgenſonne. Einen Augenblick

machte Elisabeth halt. Sah er nicht wie eine der hellen nordischen Reckengestalten aus, ihr Vater, einer der unbesiegbaren Helden, einer der alten Götter! — Nun gut, sie würde zu ihm beten wie zu einem Gott, und er würde ihre Bitte nicht abschlagen; so große, mächtige, göttliche Menschen tun einem ja eher etwas zuliebe als die kranken und unzufriedenen. Ihr Herz schlug vor Freude, schon glaubte sie ihre Sache gewonnen, schon sah sie den jammervollen Kepler sein Ränzel schnüren und traurig, vielleicht sogar auf einem klapperdürren Eselein, davonreiten. Sie lachte bei dieser Vorstellung auf und lief mit ausgebreiteten Armen das letzte steile Wegstück hinauf, ihrem Vater entgegen, der sie erst jetzt bemerkte und freudig aufsah ... Obwohl im Näherkommen seine frische Gott-Donar-Maske unter einem Netz von Stirnfalten und Wangenfurchen verschwand, obwohl seine Hünengestalt förmlich vor ihren Augen zusammenschrumpfte oder eigentlich eine seltsam gedrungene, mühsame, nur von innen her gestützte Geradheit behielt, sank ihr der Mut nicht und sie wollte gleich mit ihrem Anliegen beginnen. Tycho aber kam ihr mit seinem üblichen Gruß zuvor: „Ist es keine schlimme Nachricht?"

Sie schüttelte mechanisch den Kopf.

„Nun, das hätte ich auch gar nicht gewünscht," rief er und atmete auf. Seine Stimme klang hier im Freien wohltönender, metallischer als in den Zimmern, einem Jagdhorn ähnlich. Sein ganzes Wesen war frei und gesund, als hätte er die leidige Aufregung zur Nacht ganz vergessen oder zumindest leicht überwunden. Sofort wandte er sich auch lustig an seine Arbeit, schwang den Hammer in der Rechten und klopfte eifrig ein Brett an die Holzwand fest, die er neulich als Windschutz für die Baumschule hatte errichten lassen. Dabei sprach er ununterbrochen, indem er zwischen den Hammerschlägen einzelne Wortbündel, die an Elisabeth und den neben ihr stehenden Verwalter gerichtet waren, hervorstieß: „Man muß wirklich hinter allem her sein, — nichts geht von selbst, nichts gedeiht von selbst — immer muß der Herr nach dem Rechten sehen, wenn etwas geschehen soll, — da hat mir wieder der Wind heute nacht zwölf Bäumchen eingerissen. — Natürlich, wenn man handbreite Lücken in der Schutzwand läßt! — Ich bin nicht derjenige, der das Glück hätte, — daß der Sturmwind etwa erst dann zu blasen beginnt, wenn die Wand fertig ist. — Nein, mich verfolgt das Unglück, das sollte ich wissen. — Bei mir kommt der große Sturm immer vorher, genau

einen Tag oder eine Nacht zu bald. — Ich muß auf der Hut sein, muß mich auf meine Leute verlassen können. — Ja, ja, ja, aber was ich nicht selbst tue, das geschieht nicht — das sollte ich schon wissen: Der Zufall steht nie auf meiner Seite —." Diese Scheltworte brachte er aber nicht etwa in übler Laune hervor, sie klangen eher wie Ausbrüche seines naturkräftigen Humors, und er lachte nun auch breit und voll, indem er den Hammer sinken ließ: „Ist es nicht komisch? In allem muß ich die Menschen unterrichten, gerade ich. Nicht nur im Sterngucken. Auch einen einfachen Lattenzaun bringen sie nicht fertig ohne mich. Hoho, alles muß ihnen der alte Tycho vorzeigen."

Der Verwalter wurde sodann mit einer Fülle von Aufträgen verabschiedet. Nun glaubte Elisabeth den richtigen Augenblick für ihre Bitte gekommen. Sie wollte weit ausholen, die Entstehung ihrer Liebe zu Tengnagel schildern und nichts verschweigen, auch das letzte nicht, die Folgen ihrer Hingabe, obwohl sie fürchtete, daß Tycho in seinem Stolz das viel schwerer auffassen würde als die praktisch gesinnte Mutter. Indessen war Tycho heute gar nicht geneigt, ihr zuzuhören, er schien von einer seltsam dumpfen, traumseligen Stimmung

ganz befangen und, indem er nun ein frisches, ungehobeltes Holzbrett vor sein Gesicht hob, raunte er der Tochter, deren Schultern er an sich zog, ganz leise, geheimnisvoll zu: „Riech einmal, wie das duftet. O, wie liebe ich diesen Geruch des Holzes, wie liebe ich Bäume, Wälder überhaupt! Das macht gesund, dieser Duft, das macht stark, das greift in mein Herz mit einem tiefen Zauber! Wie die Bäume von Hvenna duftet das, wie mein Zimmer in Uranienborg. Möchtest du es glauben, daß es irgendwie mit meinem Schaffen zusammenhängt? Wie das kommen mag! Vielleicht nur deshalb, weil immer, wenn ich so recht glücklich arbeite, auch neue Apparate mit ihrem frischen Holzgeruch, neue Geräte, neue Fußböden und alles mögliche Holzwerk um mich herum entstehen. Der gute Geruch der Arbeit ist es, der aus diesen Holzbalken kommt. Nein, es muß da eine tiefere Verwandtschaft geben zwischen mir und diesem würzigen Harzsaft in den Baumstämmen. Ich selbst muß so eine Art Baum sein, weil ich mich so brüderlich zu ihnen hingezogen fühle. Schau einmal, dort die Wälder an der Iser!" Er wies mit gehobener Hand weit in die Ebene hinaus, wo zwischen den ganz weißen Feldern überall kleine Kiefernwäldchen wie blaugraue, blaue oder

schwarze Polster hervorstanden: „Sind sie nicht, diese Wälder, ganz schwarz wie von dickem, geronnenem Lebenssaft, von grünem Saft, der in ihnen stockt wie dunkles Blut und auf den Frühling wartet, um dann wieder hervorzubrechen und sich über alle die weißen Wiesen auszubreiten, um alle diese toten Felder lebendig zu färben? In diesen Wäldern ist das Leben als Vorrat für die ganze Natur aufbewahrt. Und so denke ich manchmal, wenn mir so recht schlimm und winterlich zumute ist: auch in mir ist noch Leben und wartet auf den Frühling."

„Vater!" rief Elisabeth ängstlich. Mit einem Male hörte sie den schmerzvollen Grundton alles dessen, was Tycho bisher unter scheinbarer Heiterkeit gesagt hatte, erschreckend laut hervorkommen.

„Ja, ja, dieser Auftritt gestern abend," fuhr denn auch wirklich Tycho ganz unvermittelt fort, mit veränderter, düsterer und heiserer Stimme, „der hat es mir wieder so recht gezeigt, daß Gottes Segen nicht auf mir ruht. Ich kämpfe und kämpfe, aber was nützt es — da ist kein Tag ohne Unglück, kein ruhiger ungestörter Gottestag mehr. Kein Tag ohne Mißgeschick. Oft warte ich bis zum Abend und sage laut: ‚Das heutige Miß-

geſchick iſt noch ausſtändig, Herr Gott.' Aber er läßt mich nicht vergebens warten, niemals. Bald erfahre ich von einem großen Geldverluſt, wie neulich, als der Herzog von Mecklenburg die zehntauſend Taler, die ich ihm geliehen habe, nicht zahlte, und, habe ich dann wieder das Notwendigſte für einige Zeit zum Lebensunterhalte für mich und meine Kinder, ſo werde ich krank oder ein Schüler fällt von mir ab und verleumdet mich, oder es hadert ſonſt einer gegen mich, dem mein angeblicher Ruhm noch in die Augen ſticht, oder es gibt Kränkung in der Familie. Zu viel, zu viel! Die Unglücksfälle laſſen mich gar nicht mehr aufatmen, ſie löſen einander ſchon lückenlos ab ... So auch geſtern. Das war nach ſo vielen Jahren endlich wieder einmal ein Tag, an dem mir etwas recht innig Erwünſchtes ganz nach meinem Sinn geſchah, der in ſchönſter Vorbedeutung anfing und glücklich, wolkenlos hätte ausgehen können, ein wahrer Feſttag der Seele. Und wie hat er geendigt!"

„Etwas recht innig Erwünſchtes? Was war denn das?", fragte Eliſabeth, plötzlich von böſer Vorahnung ergriffen.

„Nun, Kepler iſt doch gekommen! Begreift ihr denn das nicht? Begreifſt auch du das nicht,

die mich doch sonst nicht mit so leeren Augen anzustarren pflegte, wie jetzt ..."

„Ist dir Kepler — so wert?", stammelte Elisabeth entsetzt, beinahe weinend, indem sie den Vater umklammerte.

„Kepler! Ob Kepler ..." Tycho schrie laut auf und stieß das Mädchen mit einer zornigen Bewegung von sich: „Ja, weißt du denn nicht, wer Kepler ist! Schläfst du denn noch, schlaft ihr denn alle rings um mich und nehmt nicht den geringsten Herzensanteil an dem, was ich ersehne und erarbeite? — Nun, nun, nur ruhig. Mußt nicht weinen! So ist es eben der Weltlauf, das habe ich ja genugsam erfahren. Jeder hat nur für seinen eigenen Weg die Augen offen. Damit du es nun aber weißt und dir für immer merkst: Kepler ist jetzt, mit einem Wort, der wichtigste Mensch für mich in der ganzen Welt. Ein Mann von ganz umstürzender, selbständiger, beinahe prophetischer Denkart; und nun will er sich unter meine Obhut begeben, mit mir verbündet sein, von mir lernen, — konnte mir noch jemals ein größeres Glück zustoßen? Er ist der einzige, an den ich noch einmal meine ganze Hoffnung, mein Forschen und Können, mein Herz wende. Der letzte Stützpunkt meines Lebens. Er ist mein Mitarbeiter

und kein bloßer Schüler, mein Retter und kein bloßer Freund. Von seiner Ankunft an hätte ein neues, fröhliches, reiches Arbeitsleben für mich beginnen können. Aber der Dämon ruht nicht, gleich hetzt er die Mutter und die anderen auf und macht mir Schande, Verdruß, Herzleid bis zum Ersticken. Nun und trotzdem, so sage ich dir, Elisabeth, und allen sage ich es, trotzdem wird wirklich mit Keplers Eintritt ein neues Leben für mich beginnen, ein Frühling, den ihr alle nicht aufhalten könnt."

Stürmisch war Tycho fortgeschritten. Elisabeth hörte ihn in der Nähe die Arbeiter befehligen. Sie sah ihn nicht, denn vor ihren Augen richtete sich der Gartenweg empor wie ein braunes, windgeblähtes Segel und schlug ihr schmerzhaft ins Gesicht. Eine Weile stand sie wie ohne Besinnung. Ihr erster Gedanke war, zu Tengnagel zu eilen, ihm aufzusperren und mit ihm zusammen in die weite Welt hinaus zu fliehen. Im Elternhaus war kein Platz mehr für sie und ihren Liebsten, der harte Vater stieß sie hinaus. — Doch während sie den Vater noch „hart" nannte, dachte sie auch schon mit Schmerz daran, daß er sich also von heute an niemals mehr in ihrer Nähe ruhig fühlen würde, daß diese schöne Zeit für ihn und auch für

sie, ihre Jugend, mit einem Schlage vorbei sei und daß etwas Böses, Unbekanntes in diesem Augenblicke anbreche . . .

Doch da kam Tycho schon zurück und legte die Hand auf ihren Scheitel. Er wisse nicht, sagte er so mild, als hätte er die gewaltige Aufregung schon gänzlich niedergekämpft, — er wisse nicht, warum er gerade ihr das alles gesagt habe. Sie solle es ihm nicht übelnehmen, daß sich sein Schelten und seine durch große Erwartungen und Enttäuschungen gerade jetzt aufs äußerste gereizte Seele über sie ergossen habe, die doch von allen hier die Unschuldigste sei. — Er hielt ein und besann sich: „Eben fällt mir ja ein, daß ich gar nicht der einzige war, der gestern gelitten hat, vor allem Gesinde und den Gästen. Du hast mit mir gelitten, in deiner Art. Auch dich hat dieser rohe Mensch, der westfälische Junker, beleidigt. Ebenso wie mich, vielleicht sogar noch tiefer. Nun, du erzählst mir ja nie etwas von deinen Dingen. Ich muß alles erraten, ich komme erst zum Schlußakt der Tragödie, wenn sich nichts mehr verheimlichen läßt . . ."

Jetzt, jetzt — rief es in Elisabeth — jetzt mußt du dich ihm zu Füßen werfen, ihm alles sagen, da er ja selbst davon zu reden begonnen hat.

Aber sie fand nicht den Mut, da Tycho mit eindringlicher Stimme fortfuhr: „Ich will dir ja keinen Vorwurf daraus machen, daß du mir alle diese Dinge, die zwischen euch vorgefallen sind, verschweigst. Ich weiß, du tust das nicht aus bösem Willen oder Trotz gegen mich. Ich verstehe dich: du sagst mir nichts, weil du fürchtest, mir zu meinen vielen Widerwärtigkeiten noch eine neue Sorge hinzuzufügen. So ist es, nicht wahr? Du wirst rot? Du weinst wieder? Elis, kleines Närrchen, wärst du nur etwas fester, etwas bockbeiniger, — ich hätte weit weniger Angst um dich. Denn obwohl ich deine gute Absicht bei diesem Geheimtun erkenne, muß ich dir nun doch den Vorwurf machen, daß du mich eben dadurch weidlich unterschätzest. Schau mich an! Halte ich nicht noch dies und jenes aus? Es ist wahr, das Unglück sucht mich in unerlaubter Fülle heim. Aber vielleicht nur eben deshalb, weil ich einen guten Rücken habe und weil das Unglück weiß: dem alten Tycho kann ich mich ruhig aufhalsen, der trägt schon etwas, der fällt mir nicht zusammen wie ein Baum, aus dem die Würmer gleich wieder auswandern müssen, kaum daß sie ihn angefressen haben. Hoho, der alte Tycho! — Ja, das merke dir, mein Kind: Unglück muß es geben.

Mißgeschick ist der gesündeste Brei ... Du aber bist viel zu zarthalsig, machst viel zu viel Feinheiten mit mir, — aber auch mit dir, Elis. Man muß sich zwacken, sich abhärten, das ist das ganze Geheimnis des Lebens, man muß sich und den anderen schon auch einmal eine hahnebüchene Leistung zutrauen, wenn's nottut, und nicht vor lauter Rücksicht den Vater im Finstern tappen lassen ..."

Kann ich es ihm nach diesen Worten sagen? fragte sich Elisabeth. Sie fühlte die unmittelbare herzliche Aufforderung, zu reden, aus seiner Ansprache. Aber zugleich in sich auch die Unmöglichkeit zu reden, — vor lauter Scham, daß sie ja eben ganz nahe daran gewesen war, diese Rücksicht, die der gute liebevolle Vater bei ihr voraussetzte und sich nun verbat, überhaupt nicht zu nehmen.

„Und noch eins wisse: Jedes Unglück läßt sich wettmachen. Dazu haben wir eben unsere Klugheit. Wir müssen jeden Schlag parieren, müssen überall selbst nach den Rechten sehen, müssen hinter allem her sein. Das Zutrauen zur bloßen Natur, zum glücklichen Lauf der Dinge habe ich längst verloren. Wir müssen die Dinge zur Vernunft bringen, wir, nur wir. Was wir nicht selbst

machen, geſchieht nicht. Den Knechten habe ich's heute im Schimpf geſagt, dir aber ſag ich's im Ernſt. Alles liegt an uns und — alles geht, wenn wir es wollen. Ich will, und deshalb werde ich noch mit allen Feinden fertig werden. Und auch du mußt hart werden, tüchtig, mutig. Dieſer Tengnagel — heute nenne ich ihn zum letztenmal — mag dich genugſam gequält haben. Du haſt es mir nicht geſagt, alſo konnte ich nichts dagegen tun. Jetzt aber werde ich es nicht länger leiden. Du aber freue dich, daß du ihn geſtern abend mit dieſem häßlichen Auftritt für immer losgeworden biſt. Denn im Hauſe dulde ich ihn nicht länger..."

„Aber ich — Vater —" unterbrach ihn ſtammelnd Eliſabeth. Daß ſie ihn ja liebte, dieſen verachteten, getretenen Tengnagel, und daß ſie für ihn das Leben hingeben wollte, aber ebenſo auch für den Vater, wollte ſie ſagen. Aber die Worte blieben ihr hinter den klappernden Zähnen. Gerade dadurch, daß ihr Tycho Mut zuſprach, wurde ſie nur immer mutloſer, fühlte ſich immer kleiner und unwichtiger vor ihm. Denn ſehr wohl hörte oder ahnte ſie aus ſeinen ſo kraftvoll klingenden Reden die Tiefe ſeiner Widerſtände heraus, die er eben mit ſolcher Anſpannung zu überwinden hatte; fühlte aus ſeiner Anſtrengung die Größe

des Schickſals, mit dem er rang. Wie geringfügig kam ihr daneben ſchon ihr eigenes Leid vor, wie beinahe fremd neben dieſem, was ſie ſo ganz überwältigend ergriff. Dazu fiel ihr auf, daß ſich der Vater ſeit langer Zeit nicht ſo hoffnungsfreudig, ſo kampfluſtig, ſo geradezu ſtolz auf ſein Unglück geäußert hatte; und als Grund für ſeine neue Lebensluſt wußte ſie ja nun eben dieſen Kepler, gegen den ſie hatte ſprechen wollen ... Nein, ſie konnte ſich gar nicht mehr denken, wie ſie das angeſtellt hätte. Wie hätte ſie ſich benommen, dieſem großen, tobenden Mann gegenüber, deſſen Siegesjubeln — das ſpürte ſie gut — beim geringſten Angriff auf ſeinen neuen Freundſchaftsbund in Verzweiflung umgeſchlagen wäre.

Sie waren ins Gehen geraten und an den Rand eines Hügels gekommen, von dem der Wind loſen Schnee ihnen ins Geſicht blies. „Nein, ich mag den Wind nicht," pruſtete und lachte Tycho übermütig und, da er inzwiſchen eine ganze Weile lang weitergeredet hatte, verſtand ſie den Zuſammenhang nicht gleich. „Hätte ich die Welt erſchaffen, ſo hätte ich den Winter nicht gemacht, hätte überhaupt ſo manches beſſer geordnet, das glaubſt du mir wohl. So muß ich nun den Weltſchöpfer im Kleinen ſpielen, überall in der Runde Hand an-

legen und die gebrechlichen Dinge zusammenhalten, sonst geht es nicht. Was gilt's aber, ich spiele dem Herrgott noch manchen Streich! Ich will zum Beispiel Treibhäuser einrichten, — nicht nur für Blumen, sondern ganz neue Arten von Treibhäusern — für Laubbäume. Auch Laubbäume sollen den Winter überdauern, wenn wir es wünschen. Nicht wahr, Jeppe?"

Der Zwerg hatte die Ankömmlinge von weitem bemerkt und war herangetorkelt. Jetzt küßte er Tychos Kleidersaum, während dieser sich nicht scheute, ihm über die mit Pusteln besetzte Stirne zu streicheln: „Brav gearbeitet?"

Mit freudigem Geheul zeigte der Zwerg sein sichelförmiges Gerät, einen Baumkratzer. Sofort lief er auch wieder davon, um seine Geschicklichkeit zu zeigen.

„Siehst du," setzte Tycho fort, „den habe ich auch in so ein Treibhaus gesteckt. Und gedeiht er jetzt nicht doch ganz gut, das arme Mißgebürtchen? Man muß nur jeden an den richtigen Platz stellen, dann taugt jeder etwas. Wie ich schon sagte: alles geht. Als ich den Unglücklichen damals aus den Händen seiner Peiniger riß, hätte mir niemand einen Kupferpfennig für sein Leben gegeben. Englische Landsknechte ohne Sold, die unser Land

befuhren, hatten ein Zigeunerlager niedergebrannt. Ich habe es dir wohl schon oft erzählt, aber eine Einzelheit dabei noch nicht, die verstehe ich auch erst heute zum erstenmal so recht. Wir kamen damals auf die Brandstätte, da fanden wir diesen Knirps, halb geröstet über dem Herdfeuer, mit den Füßen oben an einen Galgen gebunden. Wahrscheinlich hatte er Schätze verraten sollen. Jedenfalls war er schon ohne Besinnung; zu Verstand ist er auch nachher nicht wieder gekommen. Da habe ich mir damals in den Kopf gesetzt, dieses Wesen, das von der Natur und den Menschen so mißhandelt worden war, zu retten und aufzuziehen, allen bösen Gewalten zum Trotz. Kaum hatte ich ihn abgeknöpft und gelabt, da erscholl neben mir aus einem Schutthaufen die Stimme eines alten Weibes, das bald nachher starb, — es mochte seine Mutter gewesen sein: „Nimm dich Jeppes an, denn stirbt er, so wirst auch du nicht mehr lange leben." Damals lachte ich und verscheuchte den Aberglauben. Jetzt aber finde ich einen Sinn in den Worten der Alten: Solange ich noch Kraft habe, dieses schwache Geschöpf zu schützen, solange werde ich auch für mich noch Kraft genug haben. Denn eigentlich sind wir beide, Jeppe und ich, in gleichem Fall: Mit uns war es von Anfang her

nicht gut gemeint, wir müssen unser Heil dem Himmel abtrotzen." Dabei hob Tycho mit einem Blick, der sich plötzlich verfinsterte, seinen Hammer drohend empor. Und breitbeinig stand er da, wie aus dem Erdboden heraufgewachsen. Nun sah er in Elisabeths Augen wirklich wie eine heidnische Naturgottheit, wie Gott Donar mit dem Hammer aus, und dieser Anblick flößte ihr Grauen ein. Auch hatte es sie erschreckt, daß der Vater von seinem Tod gesprochen hatte. Mit flehentlicher Stimme rief sie daher aus: „Vater, wenn du nur ein Christ bleibst und mit solchen Reden und Taten nicht gegen Gott selbst ankämpfst."

„Gegen Gott?" sagte Tycho und jeder Leichtsinn war aus seiner Rede geschwunden: „Das ist eben die große und letzte Frage meiner Kunst, ob es mir gelingen wird, das Gesetz Gottes in all diesem Wust von irdischem Unglück zu erkennen und mich mit diesem Gesetz zu vereinigen. Ich glaube nicht, daß ich gegen Gott kämpfe. Manchmal in traurigen Stunden kommt mir dieser Gedanke, dann aber scheint es mir wieder, als sei es der Teufel, gegen den ich Gottes Gesetz verteidige. Denn glaube ja nicht, daß es mir nur darum zu tun ist, die Harmonie der Sternenwelt zu ergründen. Das wäre immer noch Stückwerk. Diese

obere Harmonie ist nur ein Abglanz der unteren; einen tiefen Zusammenhang hat Gott zwischen mein Glück und die Gesetze des Himmels gespannt, und das Gesetz dieser beiden, des irdischen Weltregiments wie des Himmels, muß ich in der Faust halten, sonst habe ich vergebens gelebt. Mit einem Geringeren gebe ich mich nie zufrieden, — und dort kommt einer, der diesen Unfrieden mitfühlen wird."

Kepler war um die Ecke des Parkweges gebogen. Tycho eilte ihm freudig entgegen. — Die kleine Zeit, in der Elisabeth allein blieb, genügte für sie, um einen Entschluß zu fassen, der während des ganzen Gespräches allmählich in ihr gereift war: sie mußte die Verantwortung für ihre Tat in ihrer ganzen tiefernsten Schwere auf sich nehmen, und zwar nach beiden Seiten hin, gegen den Vater wie gegen den Geliebten, ohne jede Einschränkung. Sie durfte nicht mehr hoffen, sich auf die Kosten des einen oder anderen zu entlasten, das war eine feige Ausflucht gewesen; sie durfte vor allem gegen Kepler nichts unternehmen, vielmehr mußte sie dem Vater gegenüber eben nur an den Vater und sein Wohl denken, als ob es gar keinen Tengnagel gäbe, und Tengnagel gegenüber so, als ob es keinen Tycho gäbe. — Ihre schlanke Gestalt straffte sich tapfer bei diesem Gedanken. Sie sah noch keinen Weg,

konnte sich nicht einmal die Möglichkeit vorstellen, daß diese Sache gut ausgehen könne. Und indem sie trotz allem eine unbestimmt anschwellende Hoffnung fühlte, mit Leichtigkeit und ohne eigentliche Überlegung so mühselige, entgegengesetzte Verpflichtungen übernahm, deren Durchführung nachher ihren ganzen vermittelnden Scharfsinn in Bewegung setzen mußte, indem sie eben ihrer obenauf liegenden Klugheit entgegen einen geheimen und tiefen Glauben an die Allmacht ihres Herzenswillens, ihr selbst kaum bewußt, mit frommer Innigkeit als das Wesen ihrer selbst wie aller Dinge empfand, vermeinte sie, eine ganz neue ungeahnte Bahn ihres Lebens zu betreten; indessen erwies sie sich gerade durch all das als die echte Tochter ihres Vaters.

*

Kepler begann mit einer Entschuldigung und brachte sie so freimütig und schlicht vor, daß sogar Elisabeth, die zumeist Betroffene, seine Worte mit Wohlgefallen anhörte. Er beklagte es, daß seine Ankunft im Hause die ungewollte Ursache peinlicher Auftritte geworden war, deren Folgen leider noch nicht abzusehen seien. Denn, so berichtete er, Tengnagels Wohnzimmer sei am Morgen leer vorgefunden worden und seinen

Diener habe man noch in der Nacht fortreiten sehen.

„Um so besser," rief Tycho und warf die ganze Geschichte mit einer Handbewegung weg. Dann faßte er Kepler schärfer ins Auge und ein namenloses Erstaunen zeigte sich in seinem Gesicht: „Das war wirklich recht von dir, daß du gestern abend dieser Philistermeute keinen Trinkspruch ausbringen wolltest. Ich begreife gar nicht, wie ich vor ihnen von meinem Heiligsten, von Hveen, erzählen konnte. Ich war förmlich verblendet." Plötzlich erschrak er, als würde ihm erst jetzt klar, wie tief er sich gestern herabgelassen hatte. Es war dies, obwohl er Kepler nach Meisterart billigend auf die Schulter klopfte, das erstemal, daß Tycho jenes unbegreiflich Überlegene und einfach „Richtige" fühlte, das von Kepler ausging. Zum erstenmal begann er zu ahnen, daß dieser scheinbar harmlose, nichts verhüllende Mensch irgendwie aus unbewußter, tiefster Weisheit hervor, die dem Klügeren verschlossen war, redete und handelte. „Das war wirklich recht von dir," wiederholte Tycho kopfschüttelnd, dann aber verscheuchte er mit einem Fußstampfen den beängstigenden Eindruck.

Auch Elisabeth war geängstigt; weniger durch das Gesprochene, als durch den verschiedenen Ton-

fall der beiden. Kepler sprach so leichthin und selbstverständlich, während Tycho jedes Wort nachdrücklich betonte, gern auch einzelne Sätze wiederholte, als könne er an das stille Fortwirken eines fallen gelassenen Wortes nicht glauben, als müsse er nach seinem Grundsatz auch hier „selbst mit Hand anlegen" und gleichsam den Sinn der Worte zum Zuhörer hinübergeleiten, da er eben in allem das Zutrauen zur bloßen Natur verloren hatte. — Elisabeth konnte sich diesen Unterschied nicht klarmachen, aber gespannt lauschte sie dem Gespräch, als müsse die nächste Wendung eine Erklärung bringen.

Die drei nahmen das Frühstück in einem heizbaren Laubenhaus, das nach Tychos Idee auf einem der schönsten Aussichtspunkte des Gartens erbaut worden war. Hier nun konnte Tycho wieder mit Stolz und Ungebundenheit in die Ferne deuten, die Dörfer nennen, die zur Herrschaft gehörten, von Verbesserungen der Gemüsezucht reden, die er vorhatte, und an das Schloß, das gerade unterhalb der Laube lag, mit dem Finger Zubauten und Sternwartetürmchen anfügen. Seltsamerweise schien dies Kepler wenig zu interessieren, er hatte offenbar seine Gedanken auf andere Dinge gerichtet und antwortete nur einsilbig. — Da er-

innerte sich Tycho, stets gefällig und höflich bestrebt, den Gast zu unterhalten, daran, daß er doch etwas bei sich habe, was dessen Aufmerksamkeit mehr anziehen mußte. Ein Brief war schon gestern, vor Keplers Ankunft, von einem durchreisenden Grazer Kaufmann für ihn gebracht worden, im Eifer des ersten Gespräches hatte Tycho die Übergabe aus dem Kopf verloren. Mit einigen Scherzworten über seine greisenhafte Vergeßlichkeit zog er nun das Schreiben hervor. Noch während Kepler den Brief entfaltete und las, sprach er weiter: „Leider ist nichts Angenehmeres hier für dich vorbereitet gewesen. Briefe übergebe ich ungern, da steht ja immer nur Böses darin. Aber das kommt eben nur daher, daß wir Menschen überhaupt zum Unglück geboren sind."

Kepler hatte ausgelesen und steckte das Papier gleichmütig ein.

„Nun, was war es?" fragte Tycho, nicht ohne Neugierde.

„Eine unwichtige Sache, die ich nicht einmal genau verstehe," erwiderte Kepler. „Meine Frau schreibt mir, sie habe eben den Verkauf des Gutes noch recht vorteilhaft durchführen können."

„Nun, das ist ja sehr wichtig und wundervoll, begreifst du es nicht? Es bestand doch die Ge-

fahr, daß man es euch einfach konfisziert." Stürmisch schüttelte ihm Tycho die Hand. Kepler aber murmelte, daß er sich mit derartigen Dingen nicht abgebe und sie eben nicht verstehe.

„Nun, so will ich dich auch hierin unterrichten," beschloß Tycho. „Jetzt aber wollen wir wirklich an die Arbeit gehen." Er faßte ihn unter dem Arm und winkte Elisabeth. — Die aber packte ihn ganz entsetzt beim Rock und flüsterte, nur für ihn hörbar: „Vater, es gibt also doch Menschen, die zum Glück geboren sind. Kepler ist solch einer."

„Dann möge also das Glück mit Kepler in mein Haus einziehen," rief Tycho, indem er sich ganz laut und heiter an sie wie an den Freund wandte, den er nun mit sich den gewundenen Fußpfad zum Schloß hinunterführte.

Elisabeth stand erschrocken. Lange sah sie den beiden nach; ihr Blick konnte von dem schmächtigen Rücken Keplers nicht abweichen. Eine übernatürliche, unheimliche Macht mußte sich in diesem Körper zusammengeballt haben. Wer war dieser Mensch, der schlafend nach Benatek gekommen war, in süßer, sorgloser Untätigkeit, und der doch alles hier schon vorbereitet fand: gute Nachrichten aus der Heimat, die er für nichts achtete, und

den mächtigen Schutz Tychos, den er ohne ein Wort des Dankes als ihm gebührend hinnahm! Wer war dieser Zauberer, der kampflos ihren Geliebten aus dem Felde geschlagen hatte, der alle Herzen magisch für sich einnahm, auch ihr eigenes Herz bezwang, — denn sie konnte ihm, der ja gar nichts Feindseliges und Gefährliches an sich hatte, nicht im Ernst böse sein, so Böses er ihr auch zufügte, und außerdem war sie ja eben durch einen dieser seltsamen unerklärlichen Zufälle, die für Kepler zu arbeiten schienen, in eine Lage gebracht, in der sie nichts gegen ihn tun durfte. — Den Vater dagegen, den heimgesuchten und doch so vertrauensseligen Mann, sah sie im Glauben an sein Glück dem Schlosse zuschreiten, in dessen einem Kirchturm insgeheim Tengnagel verborgen war, — wie Zündstoff, auf die Lunte wartend. Und an sich selbst blickte sie angstvoll herab; ihre Zeit war noch nicht gekommen, aber auch da lauerte das Unheil für ihren Vater und würde bald erbarmungslos sichtbar werden ... Eben trat unten aus dem Schloß der Arzt Hagecius mit scharf beobachtender, arglistiger Miene (so schien es Elisabeth) auf Tycho zu ... Gibt es denn keine Rettung, schrie es in dem Mädchen. Sie machte ein paar Schritte bergab, blieb stehen ... Ich muß doch gegen diesen

Kepler auf der Hut sein, blitzte es in ihr auf, nicht um Tengnagels willen, sondern um des Vaters willen. Ich muß den Vater warnen, wenn es nötig wird. Ach Gott, wird es nicht unmöglich sein, alle bösen Gedanken, die ich des Geliebten wegen gegen Kepler hege, zu unterdrücken, alle Übertreibungen zu vermeiden, die sich gefällig einschleichen werden, alle Vorspiegelungen zu durchschauen, die unter dem Schein kindlicher Besorgnis nur meiner Leidenschaft das Wort reden, und dennoch genau in dem Maße, in dem die Sache es erfordert, diesen schrecklichen Gast von meinem Vater abzuwehren . . . Nein, es wird nicht unmöglich sein! Denn ich nehme es auf mich und es muß sein.

6

Kepler hatte den Morgenspaziergang in übler Laune angetreten. Dieses Benatek, zu dem er aus dem stürmischen, gefahrvollen Graz als zu einer ruhigen Arbeitsstätte geflüchtet war, enttäuschte ihn durch das aufgeregte, gespannte, leidenschaftliche Leben, das er hier antraf. — In einem Brief an seine Frau, den er gleich nach dem Erwachen entwarf, schilderte er unverhohlen seine Mißstim-

mung. Er habe den Eindruck, unter lauter Tolle geraten zu sein, nicht in die würdige, friedfertige Familie eines Gelehrten, schrieb er. Dann fand er scharfe Worte für Tychos sinnloses Bankettieren und Zechen, für sein Zeit- und Kraftvergeuden. Überhaupt habe er sich den Mann nicht so alt vorgestellt, vorläufig habe er den Eindruck, als ob Tycho über sein eigentliches Fach nicht reden wolle, als ob er mit seinem Wissen karge und die Schüler lieber mit allgemeinen Redensarten abspeise, aus Furcht wohl, sie könnten ihm in die Karten schauen. Ferner vergaß er nicht zu notieren, daß Tycho seine Assistenten recht von oben herab behandle und zu niederen Hausarbeiten befehle. Kurz, der erste Eindruck, den er gewonnen habe, sei der denkbar ungünstigste, so daß er füglich bezweifeln müsse, daß ein förderliches Zusammenarbeiten mit Tycho überhaupt denkbar sei. Seine Instrumente allerdings seien über alles Lob erhaben, die angewandten Methoden trotz etlicher Schrullen und trotz des falschen Systems original und vorzüglich, die vorhandenen Manuskripte der Beobachtungen eine wahre unerschöpfliche Fundgrube. Die Frage sei eben nur, ob Tycho eine rechte Benutzung dieser Mittel zulassen werde. Jedenfalls, so schloß der Brief, werde er erst später eine Entscheidung

treffen können, ob seine Frau und Tochter ihm hierher nachkommen sollten. — Während er dies schrieb, wurde ihm sein Entschluß deutlich: heute gleich auf die Hauptsache loszugehen und Tycho sofort zu gültigen Erklärungen über die vorzunehmenden Arbeiten, über ihre gegenseitige Stellung, Rechte und Pflichten zu verhalten. Denn dieser Zustand einer gegenstandslosen Schwärmerei behagte ihm gar nicht, wiewohl er Tychos Gedankenschwung als etwas Großes, nur eben ihm, Kepler, nicht Zuträgliches bewundern mußte; hingegen hatte er durch die Wirren in Graz, sowie die langwierige Reise nach Prag des Müßiggangs übergenug erduldet, und der Anblick der Apparate gestern hatte in ihm insgeheim eine wahre Sucht nach Arbeit, eine beinahe schmerzhafte Ahnung neuer Ergebnisse erregt; woraus denn auch sein Unmut größerenteils entsprungen war. — Kepler sah dies bei längerem Nachdenken selbst ein und legte den allzu schwarz und bissig geratenen Brief weg, mit dem Entschlusse, ihn vorläufig nicht abzuschicken. Ja, er schämte sich sogar, als er die Zeilen nochmals durchlas, daß ihn sein Ärger zu einer so offenbar kleinlichen Beurteilung des hervorragenden Mannes hingerissen hatte.

Nun hatten ihn Tychos Herzlichkeit im Garten,

seine ausschweifende Redeweise, sein Humor natürlich in seiner Abneigung eher bestärkt als beruhigt. Wortlos und mürrisch folgte er dem Meister ins Schloß. — Dieser aber führte ihn nun wirklich in den großen Saal der Instrumente und blieb am Manuskripttischchen stehen: „Wenn es dir genehm ist, wollen wir nun an die Agenden schreiten und zunächst dieses hier vornehmen." So sah Kepler seine Wünsche erfüllt, ohne eigentlich noch ein Wort für sie vorgebracht zu haben. Doch darüber dachte er nicht weiter nach; denn schon hatte er sich in das Studium des vor ihm aufgeschlagenen Bandes, der die letzten Uranienborger Beobachtungen enthielt, mit ganzer Seele vertieft. Ziffer war an Ziffer gereiht, kaum hier und dort ein Wort der Erklärung. Tycho griff einige besonders merkwürdige Marsbestimmungen heraus, die zu keiner Bahntheorie passen wollten und doch zweifellos richtig waren. Kepler nannte die Ziffern seiner eigenen entsprechenden Beobachtungen, er wußte sie auswendig. „Nun, stimmt es nicht auch dich traurig!" rief Tycho. „Wir können diesem widerspenstigen Sidus, dem trotzigen Kriegsgotte, nicht beikommen. — Vorhin sprach ich mit meiner Tochter über mein Mißgeschick, zählte ihr alle Schicksalsschläge auf, die mich seit der Austreibung

von Hveen getroffen haben. Aber das waren nur Nebensachen, das Hauptunglück habe ich gar nicht recht erwähnt, weil das Mädchen solches ohnedies nicht verstanden hätte. Dir aber darf ich es eröffnen. Mein Hauptunglück liegt in meiner Wissenschaft, die sich auf keine Weise zu guten Übereinstimmungen schließen will, die immer und an allen Enden klafft, voll von Widersprüchen wie ein launisches Weibsstück ... Das aber darf man nicht so obenhin nehmen. Nein, offenbar hängt dieses fieberhafte Zucken der Gestirne, die niemals genau da erscheinen, wo wir sie berechnet haben, hängt dieses wirre und scheinbar ganz gesetzlose Gestammel des Himmels, an dem wir uns vergeblich abmühen, mit diesen anderen unerklärlichen Bahnabweichungen, Störungen, Gemeinheiten und Verbrechen unserer Mitmenschen, aller Menschen, also auch mit den törichten verblendeten Wünschen unseres eigenen Herzens, mit unseren Leiden und Fehlschlägen, zusammen. Das heißt: beides, himmlische wie irdische Unordnung, kommt aus einer Quelle. Und die ist doch wohl Gott. Nun hab' ich dir mein äußerstes, letztes Unglück genannt: Ich verstehe Gott nicht, mehr noch, ich fühle ihn nirgends — so sehr ich mich um ihn bemühe, ich finde ihn nicht, den allweisen, allgerechten, all-

gesetzlichen Lenker des Weltganzen. Und eben deshalb mißrät mir meine fleißigste Arbeit, meine reinste Absicht. Scheint es dir nicht auch so, mein Kepler, hast du noch nie ähnliches erlitten?"

Kepler gestand aufrichtig, daß er über diese höheren Zusammenhänge eigentlich noch nie nachgedacht habe. In seiner kargen, sich herabsetzenden Art, die von Tychos Streben, immer sich selbst zu rechtfertigen und über allerlei Anfechtungen zu erheben, so sehr abstach, fand er, daß er sich bisher recht pfahlbürgerlich nur mit Rechnereien abgegeben habe und daß ihn als einen Anfänger die bloße Freude, die er in der Beobachtung der Sterne und in der Annäherung an ihre Gesetzmäßigkeiten empfinde, von so tiefen philosophischen Betrachtungen abgehalten habe. Und was Gott anlange, so glaube er an ihn nach den Lehrsätzen der Religion.

„Mir antwortet Gott nicht, wenn ich ihn frage," rief Tycho mit verzweifelter Miene. Dann trat er ans Fenster und sah zu den Wolken empor: „Ein großes Buch — dieser Himmel. Jeden Abend blättert es sich auf, mit leuchtenden Buchstaben; ich aber kann es nicht lesen, oder was noch schlimmer ist, ich lese sinnlose, phantastische, häßliche Sätze heraus ... So bescheiden wie Kopernikus

bin ich nun freilich nicht. Der sagte einmal, er wolle sich glücklich schätzen, wenn der wirkliche Lauf der Sterne von seinem Kalender um nicht mehr als zehn Bogenminuten abweiche. Das scheint mir allerdings allzu genügsam."

Er hielt nun inne, wartete auf eine Antwort; wie immer, wenn er von Kopernikus sprach, schien er eine Erklärung Keplers zu verlangen, daß er nun die Irrtümer des gegnerischen Weltsystems einsehe. Aber Kepler war schon wieder mit den Schriften beschäftigt, nur Zahlen kamen von seinen Lippen.

„Ich hoffe, daß wir deine Aufzeichnungen genau mit diesen hier vergleichen werden," unterbrach ihn Tycho endlich ... Aber da zeigte es sich, — mit Zerknirschung gestand es Kepler — daß er gar keine ordentlichen Aufzeichnungen besaß und daß er nicht die Kraft hatte, seine Manuskripte beisammenzuhalten. Sie gingen ihm verloren, ganz so wie die Briefe. — Tycho erstaunte. In der Tat war es seltsam, daß diese Seele, die das Fieber der Arbeit gar nicht entbehren konnte, eigentlich auf die Ergebnisse ihrer Arbeit so wenig Wert zu legen schien, ... während Tycho jedes Zettelchen, jeden kleinsten Beitrag zu seiner Theorie sorgfältig aufhob. — Für Kepler bedeutete eben

die aſtronomiſche Arbeit etwas durchaus anderes als für Tycho. Sie war bei Kepler wie ein Rauſch, an dem er ſich vollſog, aus dem er überhaupt nicht mehr herauszukommen wünſchte, der ſein ganzes Daſein, ſeine ganze Phantaſie beherrſchte. Die Arbeit ſchien in ſeinem Kopfe gleichſam in ſtetem Fluſſe, in immer neuer Umformung begriffen, ſie zehrte ſich ſelbſt auf, verdaute ſich ſelbſt und bildete ſich ganz im Dunkeln, Unbewußten allmählich zur endgültigen Geſtalt. So lebte er in dem ſich anhäufenden Material wie in ſeinem natürlichen Element, fühlte daher eigentlich nur ſehr ſelten das Bedürfnis, ſich ſeiner Gedanken durch die Niederſchrift zu entledigen. Sein außerordentliches Gedächtnis unterſtützte ihn vielmehr darin, ſtets das Weſentliche zu behalten, alles andere auszuſtoßen oder zu vervollkommnen und mit nie verſagender Geduld alles für den einen myſtiſchen Augenblick bereitzuhalten, in dem ihm aus Nähen und Fernen ſeine „Geſetze" auftauchen ſollten. Bis dahin — und dieſer Zeitpunkt war ja noch jahrzehnteweit in der Zukunft — nahm er alles als bloß vorläufige, förmlich unwirkliche Feſtſtellungen hin. Er hatte ſein Herz an keine Theorie gehängt, zitterte für nichts und ſehnte nichts herbei, verwarf mit Leichtigkeit ſeine eigene frühere

Überzeugung; jede neue Beobachtung konnte alle früheren Resultate stürzen. Sein Geist, dem die Arbeit ein vollkommenes Gleichgewicht bot, war vielleicht gerade infolge dieses Gleichgewichtes im Innern in beständiger Bewegung, war im wahrsten Sinne des Wortes frei und unbefangen, zu jeder ungeahnten Tat entschlossen. — Ganz anders Tycho. Diesem war jede Einzelheit wichtig, seit vielen Jahren quälte er sich ja damit, diese Einzelheiten untereinander und mit seinem Weltsystem in Übereinstimmung zu bringen. In seiner Exaktheit sah er — und dies wiederum mit vollem Recht — seinen prinzipiellen Hauptfortschritt den Vorgängern gegenüber, und so geschah es auch mit dem Bewußtsein deutlichster Überlegenheit, daß er jetzt Kepler, förmlich entzückt, unter dem Kinn nahm und ihn seiner Sorglosigkeit wegen freundlich ausschalt.

Und Kepler ließ sich gern ausschelten. Es tat ihm wohl. Denn merkwürdigerweise war dieser Mann, der nach außen hin das Bild eines zielvollen, sich stetig erweiternden, glücklich fortschreitenden Lebens bot, im Innern gänzlich unzufrieden mit sich selbst, ja, wenn man seinen Klagen glaubte, überhaupt das faulste, dümmste, unfähigste und unglücklichste aller Menschenkinder. Allerdings kam

er selten dazu, zu klagen, da er überhaupt nur selten über sich nachdachte. Und solange er in eine Arbeit vergraben war, hatte er gar kein Bewußtsein seiner selbst und lebte in der vollkommensten Ruhe. Sein Unglück kam erst, wenn er gezwungen wurde, sich über seine Arbeit und sich selbst Gedanken zu machen. Und jedenfalls war ein wesentlicher Teil dieses Unglücks und Mißbehagens darauf zurückzuführen, daß ihm die Selbstbeobachtung eben ein ganz ungewohntes Geschäft war. Aber ebenso gewiß floß der andere Teil dieses Unglücks aus viel tieferen, dunkleren Quellen seines ihm selbst unerforschlichen Geistes und war wohl nicht minder dämonische Besessenheit wie seine rätselhafte und instinktsichere Begabung für gewisse wissenschaftliche Probleme. — Die Art und Weise nun, mit der Kepler ganz unverhohlen seine Ratlosigkeit solchen innersten Anstürmen gegenüber zum Ausdruck brachte, mit der er sein Unglück, sein Sich-selbst-nicht-Genügen hemmungslos eingestand, war etwas ungemein Rührendes, für ihn Einnehmendes, ja sie grenzte ans Drollige. Oft saß er nach solchen Ausbrüchen mit offenem Mund da, die Augen herausgewälzt, alle Finger von sich spreizend, — ein ganz verlassener, ohnmächtiger Mensch, dem der Härteste Trost zusprechen mußte...

Ging man von Tycho weg, der ja über sein Unglück viel häufiger, stürmischer, wortreicher, auch begründeter klagte, so hatte man immerhin den Eindruck, daß in diesem Manne tiefster Not auch starke Gegenkräfte gegenüberstanden. Es war ein grandioses Schauspiel, ihn leiden, fluchen, berserkern, aber auch sich bezwingen und gewaltsam mäßigen zu sehen, und schließlich hatte man die Zuversicht, daß er einen nicht brauche, daß er schon allein mit allem fertigwerden würde. Man hatte dabei die Neigung, seine Widerstandskraft zu überschätzen oder nicht in Rechnung zu ziehen, daß er mit diesen Siegen über sich selbst schließlich sich erschöpfen und an seinen Siegen zugrunde gehen könnte. Keinesfalls war man Tycho gegenüber zu besonderen Hilfeleistungen bereit. Man wußte, daß er sich selbst kümmern und das, was er brauchte, verlangen würde, — und eben deshalb versagte man ihm manchmal das Notwendigste; denn den meisten Menschen ist solche Stärke und Beherrschtheit anderer ein Dorn im Auge und statt demjenigen, der ihnen möglichst wenig zur Last fällt und lieber alles mit sich austrägt, dankbar zu sein, finden sie es bequemer, ihm ein „abgeklärtes und abgerundetes Wesen" anzudichten und ihn, mit dieser Ausrede eines Lobes auf den Lippen, ganz

im Stiche zu lassen. — Zu diesem Verfahren reizte der stolze Tycho, Kepler aber bot gar keine Handhabe dafür. Wo er hilflos war, gab er sich auch als solchen zu erkennen. Da war eine unbegrenzte, unerklärliche Not und keine Spur einer Gegenkraft. Da hätte niemand die Stirn gefunden, ihn sich selbst zu überlassen.

Sofort war auch Tycho von Mitleid erfüllt. Kaum hatte er Keplers haltloses Gesicht bemerkt, so lenkte er ein und kam, um ihn zu ermuntern, auf sein schönes Erstlingsbuch, den Prodromus, zu sprechen, der doch ein Muster guter Zucht und Ordnung sei. Kepler aber war nun nicht mehr aus seiner bedrückten Stimmung zu reißen. „Ja, das ist gar nicht mein Verdienst," jammerte er mit kläglichen Worten. „Wenn es auf mich allein angekommen wäre, so wäre das Buch überhaupt nicht erschienen. Was ja vielleicht auch besser gewesen wäre; denn es ist ein Dreckbuch, eine charta cacata, mit Vergunst. Aus verschmissenen Papieren haben es mir Freunde zusammengestellt und dem Drucker geschickt, ich selbst habe keine Hand dazu gerührt. Und ich bin ihnen auch gar nicht dankbar für ihr naseweises Querulieren. Es war nichts Rechtes und ist nichts Rechtes daraus geworden; wäre gut Zeit gewesen, noch etwelche

Jährlein damit zu warten." Ferner sprach er, nun einmal im Zuge, seine Verwunderung darüber aus, wieso Tycho, ein Mann von solchem Wissen und Wollen, es überhaupt über sich bringe, mit ihm, Kepler, auch nur zwei Worte zu wechseln. Ohne die mindeste Absicht zu schmeicheln, brach er in ein übertriebenes Lob Tychos aus, pries ihn als einen unerschrockenen und doch auch weltmännischen Forscher, pries ihn seines stürmischen ereignisreichen Lebens wegen glücklich, nannte ihn einen Menschen, der als das genaueste Gegenteil Keplerischer Beschränktheit seine Sinne der ganzen bunten Breite des Weltlaufes offen halte und in allem und jedem aus dem Vollen schöpfe. Sich selbst aber nannte er einen Tropf und Tölpel in jedem Belange.

„Dies sei die erste und letzte deiner Ansichten, in der ich dein gründlicher Gegner bin," lachte Tycho und strich ihm freundlich über die Hand.

Sie wurden von Hagecius gestört, der seinen Urlaub nehmen, vorher aber noch unbedingt Tycho untersuchen wollte. — Tycho ging ihm bis zur Tür entgegen und behandelte ihn überhaupt viel freundlicher als tags zuvor; offenbar fürchtete er, die gestrige Szene beim Abendessen könnte durch des Arztes Schwatzhaftigkeit in die Mäuler der

Leute kommen. Auch vor der Unterſuchung hatte er Angſt, und da er nun einſah, daß er dem Arzte werde ſeinen Willen laſſen müſſen, um ihn nicht gegen ſich aufzubringen, war er von einer beinahe kriecheriſchen Höflichkeit gegen ihn. Sofort nahm Hagecius ſeinen Vorteil wahr und ſtellte ſich mit einer düſteren Rüge von Tychos Geſichtsfarbe in den Vordergrund des Geſpräches. Er fühlte ihm den Puls, auch dieſer ſchien ihm nichts Gutes zu weisſagen. „Mehr Schonung, wenn ich bitten darf, vernunftmäßigere Lebensweiſe, Determination der Arbeit," kam es von ſeinen Lippen. Im Zimmer nebenan ſollte nun ſofort an ein näheres Examen geſchritten werden, deſſen Ausſichten, wie es ſchien, die traurigſten waren. Ohne daß er dagegen ankämpfte, wurde ein böſes ſchadenfrohes Lächeln im Geſicht des Arztes immer deutlicher. — Tycho bat ihn, nur ein Weilchen noch ſich zu gedulden. Schmerzlich empfand er es, ſchon nach den erſten Worten der ſo herzlich ſich anlaſſenden Unterredung abbrechen zu müſſen. Auch hatte er ja noch Kepler zu tröſten. Sehnſuchtsvoll wandte er ſich ihm wieder zu.

Kepler aber war ſchon keines Troſtes mehr bedürftig. Er ſchwamm ſchon wieder in ſeinem Ziffernozean und hatte alle irdiſchen Sorgenkleider

von sich abgeworfen ... Es war Tycho nicht zu verargen, daß er zunächst und noch viele folgende Tage lang Keplers Seele so gänzlich mißverstand, indem er sie nach den eigenen Freuden und Bedürfnissen beurteilte. In der Tat hatte er den besten Willen einzugreifen, zu helfen. Aber Keplers zerrissene Stimmungen hörten ebenso grundlos und plötzlich auf, wie sie scheinbar grundlos einsetzten. Man konnte ihm ebensowenig heraushelfen, wie er im ganzen auch auf keinen äußeren Anlaß hin in solch eine Krise hineingeriet. Der größere wichtigere Teil seines Lebens spielte sich eben unbewußt ab und war im wahrsten Sinne des Wortes unzugänglich für andere wie für ihn selbst, für Freundliches wie für Schädliches ... Als ihm daher Tycho freundlich zunickte: wenn er nicht bald besser von sich zu reden gewillt sei, werde er zur Strafe gleichfalls einer ärztlichen Untersuchung unterzogen werden, da antwortete Kepler mit einem geistesabwesenden „Ja" und kam dann gleich ohne Übergang auf das zu sprechen, was ihm hier das einzig Wichtige war und wovon er innerlich, ohne daß Tycho es ahnte, sein weiteres Bleiben abhängig gemacht hatte: „Ich bitte dich, mir alle diese Schriften zu leihen, damit ich sie in der Ruhe meines Zimmers gründlich durchnehmen kann."

Tycho runzelte die Stirn. Merkte denn Kepler gar nicht, daß er durch seine Reden über die schleuderhafte Behandlung der eigenen Notizen wenig Zutrauen für sich erweckt hatte?

„Soll es sofort sein?", fragte Tycho mißmutig.

Aber Kepler merkte wirklich nichts, er besaß eine glückliche Blindheit für alles, was ihn von seinen wissenschaftlichen Zielen ablenkte.

„Ja, den ersten Band möchte ich mir sofort mitnehmen," erwiderte er ganz harmlos.

Tycho besann sich. Danach warnte er ihn, statt einer Antwort, vor allen Freunden und Schülern, indem er an Keplers Erzählung von der ersten Edition seines Werkes wieder anknüpfte: „Ich habe es mir nun einmal in den Kopf gesetzt, mich deiner anzunehmen. Und da gefällt es mir gar nicht, was du vorhin erzählt hast, daß deine Freunde nach Belieben in deinen Aufzeichnungen kramen dürfen." Und er erzählte von den schlechten Erfahrungen, die er selbst gemacht hatte. Keinem dürfte man trauen, denn im Grunde seien alle nur verkappte Plagiatores. So sei es ihm mit seinem Schüler Wittich gegangen, der sich ganz ausbündig freundschaftlich gebärdet und gar Tychos fidum Achaten genannt; nichtsdestoweniger jedoch in Kassel die verbesserten Instrumente des Meisters

als eigene Erfindungen ausgegeben habe. So auch mit Heliaeus Roeslinus. Und gar mit dem Bären, dem Ursus, der jetzt sein aufgesagter Feind sei, indes er sich in Uranienborg als gemeiner Diener eingeschlichen und Tychos Weltsystem gestohlen, ja einfach weggenommen und als seine Invention veröffentlicht habe.

Kepler entrüstete sich über derlei Unredlichkeiten, fand jedoch keineswegs den Zusammenhang mit seiner Bitte und kam unbeirrt auf sie zurück.

Hagecius aber rief spitz: „Hoffentlich seid ihr nicht so mißtrauisch, zu meinen, daß Euch alle Eure Gäste um Problemata bestehlen." Und er drehte sich, beide Arme erhoben, im Kreise herum, wie um zu zeigen, daß an seiner spindeldürren Gestalt keine geheime Tasche sich ausbauchte.

Erschrocken sah sich Tycho von beiden Seiten bedroht. Nun ist es nicht länger aufzuschieben, dachte er, und nachdem er den Arzt mit ein paar Worten zu begütigen gesucht hatte, lud er ihn ein, ins Nebenzimmer einzutreten. Dann bat er Kepler, sich eine kleine Zeit zu gedulden, und folgte dem Arzte.

Es dauerte lange. Unruhig ging Kepler auf und ab. Er blätterte in den Manuskripten, konnte aber keine Sammlung finden. Und so wird es

hier immer sein, dachte er, täglich neue Aufregungen, Abhaltungen. Und mit den Schriften mich allein lassen ... das wird Tycho nie zugeben. So habe ich es mir ja heute morgen vorgestellt. Jede Arbeit wird unmöglich sein, ganz unmöglich. Ehrgeiz und Verbitterung, das sind schlimme Arbeitsgenossen ... Er redete sich immer tiefer in die Wut hinein, er war fest entschlossen, noch heute abzureisen.

Plötzlich wurde die Türe aufgerissen. Zuerst erschien Hagecius, dessen Gesicht vor lauter Falten und Fältchen nur so schillerte. Dann wankte Tycho herein, die Wangen ganz farblos grau, die Augen weit aufgerissen ... Die beiden schienen schon Abschied voneinander genommen zu haben; Tycho stand sprachlos da, er bewegte kein Glied. Gravitätisch reichte Hagecius Kepler die Hand. Dann wandte er sich nochmals an Tycho: „Vielleicht habe ich doch etwas übertrieben. Auch ganz vernachlässigte mala haben bei guter Pflege noch eine Wendung ins Bessere genommen. Ich komme bald wieder, nachsehen, ob Ihr meine mixturas richtig introzipieret. So lebt wohl, Professor." Tycho rührte sich noch immer nicht, nur seine schweren Augenlider bewegten sich langsam abwärts. Hierauf verbeugte sich Hagecius und ging.

Kaum hatte er die Türe hinter sich geschlossen, so stürzte Tycho, wie von einem fürchterlichen Bann erlöst, an das Manuskripttischchen, fiel in in einen Sessel, warf den Kopf in die Hände und begann laut zu schluchzen ... Entsetzt sprang Kepler hinzu und umklammerte seine Schultern. Da sah Tycho auf und sah Keplers Augen von echtestem Mitgefühl durchglänzt — in diesem Augenblick waren wirklich alle selbstsüchtigen Gedanken an Tychos Schriften aus ihnen weggefegt — sah sie mit unbeschreiblicher Sanftheit und berechnungsloser Hingabe auf sich gerichtet.

„Mein Benjamin," schrie er auf und wühlte in den Papieren, „hier, nimm, nimm alles, alles soll dein sein, mache mit allem, was du willst. Nur das eine: führe mein Werk fort, lasse diese ungeheure Arbeit nicht vergehen ..." Plötzlich richtete er sich hoch auf, ein Schauer ging durch seine ganze Gestalt, sein Schreien steigerte sich zum Brüllen: „Nein, ich will noch nicht sterben, nein, nein, nein! Aber eilen muß ich, eilen, unermüdlich eilen, sonst ist es zu spät. Du sollst mir helfen, mein Johannes, mein Benjamin. Ich habe keine Zeit mehr zu verlieren. Alles soll nach deinen Wünschen geschehen. Nimm alles, teile mit mir, hilf mir — nur verlaß mich nicht, verlaß mich

nie mehr!" — Und weinend drückte er ihn an sich, mit so stürmischen Liebkosungen, als sie nur jemals ein Liebender an seiner Braut ausgewütet hat.

7

Für längere Zeit blieb dies Tychos letzter Schmerzensausbruch; denn nun kamen für ihn einige heilsame Wochen der Besinnung und ruhigen Arbeit, gemeinsam mit Kepler, ganz so wie er sich sie vorgestellt hatte.

In der Tat ergänzten einander die beiden großen Forscher in ihren besonderen Fähigkeiten wie auch in ihren Methoden auf das glücklichste. Tychos Hauptstärke lag in seiner kühnen und zugleich ganz zuverlässigen Art, zu beobachten, während Kepler schon infolge seiner schwachen Augen hierzu weniger taugte; mußte man doch damals, vor Erfindung des Fernrohrs, mit dem bloßen Auge, nur mit Zuhilfenahme von Visierinstrumenten, die feinsten Daten des Nachthimmels ablesen können. Hingegen zeigte Kepler ein bewundernswertes mathematisches Genie und einen nie erlahmenden Rechenfleiß, seine Kombinationen und Zusammenfassungen waren vorsichtig und meist trafen sie wie unter einer Eingebung das Richtige. Tycho hatte gleich-

falls im Theoretischen eine gute Hand bewiesen und gerade seine Untersuchungen der Mondbahn, die er damals als Konsequenz jahrelanger, mühseliger Kleinarbeit abschloß, waren bestimmt, ein bleibender Besitz der Wissenschaft zu werden. Im ganzen aber fiel es ihm nicht leicht, aus seinen ersten Sammlungen zutreffender Einzelheiten ins Allgemeine überzugehen. Oft geriet er hierbei gleich ins Allgemeinste, Phantastische, Gefühlvolle; es war, als ziehe sich derselbe Riß, der seinen Charakter in zwei so weit voneinander entfernte Bestandteile, in kalte Berechnung des Kopfes und leidenschaftlichen Überschwang des Gemütes, teilte, auch durch seine wissenschaftliche Anlage, der gleichfalls das verbindende mittlere Schlußvermögen in einem gewissen Grade abzugehen schien.

Zu jener Zeit jedoch war gerade durch Keplers Mitarbeiterschaft alles aufs beste ausgeglichen. In Kepler hatten Tychos begeisterte Zuneigung wie sein Verstand gleichsam einen gemeinsamen Brennpunkt gefunden; hier stand endlich einmal, wie er glaubte, sein Interesse und sein wohlerwogener Vorteil der freien Ergießung seines Herzens nicht hemmend im Wege, im Gegenteil, hier wiesen beide in dieselbe Richtung, — zu Kepler hin, den er ungestraft, ja zum Heile seiner Kunst lieben

durfte; hier konnte also nach so jahrelanger Fesselung der alte Mann seinen Schwall, seine ganze Kraft hinströmen lassen, ohne diese ewige, kluge Vorsicht, die sein Leben verbitterte, ohne Angst vor kleinlichen Gehässigkeiten und Widerständen. — Die Folgen zeigten sich sofort, schon in den nächsten Tagen. Tycho lebte auf; ganz von selbst, ohne Zutun ärztlicher Rezepte verschwanden seine üblen Zustände, das schleichende Fieber und die Schlaflosigkeit; die Wangen strafften sich, die Hand zitterte nicht mehr; ungestüm schritten die Arbeiten vorwärts; die Augen wurden hell und scharf, mit jugendlicher Frische spähten sie in die Schlünde des Nachthimmels; und was den Augen sich darbot, hielt die Feder unermüdlich fest. Unter dem Ansturm neuer Anregungen entschloß sich Tycho, seinen Lieblingsplan eines umfassenden Hauptwerkes, zu dem er seit dem Abschiede von Hveen den Mut verloren hatte, wieder aufzunehmen. Gigantisch wie alles, was Tycho entwarf, war dieser Plan. Alle Tatsachen der Sternenwelt, die er nach dem Grundsatze, nichts ungeprüft von seinen Vorgängern zu übernehmen, neu festgestellt hatte, sollten hier vereinigt werden und sich zu einem unwiderleglichen System steigern. Von diesem vielbändigen Werk, das den Titel „Astro-

nomiae Instauratae Progymnasmata" führte, war bisher nur der zweite Band, den Kometen des Jahres 1577 betreffend, fertiggestellt und vor einigen Jahren auch gedruckt worden. Alles andere lag in Skizzen und Schlagworten vor, die nun eifrig hervorgesucht und geordnet wurden.

Tycho ermunterte auch Kepler zu einem neuen Buch und gab ihm einige Richtlinien. Kepler dankte, versprach, Tychos Weisungen zu befolgen, — hatte aber auf dessen Fragen auch noch einige Wochen später nichts vorzuzeigen, kein Blatt, keine Notiz. Kopfschüttelnd erwog Tycho diese auffällige Schwäche seines Assistenten, dem bei all seinem blendenden Können die letzte Entschlossenheit zu einem Werk abzugehen schien; schon machte er sich im stillen Vorwürfe, daß er vielleicht den unerfahrenen, energielosen Menschen für seine persönlichen Zwecke mißbrauche. Er war ernstlich unsicher, ob er Kepler weiterhin für sich arbeiten lassen dürfe, dessen feine, gesprächsweise hingeworfenen Bemerkungen ja niemals in einem eigenen Buch zu Ehren kommen, sondern in Tychos Werk verwoben sein würden. Und da Tychos Gewissen in diesem Punkte sehr fein war, gelobte er sich gleich, in diesem künftigen Werke Kepler gebührend zu nennen, ihn wie gegen die arge Welt, so

auch gegen sich selbst, den um so viel Stärkeren, zu schützen. — Ja, dieses Gefühl steigerte sich in Tycho zu einer förmlichen Begierde, Kepler zu unterstützen, sich für ihn einzusetzen, ihn so schnell wie möglich berühmt zu machen. In keinem der Briefe, die er damals schrieb, unterließ er es, anzufragen, ob der Adressat Keplers bedeutungsvollen „Prodromus" schon gelesen, vielmehr studiert und richtig gewürdigt habe, eben jenes Keplers, den jetzt bei sich zu haben seine unendliche Freude ausmache, dessen weisen Aussprüchen er wie denen eines neuen Hipparch lausche und mit dem er von nun an immerdar zur Augmentation der Wahrheit zusammenarbeiten wolle. — Und wie Tycho von Kepler schrieb, so sprach er auch von ihm und zu ihm. Es war ein ununterbrochenes Schwelgen in Bewunderung, Verständnis und Freundschaft. Kepler konnte gar nichts äußern, ohne daß Tycho in entzückte Lobesworte ausgebrochen wäre.

Gerade dieses Übermaß des Vertrauens war es, was Elisabeth ängstigte. Sie war oft bei den Unterredungen der beiden Männer anwesend und immer wieder kehrte der Eindruck zurück, den sie gleich zu Anfang empfangen hatte: daß in dieser gegenseitigen Beziehung etwas Verborgenes walte, das sie nicht durchschauen konnte, dessen Gefahr

für den Vater sie jedoch ahnte. — Sie machte kleine, schüchterne Versuche, um diesem Unheil auf die Spur zu kommen. Traf sie einmal Kepler allein, so holte sie ihn aus, begann etwa damit, wie es ihm in Benatek gefalle, kam dann auf Tycho zu sprechen und wollte wissen, was Keplers offene Meinung über ihn sei. Keplers Antworten waren stets unverfänglich, sichtlich ehrlich gemeint, aber leider so inhaltslos, daß sie dem Mädchen keine Ruhe schaffen konnten. Manchmal machte es wirklich den Eindruck, als kenne Kepler außerhalb seines wissenschaftlichen Bereiches nur einige feststehende Höflichkeitsformeln, mit so wenig Worten kam er aus. Sie rückte ihm daher näher zu Leibe, indem sie auf das Besondere einging. Sie fragte ihn, ob er schon bemerkt habe, daß Tycho eine ungewöhnliche Zuneigung zu ihm gefaßt habe, und ob er auch so etwas wie herzliche Liebe, Dankbarkeit gegen ihn fühle. Dann wunderte sie sich darüber, daß Keplers Familie noch immer nicht eingetroffen sei. Ihr scharfsinniger Weiberkopf fand gerade diesen Umstand, dem Tycho gar keine Beachtung schenkte, bedenklich. — Nun war es das Merkwürdige, daß Kepler durch solche Fragen durchaus nicht in Verlegenheit gebracht wurde, obwohl er offenbar auch nicht auf

sie vorbereitet war; daß er ihnen niemals auszuweichen suchte, obwohl er sie auch nicht gerade mit Entzücken herausforderte. Schlicht und klar erwiderte er, und man hatte das Gefühl, daß er mit seiner Meinung keinesfalls zurückhielt; nur blieb einem bei näherem Hinsehen von dieser Meinung nichts in der Hand, ihre Freimütigkeit und ihr sympathischer Tonfall war eben das einzige, was sie von einer ganz durchschnittlichen, unpersönlichen Äußerung unterschied.

Es konnte nicht fehlen, daß aus solchen Aussprachen allmählich eine gewisse Vertraulichkeit zwischen Elisabeth und Kepler erwuchs, die sich nun auch sonst bei jeder Begegnung durch freundlichen Wortwechsel, durch Lächeln und Kopfnicken andeutete. Ja, eines Tages mußte Elisabeth sich eingestehen, daß sie Kepler eigentlich sehr liebenswürdig und angenehm finde, daß sie jedenfalls weit davon entfernt sei, ihn zu bekämpfen, daß vielmehr sein stilles, ebenmäßiges, gehaltvolles und dabei ganz unaufdringliches Gehaben ihr bald nicht minder unentbehrlich sein würde wie ihrem Vater. Sie mußte lachen, wenn sie daran dachte, daß eine ganz sinnlose Eifersucht ihres Bräutigams auf Kepler den Anlaß zu den nachfolgenden Zwistigkeiten gegeben habe. Wie nun, wenn in dieser

Eifersucht wirklich ein Gran von Wahrheit, eine richtige Vorahnung gelegen wäre! . . . Der arme Tengnagel! Nun saß er eingesperrt, in seinem engen Gelaß, und ahnte nicht, daß seine Braut ganz fröhlich mit dem Rivalen Konversation führte. Nun war er ganz machtlos, der große Schreihals . . . Elisabeth fand rechten Gefallen daran, mit solchen Gedanken zu spielen; und da diese launischen, gefährlichen Vorstellungen ihr einziger Trost in ihrer traurigen Lage waren, die einzige Erleichterung inmitten der vielen Kraftproben, die sie täglich zu bestehen hatte, benahm sie sich gegen Kepler lieber noch etwas zutunlicher und neckischer, als ihr eigentlich zumute war.

Dies nun versetzte ihre Mutter in maßloses Erstaunen. Die einfache Frau konnte schlechterdings nicht begreifen, warum Elisabeth nicht ihren ganzen Einfluß bei Tycho daransetzte, um Kepler zu schaden, warum sie im Gegenteil gar noch freundlich mit dem Feinde tat. Oft schalt sie sie deswegen. Aber Elisabeth verwies dann immer auf einen Plan, den sie bei alledem insgeheim verfolgte, und als sie der Mutter einige Bruchstücke dieses Planes andeutete, beruhigte sich diese wirklich. Aber nur für kurze Zeit. Als dann immer noch nichts geschah und die Dinge nur im Geleise weitergingen,

beschloß die Mutter, die einen ehrlichen, tiefen Haß gegen Kepler als den Störer des Eheglücks ihrer Tochter gefaßt hatte, auf eigene Faust vorzugehen. Sie tat es auf ihre Weise. Da sie nicht wagte, ihrem Manne die wahre Sachlage zu enthüllen, begann sie mit kleinen Trätschereien, damit etwa, daß Kepler, so ein rechter Hans-guck-in-die-Luft, eines ihrer Küchlein tot getreten habe; daß er überall lästig falle; daß sie sein Zimmer notwendig zur Aufbewahrung von Küchengeräten brauche. Als dies nichts nützte, wurde die Brave dringlicher. Sie beklagte die großen Kosten, die der neue Genosse dem Haushalt aufbürde, die Lebensmittel seien unerschwinglich, kurz, sie könne für ihn nicht ohne Bezahlung kochen. Tycho gab ihr Geld und schickte sie weg. Sie kam mit einem neuen Einfall zurück: ob Tycho schon bemerkt habe, daß sich der Zwerg auf keine Art an den Gast gewöhnen wolle. Wo immer er ihn sehe, wiche er ihm mit kläglichem Geheul aus; offenbar wittere er ein Unglück ...

„Ja, das Unglück, das jedesmal die Narren wittern, wenn ein Weiser unter ihnen erscheint," lachte Tycho, gab seiner Frau einen herzlichen Kuß und ging durch die andere Türe hinaus.

*

„Bleiben wir heute allein?" pflegte Tengnagel seine Braut zu empfangen, wenn sie ins Turmgemach zu ihm kam.

„Gewiß, ganz allein," schmeichelte Elisabeth und legte den Arm um seinen Hals.

Aber wenige Minuten später erschien schon Magdalena oder die Mutter, nur auf ein Weilchen, nur um nachzusehen, dann aber kamen sie wieder, richteten sich in dem für kurzen Aufenthalt ganz hübschen Stübchen mit ihren Näharbeiten ein; kurz, es war dafür vorgesorgt, daß die Liebenden niemals längere Zeit sich selbst überlassen blieben. Man war durchaus auf höfische Zucht und Sitte bedacht. Dies nun empfand Tengnagel als eine ganz besondere Tücke. Solange er frei gewesen war, hatte er mit dem Mädchen natürlich ganz nach Belieben ungestörte Zusammenkünfte haben können. Und jetzt, da es überdies zu spät war, wurden sie streng bewacht! Jetzt nahm man ihm seine Besitzrechte! Bitter lachte er auf: diese Komödie! Doch es galt, sich den Weiberlaunen vorläufig zu fügen und eine bessere Zukunft abzuwarten. — „Warte nur, bis mein Diener zurück ist," fuhr er manchmal Elisabeth an, „bis ich nur Geld habe und mich rühren kann! Dann werdet ihr schon sehen, was ich mache."

10*

„Nun, was wirst du denn machen? Ich habe keine Angst vor dir." Aber sie zitterte dabei.

„Das sage ich nicht. Ich habe meinen Plan, der ist mein Geheimnis."

„Du wirst von uns weggehen, nicht wahr?"

„Tycho sollte ich verlassen, meinen Freund, meinen väterlichen Freund! Was denkst du von mir?" zeterte er mit schmerzlich bewegter Stimme. In der Einsamkeit hatte sich seine Vorstellung von dieser Beziehung zwischen ihm und Tycho noch mehr idealisiert. Er hing nun wirklich mit herzlicher Neigung an dem berühmten Manne, dessen Hausgenosse er jahrelang gewesen, mit dem er Leid und Freud geteilt hatte; die Beleidigungen hatte er ganz vergessen, vielmehr erwartete er täglich, daß Tycho sich seiner erinnern, ja von einer unwiderstehlichen Sehnsucht nach ihm ergriffen werden und ihn ausforschen lassen würde. „Nein, nein, jedenfalls bleibe ich in seiner Nähe, ich rühre mich nicht weit weg. Die Stunde kommt, da er meiner bedürfen wird. Und dann ist Tengnagel zur Stelle."

„Was würde man auch in Prag sagen, wenn es plötzlich hieße, du seist nicht mehr bei uns?", griff Elisabeth mit scheinheiliger Miene ein. Es machte ihr kein geringes Vergnügen, den Geliebten

ein wenig in Verlegenheit zu bringen. Sie wußte wohl, daß Tengnagel den allergrößten Wert darauf legte, den Bruch mit Tycho nicht ruchbar werden zu lassen, sondern vor der Öffentlichkeit weiterhin zu dessen Vertrauten zu zählen, was ihm eine unerläßliche Vorbedingung für seine weitere Laufbahn schien. Solange er nun in seiner Abgeschlossenheit lebte, fiel es niemand ein, ihn besonders zu vermissen, und eine spätere Versöhnung mußte jeden diese ruhmlose Zwischenzeit gänzlich vergessen lassen. Anders, wenn er von Benatek fortgezogen und sich anderswo öffentlich gezeigt hätte. Dann wäre der Zwist nicht länger zu verbergen gewesen.

„Wozu brauchst du also eigentlich das Geld, wenn du hierbleiben wirst?"

Aber er wiederholte nur dumpf: „Das wirst du noch rechtzeitig erfahren."

So konnte Elisabeth eine gewisse Bangigkeit nicht loswerden. Tengnagels Diener war nämlich schon neulich auf Schloß Benatek eingetroffen, hatte seine Botschaft bei Tengnagels Sippe brav ausgerichtet und brachte dicke Geldbeutel mit. Schnell hatte ihn Elisabeth in einem Gelaß des Vorderhauses, wohin die Turmaussicht nicht reichte, versteckt und ihm bei Todesstrafe verboten, sich im Hofe blicken zu lassen.

„Nun habe ich also schon zwei Pulverkammern im Hause," sagte sie sich angstvoll. — Indessen sann sie unerschrocken in der Richtung ihres Planes weiter, der ihr als der einzige Ausweg erschien. Sie wollte sich geheim mit Tengnagel trauen lassen, damit ihrem Vater zumindest das Ärgste, die Schmach eines unehelichen Enkelkindes erspart bliebe. Und Tychos Zorn zu ertragen, ihn nachträglich mit dem fertigen Geschehnis, mit sich und Tengnagel zu versöhnen: das wollte sie eben auf sich nehmen, diese Demütigung galt es als Sühne ihrer Schuld zu ertragen. Eine weit schlimmere Demütigung aber hatte sie sich Tengnagel gegenüber auferlegt: den hatte sie, Tychos stolze Tochter, förmlich darum zu bitten, er möge sie doch heiraten, und zwar in dieser seltsamen und wenig ehrenhaften Form, die Tengnagel gewiß nicht ohne weiteres billigen würde, da es ihm ja eben auf eine allgemein sichtbare Verbindung mit dem Hause Brahe ankam. Nun sollte sie ihm also vorstellen, daß diese Sichtbarkeit nicht ausbleiben, daß es eben ihre, Elisabeths, Sache sein würde, sofort nach der Eheschließung einen offenen Frieden zwischen Tycho, Kepler und ihrem Gemahl zu stiften. Das war das Allerentwürdigendste: sie sollte Vorwände und Gründe in einer Angelegen-

heit erfinden und ausbreiten, die ihr bisher freie Hingabe der Liebe, freudigste Herzensentschließung gewesen war. Doch eine andere Lösung gab es nicht, wollte sie die beiden anderen Beteiligten, den Vater und Tengnagel, möglichst schonen und nur über ihr eigenes Herz alles Schmerzliche zusammenziehen.

Wie sich indessen in ihrer Seele dieser heroische Entschluß sehr wohl mit gelegentlich ausbrechender Mädchenlaune und mit einer eigentümlichen, beizenden Freude an der Gewagtheit der ganzen Lage wohl vertrug, so ging sie auch in ihrem Tun nicht geradlinig auf ihr Ziel los. Die begreifliche Angst vor der peinlichen Aussprache mit ihrem Bräutigam ließ sie immer dann, wenn sie das entscheidende Wort sagen wollte, nach etlichen Andeutungen abschwenken. Hundertmal nahm sie sich vor, heute von nichts anderem als von dieser Hauptsache mit ihm zu sprechen. Kaum hatte sie aber die Türe zum Turmgemach geöffnet, so fiel ihr irgendein anderer wunderbarer Schabernack ein, den sie ihm spielen konnte, eine kleine Bosheit, ein durchtriebener Scherz. Zweifellos, es bereitete ihr Freude, ihn zu quälen, seine Geduld auf die Probe zu stellen. Seine Wehrlosigkeit reizte sie, machte ihr Lust, die äußersten Möglichkeiten ihrer Über-

macht auszunützen. War es nicht wirklich eine merkwürdige, fast zauberhafte Lage: sie brauchte nur eine Wendeltreppe emporzugehen, einen alten Schlüssel im rostigen Schloß umzudrehen, und schon stand ihr nach ihrem Belieben der Geliebte zu Diensten, konnte keinesfalls ins Nebenzimmer weglaufen, wenn sie ihn mit ihren Berichten von Keplers hohem Ansehen im Hause allzusehr ärgerte, mußte alles lämmchenfromm anhören und so lange, als sie nur wollte. Sprach er aber ein einziges Wörtchen, das ihr nicht genehm war, so konnte sie sofort, frei, wie sie gekommen war, weggehen und mit einer Umdrehung des Schlüssels das arme Tier im Käfig sich selbst überlassen. Und von diesen ihren Rechten machte sie einen ziemlich ausgedehnten Gebrauch. Ihr selbst unbewußt war es ein Gefühl süßer Rache, dem sie sich bei diesen neckischen Folterungen überließ; sie rächte sich gleichsam im vorhinein für die schroffe Ablehnung ihres Planes, die sie von Tengnagel fürchtete. Auch mochte noch tiefer der geheime Wunsch mitsprechen, den Geliebten durch all die kleinen Nadelstiche vielleicht gefügiger, bescheidener zu machen. Doch dies war zugleich etwas, wovor ihr bangte. Nein, klein und gedemütigt wollte sie ihren Franz nicht sehen, nur das durfte um Gottes willen nicht

geschehen. Und so empfand sie alle Qualen, die sie ihm antat, um seinen Stolz zu beugen, zugleich als eigene Qualen und Gefahren. Sie hatte das Bedürfnis ihn aufzurichten; aber auf der Zunge schlug ihr der Trost in Spott um. Tengnagel tat ihr ja leid. Gerade jetzt liebte sie ihn mehr als je, liebte ihn gerade seiner Tapferkeit und Beharrlichkeit wegen, mit der er seinen mißlichen Zustand ertrug. In der Tat brachte diese Gefangenschaft seine besten Eigenschaften zur Geltung, seinen ungebrochenen Lebenswillen, sein ernstes, schlichtes Vertrauen auf die Zukunft, die feste, unbeugsame, gar nicht spielerische Richtung des Geistes; lauter Eigenschaften, die Elisabeth so innig an ihm bewunderte und von denen sie selbst nichts besaß. Niemals erkannte er auch nur eine Art von Schuld an sich, nie gab er die Hoffnung auf. Und doch wäre der Aufenthalt in dem engen Turmstübchen, in dem es nach Weihrauch und vermodertem Linnen roch, manch einem ganz unerträglich geworden. Welche Langeweile galt es auszuhalten! Nur ein halbes Stündchen im Tage durften die Besucherinnen zu ihm schlüpfen, mehr wäre aufgefallen. Und abends, gerade dann, wenn man sich am verlassensten fühlt, durfte er nicht einmal ein Licht anzünden, das ihn verraten hätte. Um sechs

Uhr schon mußte er die lange Winternacht beginnen.

Mehrmals bat er sie, ihm einen Schlüssel zu verschaffen, hinter dem Rücken der Mutter. Sie zögerte. Wie, wenn er einmal die Türe offen ließ, wenn ihn die Lust anwandelte, die Treppe hinunterzugehen? Oder gar unversehens im Schloß zu erscheinen? Die Brüder lauerten immer noch auf ihn, suchten ihn in der Umgebung ... „Nein, ich werde nicht früher ins Schloß kommen, als bis mein Freund Tycho selbst mich herbeiruft. Das verspreche ich dir ..."

„Wozu also der Schlüssel ...?" Darüber drückte er sich geheimnisvoll aus, es stehe mit seinem weitausholenden Plan im Zusammenhang. Diesen Plan nun hielt Elisabeth für etwas sehr Fernliegendes; wußte sie doch, daß Tengnagel nichts überstürzen würde. Überdies wünschte sie selbst seit langem, den Freund wenigstens dem Symbol nach frei zu sehen. Es beleidigte sie im Innersten, daß er so kläglich eingesperrt saß. Als sie ihn einmal recht verhöhnt und aufgebracht hatte, steckte sie ihm daher zur Versöhnung den Schlüssel zu. Er wies ihn zurück. Er hatte sich inzwischen aus seinem Degen einen Sperrhaken gedreht, den er mit Stolz vorzeigte.

Eine immer deutlichere Feindseligkeit ergab sich im Verhältnis der beiden, ein Kampf in jedem Wort und in jeder Handlung. So sah sich Elisabeth immer weiter von ihrem Ziel abrücken. Und trotzdem konnte sie keine ihrer losen Bemerkungen, die Tengnagel bis aufs Blut reizten, unterdrücken. Fühlte sie sich dann so recht von ihm gehaßt, so flammte unter Schmerzen ihre Liebe doppelt heiß an seiner Wut empor ... Um ihm die Zeit zu vertreiben, hatte sie ein Schachspiel mitgebracht. Oft spielten sie; aber es war kein gleichgültiges, müßiggängerisches Spiel, sie rangen wirklich um den Sieg miteinander; das Spiel, in dem sie ihre Kräfte maßen, wurde zum Ernst. Tengnagel liebte eine hartnäckige Verteidigung, ein solides Gambit, Elisabeth verblüffte ihn durch bizarre Figurenopfer und überraschende Rösselsprünge. Konnte sie aber trotzdem nicht aufkommen, so griff sie zu einem allerdings noch überraschenderen Mittel: sie nahm einfach mit flinker, zierlicher Hand denjenigen Stein des Gegners, der ihr gerade im Wege stand, und schleuderte ihn im Bogen zum Fenster hinaus. „Geh hinunter und hol dir ihn, du hast ja deinen Diebshaken."

Als Tengnagel einmal, wutverzerrten Gesichts, einem solchen Steine nachblickte, sah er nie-

mand anderen als seinen Diener unten vorbeigehen.

Elisabeth erbleichte.

Er fuhr sie an: „Warum — warum hast du mir nicht längst gesagt —?"

„Der Diener — ist erst heute — eben — angekommen."

Da maß er sie mit einem so fürchterlichen Blick, daß sie merkte, jetzt werde es Ernst. Er legte das Spiel zusammen, sprach kein Wort mehr, saß in der Ecke und schien nur darauf zu warten, daß sie weggehe. Vergebens waren ihre Anreden, ihre Tränen. Ein Grausen befiel sie plötzlich, sie eilte hinaus — zu ihrem Vater wollte sie, in der Not sah sie keine andere Hilfe mehr.

*

Tychos ungestörtes Glück war gerade an diesem Tage zum erstenmal seit langer Zeit durch die Nachricht getrübt worden, daß sein Todfeind, der kaiserliche Hofmathematiker Raymarus Ursus, nach Prag zurückgekehrt sei. Bei Tychos Ankunft in Prag war er nach Schlesien geflohen; jetzt wagte er sich wieder hervor, da er Tycho in Benatek wußte. So hatte er, wie die Nachricht lautete, neulich sogar in einem öffentlichen Vortrage die schimpflichsten Dinge gegen Tycho vorgebracht, bei welchem

Anlaß übrigens Hagecius wacker Tychos Partei genommen und die Argumente des Mathematikers in gelehrter Gegenrede entkräftet hatte. Außerdem hatte Ursus auch eine Schrift gegen Tycho drucken lassen, die jetzt in Prag großes Aufsehen erregte. Tycho hatte denn auch sofort an Hagecius geschrieben, er solle ihm dieses Machwerk beschaffen. Damit aber war er noch nicht beruhigt. Er fürchtete, dieser Angriff könne ihm bei Hof, in der Gunst des Kaisers schaden; er sah seine Stellung, seine Lebensquelle bedroht. So erging er sich in Mutmaßungen darüber, was man etwa gegen ihn einwenden könne, und wehrte sich mit aller Macht gegen den noch unsichtbaren Feind.

Elisabeth kam gerade dazu, wie Tycho in heftigster Erregung den Sachverhalt Keplern erzählte: „Es ist ja wahr' ich habe diese Fehde selbst begonnen. Im Namen der Wahrheit glaubte ich die Abstrafung dieses alten Diebes und Schweinehirten, der sich mit dem Raub meines Systems in die Welt gesitteter Forscher eindrängte, auf mich nehmen zu müssen. Als ob ich nicht hundert wesentlichere Menschheitspflichten gehabt hätte! Nun aber ist es geschehen. Ich habe heftige Briefe gegen ihn geschrieben, dann auch drucken lassen. Er hat in seiner Art geantwortet, als ein rechtes

Schandmaul. Injurien statt der Beweise. Meinen alten Freund Rothmann in Kassel nennt er in seinem ersten Pamphlet ständig Rotzmann; so sehen seine Waffen aus. Aber mit dieser einen Erwiderung hat er sich noch nicht Genüge getan. Jahr für Jahr muß er mich von neuem angreifen. Nun, er hat ja allerdings nichts Besseres zu tun, das Schimpfen ist ihm die angenehmste und wohl auch angemessenste Betätigung. Mich aber hält er von meiner wichtigeren Arbeit ab, meine Zeit ist für dieses sinnlose Zetern zu wertvoll. Es wird mir nichts anderes übrigbleiben, als mir durch ein Gerichtsverfahren endgültig Ruhe zu schaffen . . ."

Elisabeth konnte die zornige Rede Tychos nicht anhören. Sie war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, fürchtete zu sehr für den nächsten Augenblick. Daher lief sie wieder hinaus, wollte nach einiger Zeit wiederkommen, wenn Tycho allein sein würde. Sie ging in den Hof, sah von allen Seiten zum Kirchturm hinauf. Der stand gelassen auf dem alten Fleck, nichts rührte sich. Das beruhigte sie ein wenig. Sie irrte im Garten umher, blickte wieder zurück, sah den Kopf des Turmes mit Glocken und Fensterluken ganz gutmütig, förmlich verwandtschaftlich über die Bäume hinwegschauen.

Nein, vielleicht geschah gar nichts Übles. Sie stieg noch einmal zu Tengnagel hinauf, fand ihn wortkarg, aber nicht unfreundlich. Sie suchte ihn ganz zu besänftigen und glaubte schließlich, daß es ihr gelungen sei. — Gegen Abend, in recht guter Laune, kam sie dann zu ihrem Vater.

Sie fand ihn in der Bibliothek gerade dabei, sich die Haare scheren zu lassen. Er saß in einem bequemen Lehnstuhl, ein Buch vor sich auf den Knien aufgeschlagen, von dessen Blättern er hier und da die herabfallenden blonden Borsten mit dem Handrücken wegkehrte. Auf einem zweiten Sessel hinter ihm stand Jeppe, der Zwerg, wie ein Lakei hinten auf einer Staatskalesche, und bearbeitete Tychos Schädel eifrig mit der Schere. Sooft er nicht fest genug andrückte, mahnte ihn Tycho: „Kürzer, kürzer!" Es war eine Schwäche des großen Mannes, daß er stets ganz kahl geschoren sein wollte, damit man, wie er glaubte, seine sich ausbreitende Glatze nicht bemerke.

Elisabeth vergaß über dem komischen Anblick für einen Augenblick alle ihre Sorgen. Lachend schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen: „Aber, Vater, wie oft soll ich es dir sagen, daß ich diese Mode gar nicht an dir leiden mag. Ich bin eitel auf dich. Ich will einen schönen Vater haben."

Tycho sah sie fast wehmütig an, sein Lächeln war nur eine halbe Zustimmung zu ihrem hellen Gelächter: „Ich werde vielleicht in den nächsten Tagen nach Prag reisen müssen. Für alle Fälle setze ich dich in den Stand . . ."

Schnell erwiderte sie: „Nach Prag? Warum schickst du nicht Kepler hin?"

„Kepler?"

„Nun ja. Was wird er überhaupt für dich tun, in dieser Angelegenheit? Hat er nichts gesagt?"

„Nein, er hat nichts gesagt." Tycho dachte nach. In der Tat wäre Kepler der Geeignetste gewesen, um den Ursus ein für allemal in die Schranken zu weisen. Viel geeigneter als der wackere Hagecius, der die Wissenschaft doch nur als Liebhaber betrieb. Keplers gründliche Art dagegen hätte mit den schwachen Gegenargumenten des Gegners von den Wurzeln aus ausgeräumt. — Bisher war dies Tycho noch nicht eingefallen. Die Bemerkung seiner Tochter aber entrollte ihm gleich hundert Möglichkeiten einer Niederringung des Ursus durch Kepler.

„Aber er muß doch etwas auf deine Klagen geantwortet haben," fuhr Elisabeth fort, „ich war eben dabei, als du im besten Zuge warst. Du hast

mich gar nicht bemerkt. Aber du haſt ſo eindringlich geſprochen und dein Recht dargelegt, daß niemand dir hätte widerſtehen können."

„Was hat er nur geantwortet?", dachte Tycho vergeblich nach. Und er ſagte düſter: „Ich habe ihn ja nicht darum gebeten, etwas für mich zu tun."

„Und hat er etwa dich bitten müſſen, etwas für ihn zu tun?", fuhr Eliſabeth empor, über die ganz unerwartet eine tiefere Einſicht in dieſes Verhältnis gekommen war. „Nein, ohne ſein Bitten, freiwillig, aus freien Stücken haſt du es getan, deinem großmütigen Herzen folgend. Er hat nicht einmal daran gedacht, und du haſt es getan, hältſt ihn hier wie dein eigen Kind, teilſt alles mit ihm, was du haſt, die leiblichen Dinge wie die Güter deiner Seele. Er brauchte nicht den Mund aufzutun, du haſt ſeine Bedürfniſſe erraten, biſt ihm entgegengekommen bis an ſeine Haut. Und wenn du nun ſo ganz und gar mit ihm verſchmolzen und ſein Freund biſt, wozu bedarf es da noch der Bitten! Hat er denn keine Ohren, hat er deine Verzweiflung nicht gehört? Hätte nicht jeder an ſeiner Stelle zugegriffen und wäre hinausgeſtürmt, für Tycho zu kämpfen und ſein Recht, für den Freund, für den Wohltäter, den gütigen, großen

Menſchen? Hätteſt du auch nur einen Wink lang gezögert, wenn er der Angegriffene geweſen wäre und ſich bei dir ſo bitter beſchwert hätte?"

Tychos Antlitz wurde immer finſterer. Eliſabeth, deren angſtvolle Aufregung wie ein Blitz ſo vieles erhellte, berührte die Dinge, die ihn ſelbſt ſchon lange quälten, ohne daß er bisher das Bedürfnis gefühlt hätte, ſich über ſie genaue Rechenſchaft zu geben ... Plötzlich ſchrie er den Zwerg wütend an: „Kürzer, Jeppe, ganz kurz, ganz kurz!" Dann verſank er wieder in Brüten.

Leidenſchaftlich ſetzte Eliſabeth fort, und ſie konnte ſich dabei nicht enthalten, an ihren Tengnagel zu denken, der in ſeinem engen Sinn doch tauſendmal herzlicher für Tycho fühlte als der gelehrtere, aber kaltſinnige Kepler, und den man für ſein gutes Gefühl ins Verließ geſteckt hatte. „Nein, nein, dein Freund Kepler benimmt ſich nicht ſchön gegen dich," rief ſie, „du willſt es vor dir ſelbſt verhehlen, willſt es nicht bemerken, aber weißt es ſchon: er mag ein Genie ſein, jedoch eine rechte Menſchenſeele iſt er nicht. Und ſo mußt du dich auch vor ihm hüten, ſonſt wird er dir noch Böſes antun. Denn er iſt ein böſer Menſch, mit all ſeiner Weltfremdheit und Selbſtloſigkeit ein böſer Menſch."

„Du redeſt ja ſchon genau ebenſo wie die Mutter," platzte endlich Tycho los, den die offenbare Übertreibung in den letzten Worten Eliſabeths wieder zu ſich gebracht hatte. „Das iſt ja eine ganze Verſchwörung, lauter Weiberſachen! Du und die Mutter, und den Jeppe habt ihr auch dazu gemietet, der zuckt ja mit der Schere, ſo oft man nur den Namen: Kepler — ja, Kepler — Kepler — du Mißgeburt, Kepler ſchreie ich dir in die Ohren, bis du taub davon wirſt und dein dummes Zucken einſtellſt! — Laß einmal ſehen, wie es ausgefallen iſt." Er ließ ſich den Spiegel vorhalten und zeigte ſich befriedigt. Daß in dem kahlen Geſicht die verſtümmelte Naſe und die überangeſtrengten roten Augen beinahe grauenhaft häßlich die Aufmerkſamkeit auf ſich zogen, ſchien ihn nicht zu ſtören. Wenn man nur die Haarlücken nicht auf den erſten Blick ſah. Er ſtand auf und ging im Zimmer umher, aufgebracht und doch ſchon wieder ſeine Erregung niederzwingend. „Siehſt du, mit ſolchen Gewaltmitteln kommt man noch der Natur bei, anders nicht" ſagte er zu Eliſabeth, auf ſeinen Schädel deutend, „ich bleibe dabei, alles geht, alles läßt ſich abtrotzen. Nur iſt nicht jeder der Mann danach. Nicht jeder hat den erfinderiſchen, harten Kopf wie der alte Tycho. Kepler iſt eben ein

anderer Mensch als ich. Was verlangt ihr von ihm? Er taugt zu anderen Dingen als ich und zu anderen taugt er eben wieder überhaupt nicht. Aber tastet mir meinen Benjamin nicht an! Kepler, ein böser Mensch! Elis, Elis, wenn du das sagen konntest, — wer weiß, dann hat ja vielleicht auch der Ursus recht, mich einen Betrüger und Schuft zu heißen!"

*

In dieser Nacht arbeitete Tycho mit Kepler wie gewöhnlich; den Kampf mit Ursus erwähnte er nicht mehr. — Am Vormittag aber stürzte Kepler in höchster Empörung zu Tycho. Man war in sein Zimmer eingebrochen, während er bei Tycho gewesen war. Erst beim Erwachen war es ihm aufgefallen: die Fächer des Schreibtisches, die Kasten waren gewaltsam geöffnet, die Papiere bedeckten den Fußboden.

„Meine Jahrbücher!" schrie Tycho auf und eilte sofort in das verwüstete Zimmer. Da zeigte es sich, daß die Aufzeichnungen, die Kepler von Tycho entliehen hatte, in ihren Umschlägen unberührt geblieben waren. Die Schriften Keplers dagegen waren offenbar durchwühlt worden und lagen in größter Unordnung umhergestreut. „Ob es nur nicht etwa deine gewöhnliche Unordnung ist? Du

ſagſt ja ſelbſt, daß du deine Manuſkripte nicht zuſammenhalten kannſt," lachte Tycho, deſſen Miene ſich ſofort aufgehellt hatte.

Man riet auf einen neulich entlaſſenen Knecht, der ſich vielleicht dadurch hatte rächen wollen. Auf die Frage, was er vermiſſe, konnte Kepler nur dunkle Auskünfte geben. An ſeiner Barſchaft, an Kleidern fehlte nichts. Alſo maß Tycho der Sache keine weitere Bedeutung zu ... Da wurde er von einem Gerücht ereilt, das ſich bereits im ganzen Schloß verbreitet hatte: Eliſabeth ſei plötzlich umgefallen und geſtorben.

Tycho ſchrie auf und brach in die Frauengemächer. Auf einer Lagerſtätte ruhte Eliſabeth, — ſie lebte, ſie war eben aus tiefer Ohnmacht erwacht. Magdalena und die Mutter bemühten ſich um ſie. Tycho wollte an ſie herantreten, aber mit böſen Augen fuhr ihn ſeine Frau an: Er ſolle nur gehen, er ſei ſelbſt an allem ſchuld. Eliſabeth ſchluchzte auf, ſie konnte ihm nicht antworten. Dann bat ſie in halbunverſtändlichen Worten, man möge ſie nur ſofort aufſtehen laſſen, Unwiderbringliches gehe verloren, wenn ſie ſich nicht ſofort auf die Suche begeben könnte. Sie ſprach von dem Einbruch bei Kepler, offenbar wußte ſie mehr darüber, als ſie ſagen konnte, offenbar hing

auch ihr Ohnmachtsanfall mit dieser Sache irgendwie zusammen. — Nun kamen auch die Brüder ins Zimmer und fragten sie, wen sie denn eigentlich suchen wolle, auf wen sie einen Verdacht habe. Sie griffen zornig an ihre Degen, sie schwuren, die Ordnung in diesem Hause endlich einmal herzustellen. Plötzlich fiel der Name: Tengnagel. Elisabeth preßte den Kopf in die Kissen, ein Krampf durchlief ihre Glieder. „Was quält ihr sie, du und du? Alle quält ihr sie," rief die Mutter. Sie wollte ihre Söhne und Tycho hinausdrängen. Plötzlich schien sie selbst von der Aufregung überwältigt zu werden, sie wankte. Dienerinnen stützten sie und führten sie in ihr Schlafzimmer.

Tycho folgte ihr, schloß die Türe hinter sich ab und ließ niemand herein. Er brachte seine Frau zu Bett, reichte ihr Wasser, drückte ihr Hand und Stirn, bis sie sich ein wenig erholt hatte. Dann sagte er ihr streng: „Nun muß ich erfahren, was eigentlich in meinem Hause vorgeht. Was sollen diese rätselhaften Vorgänge?"

Sie erhob sich zur Hälfte im Bett: „Nun denn, Tyge, du hast das Glück deines Kindes vernichtet."

„Ich? Was sprichst du da?"

„Kein anderer, als du und Kepler!"

„Chriſtine," entgegnete Tycho ſchmerzlich, „wenn es dir möglich iſt, ſprich ruhiger zu mir ... Wir haben kein gutes Leben miteinander gehabt. Durch weſſen Schuld? Nun, ich habe den Trotz verlernt. Wann wirſt du ihn aufgeben? Wir könnten vielleicht einen Weg finden. Ich habe die beſten Abſichten auf einen dauernden Frieden. Nur rede offen zu mir, geradeaus. Faſſe doch endlich Vertrauen zu mir, verheimliche mir nichts. Wie ſteht es mit Eliſabeth, was ſoll ich für ſie tun?"

„Nur eines kannſt du für ſie tun."

„Und was iſt das?"

„Auf der Stelle Kepler wegſchicken."

Tycho fuhr empor: „Alle ſeid ihr gegen ihn. Was hat er euch getan? Warum wollt ihr mir ihn nehmen? Welchen Zuſammenhang kann er mit Eliſabeths Schmerzen haben?"

„Das eben kann ich dir nicht früher ſagen, ehe du ihn weggeſchickt haſt."

Der ewige Eigenſinn, dachte Tycho. Traurig blickte er auf ſeine Frau; er ſetzte ſich an den Bettrand, ſprach lange und eindringlich, aber Chriſtines Zornfalten blieben, im unruhigen Herdfeuer züngelten ſie wie blaue Flämmlein über ihr Geſicht ... Dieſer Zornfalten wegen hatte ſich

Tycho einst in sie verliebt. Sie war damals gewöhnliche Bauernmagd auf seinem Gut Knudstrup gewesen, und Tycho hatte es sich eben zugetraut, durch die bloße, reine Macht der Liebe die Ungleichheiten der Bildung und Geistesanlagen zu überwinden. Aller Schwierigkeiten wollte er Herr werden, zum Anteil an allem Großen, an seiner Arbeit wollte er die Geliebte erziehen. Freundin sollte sie ihm werden, bewußte Mithelferin aus der Urkraft ihres dumpfen Seins, ihres Zornes, ihrer gesunden Leidenschaft hervor. Ach, die schönen Träume! . . . Er strich über ihr volles, grauschwarzes Haar mit zwei Fingern, die darin einsanken. Immer noch liebte er sie. Nicht ohne innere Bewegung fühlte er durch die Decke hindurch die Wärme des mächtigen Körpers, mit dem er sich so oft vereinigt hatte.

„Was hilft dir denn dieser Kepler?", suchte sie ihn nun zu überreden. „Was nützt er dir? Du hast ja Schüler genug, wenn du willst. Aber in den einen hast du dich vernarrt, für den würdest du deine Familie, dich, alles opfern. Ich sehe freilich nur immer, wie du für ihn lebst und wirkst. Aber deinen Vorteil sehe ich nicht. Was hat er denn schon dir zum Entgelt getan, he?"

„Bin ich ein Händler, daß ich in allem auf

meinen Vorteil sehen muß? Geht es hier um mich und um Entgelt oder geht es vielmehr um den Geist über uns allen, um die Mehrung unserer ewigen Kunst, die wichtiger ist als dieser einmalige Schatten Tycho oder Kepler?" Er hielt ein; er merkte, daß dies nicht die richtige Art war, um auf den einfachen Sinn Christines zu wirken. „Und wie, wenn ich wirklich in all dem, was ich an Kepler tue, nur meinen eigenen Vorteil suche. Kepler ist begabt, ein Licht der Zukunft. Er hätte seinen Weg auch ohne mich gefunden, auch gegen mich. Solch ein Genius kann nicht verborgen bleiben. Ist es da nicht klüger, wenn ich ihm von Anfang an zu einigem Vorteil bin, ihn dadurch an mich binde, ihn mir für immer verpflichte . . ." Während Tycho dies mit einem an ihm ungewöhnlichen, listigen Lächeln vorbrachte, wußte er eine Weile lang nicht, ob diese Gedanken, die ihm noch nie gekommen waren, für den Augenblick erfunden oder am Ende wirklich die geheimen Triebfedern seiner Vorliebe für Kepler waren. Da erschrak er, als hätte er das Meduſenhaupt erblickt. Er sah das Edelste, Schönste seiner Seele entwürdigt, durch den Staub geschleift. Er wurde unsicher, begann zu stottern, ja, er errötete. Ein Schmerz, wie er ihn noch nie gefühlt hatte, ver-

schlug ihm die Rede. „Denn auch der Gerechte sündigt siebenmal des Tages," fuhr er nach einer langen Pause fort, während das Lächeln auf seinem grauen Gesicht erfror.

„Ja, du tust gut, einmal in dich zu gehen," keifte die Frau, die seine plötzliche Erstarrung mißdeutete, „es wäre ganz recht, dir die Wahrheit zu sagen, das würde dir die Augen öffnen. Aber wir fürchten uns ja alle vor dir. Du willst ja lauter Schmeichler um dich haben. Gott weiß, wie dieser Kepler dir schmeichelt, deshalb hängst du wohl so an ihm. Würdest du die Wahrheit vertragen, so säßen wir ja alle noch in der Heimat und müßten nicht wie Vaganten durch die Welt ziehen. Aber zu Hause haben sie dir nicht genug geschmeichelt, das war es, deshalb haben wir wegziehen müssen."

Tycho erhob sich und ging.

Er fühlte, wie diese Streitigkeiten in der Familie ihm das Reinste, was er besaß, befleckten. In wüste Zweifel und Gewissensqualen verstrickten sie ihn schon, sein natürliches, herzliches Gefühl für Kepler begannen sie anzufressen, sie machten ihn klein, hatten ihn ja schon dazu gebracht, sich selbst grundlos gemeiner Berechnungen zu verdächtigen ... Nein, so weit durfte es nicht kommen, er wollte

nicht länger ſtreiten. Er bedauerte ſeine Frau; die Ärmſte konnte ihr Dänemark nicht vergeſſen, ſie litt an Heimweh. Aber in ſeiner Macht lag es eben nicht, ihr zu helfen. Und was ſollte er für Eliſabeth tun? Ein vorübergehender Schrecken, den er nicht verſtand, mochte ſie in dieſen Zuſtand gebracht haben. Nein, er mußte ſich abſchließen, es mußte ſich dieſer widerſpenſtigen Familie entziehen, um ſeine Seele rein zu erhalten. Das wurde ihm nach dieſer Unterredung mit ſeiner Frau noch klarer als bisher. Einfach arbeiten mußte er, nicht aber ſich in Selbſtbetrachtungen und müßigem Spintiſieren über Vorteil und Entgelt verzehren, die ihn nur erſchütterten und vergifteten, ohne zu einem Ergebnis zu führen; überhaupt durfte er mit niemand mehr ein überflüſſiges Wort über Kepler ſprechen. Dieſes Verhältnis mußte allmählich von allen als etwas ganz Selbſtverſtändliches aufgefaßt werden, wie Herzſchlag und Atem. „Es iſt ja mein Atem und mein Herzſchlag," ſagte ſich Tycho.

*

Gegen Mittag gelang es Eliſabeth unbemerkt aus ihrem Zimmer zu entkommen.

Ihr erſter Gang war in Tengnagels Turm. Sie hatte richtig vermutet. Die Türe war offen, die Stube leer.

Obwohl sie nichts anderes vorhergesehen hatte, taumelte sie vor Schrecken. Dann aber sagte sie sich, daß sie den Kopf oben behalten müsse. Ohne Bedenken lief sie durch den Weinberg, den kürzesten Weg zur Landstraße hinab. Dann schlug sie die Richtung gegen Lissa ein. Das war der nächste größere Flecken, sie rechnete damit, daß Tengnagel sich nicht weiter entfernt haben würde. Zuerst war sie zuversichtlich, glaubte, sie müßte dem Geliebten auf der Landstraße begegnen. Im Ort selbst wurde sie ängstlicher, fragte immer häufiger, beschrieb den Gesuchten immer genauer. Zweifel stellten sich ein. Wenn er nun, des guten Rufs nicht achtend, doch nach Prag geritten war? Es dunkelte schon, als sie den Rückweg einschlug. Atemlos, keuchend trieb sie sich noch zur Eile an. Es durfte in Benatek nicht bemerkt werden, daß sie fehlte; sonst hätte sie am nächsten Tage ihre Nachforschungen nicht fortsetzen können. Das ungewisse Licht der ersten Sterne erhellte ihr den Weg. Und nun stand der Bräutigam am Rand jedes Waldes, spiegelte sich in allen Bächlein, lehnte sich mit dem Rücken an jeden der verschwimmenden Hügel in der Ferne. Die riesige, veilchenblaue Wölbung des Abendhimmels war erfüllt von seinen Atemzügen. Seine unendliche

Sehnsucht ging durch die stumme Landschaft. Elisabeth hielt im Laufen inne, sie hörte ihren letzten Fußtritt in der Öde verhallen, das einzige Geräusch weithin. Wie sie aber nun das vollkommene Grabesschweigen um sich fühlte, mußte sie einen heulenden Schrei ausstoßen, und es war ihr, als gehe mit diesem fremden Laut ihre letzte Hoffnung von ihr. Da verfiel sie in einen müden, trabenden Schritt; ihre Widerstandskraft, in den letzten Wochen auf das äußerste gespannt, war gebrochen. So bog sie in der Dämmerung bei den ersten Hütten von Benatek ein, der Iser entlang . . . Plötzlich hörte sie ihren Namen rufen.

Es war Tengnagel; er stand bei einer Gruppe von Bauern, mit einer Art von Feldarbeit beschäftigt, wie es schien.

Sofort strafften sich alle Muskeln in ihr. Er kam ihr entgegen und führte sie ohne ein Wort der Begrüßung in die Hütte, vor der er gestanden hatte . . . Mit aller Wut des verzweifelten Nachmittags schrie sie ihn an, sobald sie allein waren: „Du bist der Dieb. Du hast bei Kepler geplündert. Ich weiß es."

Er lachte derb, umklammerte sie so fest, daß sie sich gar nicht wehren konnte, und küßte sie: „Nun, da hab' ich dich wieder. Da sind wir ja

endlich wieder beisammen und ohne mütterlichen Schutz."

„Du Dieb," schrie sie und versuchte sich aus seinen Armen zu befreien, „du Dieb, ich verachte dich."

„Du hast mich gesucht, Schätzlein. Nun hast du mich eben, wie ich bin."

Sie spie über seinen Ellbogen hinweg, mitten in die dunkle Stube: „Pfui, ein Dieb, ein Räuber. O wie ich dich hasse! Nun, so leugne es doch, sage, daß du es nicht getan hast, diese gemeine, diebische Sache. Laß mich, sage ich dir, laß mich los, du Lügner!"

Je mehr sie sich sträubte, desto enger hielt er sie fest: „Du nennst es Diebstahl. Ich nenne es Politik ... Sieh nur her." Er wies mit dem erhobenen Kinn auf den Tisch. „Wichtige Papiere. Saubere Brieflein des Herrn Kepler, der ein Verräter ist und ein Feind Tychos, wie ich es geahnt habe." Er führte sie an den Tisch, indem er sie aus der Umarmung freigab, nur ihre Hand eisern in seiner Rechten behielt. Das erste, was er ihr reichte, war der leidige Briefentwurf, den Kepler gleich am Morgen nach seiner Ankunft geschrieben und seither nicht abgeschickt hatte. Dann zeigte er den ersten Brief Tychos an Kepler vor,

den Kepler freilich mit recht spöttischen Randbemerkungen versehen hatte. So trug die Stelle, in der Tycho die Erwartung aussprach, Kepler werde bald vom Kopernikanischen Weltsystem zum Tychonischen übergehen, den Beisatz: „Jeder ist eben in sich selbst verliebt."

„Und das willst du meinem Vater zeigen," bäumte sich Elisabeth wild auf, „willst ihm das Herz brechen? Das sähe dir ähnlich."

„Nein, mein Liebchen, so ist es nicht. Vorher gibt es Wichtigeres zu tun. Ich habe noch andere Akta gefunden, um Hochverrat und Konspiration geht es nun. Einen Bericht an den Kanzler habe ich bereits abgefertigt. Kepler korrespondiert mit den evangelischen Reichsstädten, einer ganzen Verschwörung bin ich auf der Spur. Nun, davon verstehst du nichts. Ich aber werde hier sitzen und diese Zettelchen studieren . . . Warte nur, diesen Kepler wird eines Tages der peinliche Gerichtsbote abholen. Dann aber werde ich zur Stelle sein, und mit diesen Briefen werde ich meinen Freund Tycho nicht kränken, nein, trösten und beruhigen."

„Wenn er dich nicht schon vorher aufs Rad bringt, als gemeinen Hausdieb."

„O nein, da habe ich mich vorgesehen. Mein

Freund Tycho ist jähzornig. Und wie streng er mit seinen Untertanen und widersetzlichen Hausgenossen umgeht, das haben wir auf Hveen erlebt. Nun, deshalb eben baue ich mir hier eine Trutzburg ..."

„Eine Burg?"

Er führte sie zum Fenster: „Ich darf es wohl so nennen. Über Nacht wird der Wall um dieses Häuschen fertig sein. Und mit den handfesten Kerlen, die ich mir als Besatzung angeworben habe, will ich mich wenigstens so lange halten, bis der Kaiser von meinen gerechten Eingaben erfährt ... Übrigens wird mich Tycho gar nicht hier suchen. Er glaubt mich längst über alle Berge, auch deine Brüder glauben es. Ich aber habe dir versprochen, in seiner Nähe auszuharren, bis zur Entscheidung. Den Turm habe ich für ein freieres Quartier umgetauscht. Aber Wort halte ich, Elisabeth, ein Lügner bin ich nicht."

Er hätte den Turm gar nicht erst mit so triumphierender Stimme erwähnen müssen. Elisabeth fühlte, daß sie mit ihrer Macht über ihn zu Ende war. Dies, wie das Entsetzen über die kriegerischen Vorbereitungen, die sie gegen ihren Vater gerichtet sah, lähmte ihr das Denken, verwirrte sie gänzlich. Nur noch einen dumpfen, ohnmächtigen

Abscheu vor Tengnagel fühlte sie, gemischt mit einem geheimen Entzücken über seine Kraft, sein Entweichen, seine Kühnheit, das sich nun steigerte, da er wiederum seine Arme um sie warf und seine Wange an ihr glühendes Gesicht preßte. Sie fühlte sich dem Ersticken nahe. „Niemand wird es ihm sagen, wo ich bin," flüsterte er an ihrem Ohr, „wenn du mich nicht verrätst. Wirst du mich verraten, Liebste?"

„Ja, ja, ich verrate dich," brachte sie mit verlöschender Stimme heraus. Sie fühlte sich einem Abgrund entgegenstürzen, sie gab alles verloren. Nun mußten die Dinge ihren Lauf nehmen, sie hatte ihr Letztes getan. Plötzlich war es ihr, als werde ihr das Bewußtsein der Verantwortung genommen; eine ganz neue, fremdartige Ruhe überfiel sie mitten im Toben ihrer Sinne.

„Wirklich, du verrätst mich?" Seine Stimme war nur noch ein Kichern, ein bösartiges Zischen. Süß und warm klang es ihr in den Mund, bis in den Gaumen hinab.

„Ja, ich tue es," winselte sie und küßte ihn.

Da schlug er ihr seine Faust mitten ins Gesicht. Sie rangen miteinander, wie bei den Gesprächen im Turm, nun aber Körper an Körper. Bald fielen sie beide auf den Fußboden nieder . . .

Eine grenzenlose Liebe erfüllte Elisabeths Herz. Nun wusch der Geliebte die Schmach der Kerkerhaft von sich, und sie selbst fühlte sich mit ihm befreit. Sie biß sich in seinem Ohr, in seinen Lippen fest. „Ich verrate dich, ich verrate dich," keuchte sie noch immer ...

*

Den ganzen Nachmittag wollte es nicht ruhig um Tycho werden. Seine beiden Söhne, Tyge und Jörgen, erschienen im Beobachtungssaal und wollten mit Kepler ein Verhör wegen des Einbruchs anstellen. Sie maßten sich seit Tengnagels Verschwinden eine Art Polizeigewalt im Schlosse an. Tengnagel hatte sie tyrannisiert, hatte ihnen bei jeder Gelegenheit zu fühlen gegeben, daß sie noch unreife Knaben seien; daher kannte auch ihr Haß gegen ihn kein Maß. Nun ahnten sie, daß Tengnagel bei diesem Einbruch seine Hand im Spiele hatte. Deshalb wollten sie die Sache nicht auf sich beruhen lassen. Ihr energisches Auftreten war aber auch zugleich gegen Kepler gerichtet, dessen wachsendes Ansehen bei ihrem Vater ihnen mißfiel, da sie in ihm schon einen zweiten Usurpator hausväterlicher Rechte fürchteten. Daher stellten sie ihrem Vater vor, daß seit Keplers Eintritt ins Haus die ärgerlichen Auftritte nicht mehr

aufhörten, daß er sich in die Familie eben nicht einfüge und daß übrigens sie selbst dem Vater bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten so eifrig assistieren wollten, daß er Kepler füglich entlassen könne ...

Tycho sah sie groß an und wies sie mit einer Handbewegung hinaus.

Zornig schritt er auf und ab. „Und wenn ich mich mit allen verfeinde: Kepler und ich sind unzertrennlich!"

Am Abend saß er mit Longomontan und Müller an den Apparaten, — Kepler hatte sich mit Aufregung und Unwohlsein entschuldigt, war früher zu Bett gegangen. Es war schon recht spät, als ein reitender Bote gemeldet wurde.

Er kam von Hagecius, brachte das erbetene neue Buch von Raymarus Ursus, mit einem scherzhaften Brief des Arztes, welcher den Titel des Machwerks „Chronotheatrum" dahin auslegte, daß es so nichtssagend wie ein Theaterstück und dabei so bösartig, wie eine chronische Krankheit sei.

„Nun, es gibt noch gute Freunde!", rief Tycho, über die rasche Ausführung seines Auftrages erfreut. Dann eilte er voll Ungeduld ins Nebenzimmer, um die Polemik ungestört durchzusehen.

Sie war nicht anders, als er sie erwartet hatte. Die alten Lügen wurden aufgewärmt, und während

12*

der Autor schamlos das Äußerste, was er je gehört hatte, gegen Tycho vorbrachte, ohne es zu prüfen, sollte überdies durch geheimnisvoll tuende Andeutungen der Schein erweckt werden, als halte er aus Vornehmheit mit noch weit belastenderen Dingen, die er wußte, zurück. Tycho wurde nicht nur als Forscher auf die unterste Stufe der Unwissenheit und Unfähigkeit herabgesetzt, er sollte auch ein Verbrecher, ein Heuchler, ein Intrigant, ein durch und durch ruchloser Charakter sein. Mit nicht geringem Aufwand an Witz und Scharfsinn waren aus einigen krassen und übermütigen Jugendschriften Tychos kurze Stellen herausgerissen und in einen neuen Zusammenhang, den sie nie gehabt hatten, zum Beweise seiner gotteslästerlichen Ansichten aneinandergefügt. Ebenso willkürlich wurden diesen Zeilen Zitate aus späteren Büchern Tychos entgegengeführt, und dort, wo eine allmähliche Entwicklung vor sich gegangen war, ein Widerspruch herausgelesen. Und hatte er wirklich hier und dort einen kleinen Fehler, eine Flüchtigkeit sich zuschulden kommen lassen, so konnte er gewiß sein, dies hier als Paradestück der gegnerischen Heerschau hundertfach unterstrichen zu finden.

Tycho spürte, wie ihm das Blut zu Kopf stieg, wie die Schläfenadern doppelt so schnell zu zucken

und eine jähe Wärme über sein Gesicht, bis an die Nase, bis zum Mund hinab zu schleudern begannen . . . Er war an Angriffe und schlechte Kritiken gewöhnt, zuzeiten hielt er sie sogar für förderlich, und niemals hatte er sich eingeredet, daß es anders sein, daß sein ehrliches Wollen von den Menschen begriffen werden könne. Was ihn trotzdem jedesmal von neuem erschütterte, war dieser üble Dunst von Haß und Bosheit, der ihm zum Dank für seine Leistungen statt holder Liebe entgegenschlug. Und nun gar dieser ausführliche, wohldurchdachte Haß des Ursus! Da hatte sich also einer hingesetzt, hatte wochen- und monatelang seine Werke durchgelesen, ja studiert, aber keinen Augenblick in der Absicht, aus ihnen Erhebung und Belehrung zu empfangen, sondern immer nur wie ein Jäger über der Spur seines Wildes, voll Wachsamkeit und Feindseligkeit. Diese Vorstellung verwirrte und bedrückte Tycho. „Dazu also meine Arbeit!" Er mußte die Zähne zusammenbeißen. Nun schöpfte er plötzlich frischen Mut: „Nein, ich ergebe mich nicht! Ich will stärker sein als mein Feind." Und eine Weile lang empfand er sogar gesteigerte Lebensfreude und trotzige Arbeitslust. Doch wie gut kannte er schon diesen Übergang, wie oft hatte er ihn erlebt, allzu oft, und wie

ekelte ihn eben deshalb diese erkämpfte künstliche Tröstung an! Des Gleichgewichts bedurfte er bei seinem ferneren Schaffen, nicht solch unnatürlicher Aufregungen und Gegengifte ...

Er las weiter, als müsse durch eifriges Suchen doch auch etwas Freundliches in der Schrift zu finden sein. Dabei lehnte er an einem seiner großen Himmelsgloben, strich mit der Linken liebkosend über die Holzkreise, die sein Werk waren. Plötzlich zitterten seine Pupillen, sein Blick trübte sich ... In der Schrift war auch Kepler erwähnt ... Er verstand den Sinn dieser Zeilen nicht sofort. Ja, Kepler wurde gerühmt, in den honigsüßesten Worten gefeiert ... Wie ist es möglich, dachte Tycho, sein System mußte doch eigentlich dem Ursus noch viel sinnloser erscheinen als meines ... Und dennoch, es war nicht zu zweifeln, Kepler wurde gelobt, sogar in recht verständiger Weise anerkannt. Und weiter: was war denn das? Kepler wurde mit Tycho verglichen, er wurde über ihn gestellt, er wurde gegen ihn ausgespielt, als Gegner, als Überwinder Tychos gefeiert ... Ja, ist denn dieser Ursus aus lauter Haß schon verrückt geworden, fragte sich Tycho. Meinen Benjamin, meinen Hipparch will er in einen Gegensatz zu mir bringen, meinen liebsten, nein, einzigen

Freund mir entfremden, ihn, den ich gerade heute als den wahren Pol an meinem Himmel erkannt habe, für den ich meine Frau, meine Kinder hingebe, weil er mein echterer Sohn ist, nicht dem Fleisch und Blut, sondern der Seele nach, ihn, der meine Hoffnung, meine Zukunft, meine Arbeit, meine Kunst ist ...

Heftiger blätterte er in dem Buche. Wo steckte die Erklärung? Da fand er gleich hinter dem Titelkupfer den Namen Keplers wieder. Diesmal besonders auffallend gedruckt ... „An den hochberühmten Mathematiker Raymarus Ursus!" ... Das war ja ein Brief Keplers. Eine Fälschung! Nein, solch plumpe Kühnheit war dem Ursus nicht zuzutrauen ... Ein Originalbrief Keplers war es. Mit seiner Unterschrift. Und was für ein Brief! Verehrung, Bewunderung, Meisterschaft ... in jeder Zeile eine Lobhudelei ... Tycho wollte aufschreien; die Zunge war ihm ganz dick geworden, sie rührte sich nicht. Das Herz schlug so schnell und hastig, daß es schon einen leeren Raum um sich herum in der Brust ausgehämmert hatte ... Kepler hielt also zu Tychos ärgstem Feinde, das war die Erklärung.

„Verrat" ... lallte Tycho leise.

Die Einwürfe seiner Tochter gegen Kepler be-

gannen ihm wie Steine durch den Kopf zu rütteln. Schwarze, bleischwere Steine, die wie etwas Lebendiges von innen an seine Gehirnwände schlugen, die seinen ganzen Leib auf die eine Seite beugten, dann auf die andere ... Verrat, Verrat, Kepler ein böser Mensch ... Jetzt mußte er die Stimme wiedererlangen, jetzt weitete sich seine Brust, jetzt wollte er es hinausschreien. Da begannen die Steine zu rollen, in den Mund, in die Luftröhre hinein. Er verlor den Atem ...

Die Schüler nebenan schraken auf. Ein dumpfer Fall, ein Knistern und Splittern war erdröhnt. Sie eilten herbei. Tycho lag bewußtlos auf der Erde, die Linke festgekrampft in den klaffenden Rohrstäben und Kreisgittern seines Globus, die er zerbrochen und mit sich herabgezogen hatte.

8

Am nächsten Tag erschien Kepler zur gewohnten Stunde bei Tycho, um die gemeinsame Arbeit an den Progymnasmata fortzusetzen.

Tycho zitterte so, daß er sich kaum auf den Füßen hielt. Auch vermochte er nicht, Kepler in die Augen zu blicken. Seine Enttäuschung war von einer übermäßigen Bitterkeit, für die er sich

beinahe schämte. So schaute er an Kepler vorbei in die leere Wand. Dabei fühlte er sich krank und matt, aber die Traurigkeit darüber hatte nicht nur Wütendes, auch einen kleinen Tropfen Süßes in sich. Klangvolle, lateinische Verse zogen seit dem gestrigen Abend durch seinen Kopf, Verse zu einer Grabinschrift, in denen immer wieder mit zauberhafter Schwermut die Zeile hervortrat: „Fragt ihr nun, wer mich gefällt hat? Nicht die vielen Feinde, sondern des Freundes Undank, des einzigen . . ."

Mit klarer, bescheidener Stimme begann Kepler seinen Vortrag über die Ergebnisse, denen er bei Sichtung von Tychos Manuskripten auf die Spur gekommen war, wie er glaubte.

Kann diese Stimme voll Treue und Festigkeit lügen? dachte Tycho. — Er hatte beschlossen, mit Kepler über diese Angelegenheit des verräterischen Briefes überhaupt nicht zu reden. Er wollte ihn noch einige Tage hier behalten und ihn dann unter irgendeinem, nicht verletzenden Vorwand wegschicken, dann aber jede Verbindung mit ihm für immer abbrechen. So würde es ihm am ehesten gelingen, sich eine reine Erinnerung an dieses reinste Verhältnis seines Lebens zu bewahren.

Mühevoll bezwang er sich, sprach überhaupt

nichts. Dann aber hielt es ihn nicht länger, er unterbrach Kepler: „Die Schmähschrift des Ursus ist noch gestern abend eingelangt."

Kepler hielt ein, nickte und fuhr dann in seiner Darlegung fort, die ihn ganz erfüllte.

Tycho mußte aufstehen. Er ging auf und ab. Plötzlich hielt er Keplern das Buch unter die Nase: „Da."

„So wenig!", lächelte Kepler und blätterte in dem dünnen Bändchen. Bereitwillig schob er jetzt die Schriften weg. Er las, seine Mundwinkel kräuselten sich verächtlich: „Nun, damit wird er Euch und Eure Lehre etwa so erschüttern wie eine Schnecke die Erdkugel."

„Nein, er nicht, er nicht," keuchte Tycho und nahm das Buch in seine Hand. Er schlug Keplers Brief auf: „Es ist auch ein Brief von dir an ihn abgedruckt. In dem sprichst du dich aber anders über ihn aus. Ist der wirklich von dir geschrieben?"

Kepler las aufmerksam die ganze Seite herunter: „Ja."

Tycho war wie zu Stein erstarrt. Kein Wort der Entschuldigung, der Zerknirschung kam aus Keplers Mund. Am Ende war es also ganz in der Ordnung, seinen Lehrer hinterrücks zu ver-

leumden, und nur er, Tycho, hielt das für eine Schufterei, wie er eben in allem anderer Anſicht war als die übrigen Menſchen. Seine Gedanken verwirrten ſich. Er beugte ſich nieder, um dieſen Kepler mit der frechen, ſanftmütigen Stirn und ſeinen tückiſchen Lobesbrief nochmals recht aus der Nähe anzuſehen, ja um dieſen fremdartigen Anblick recht zu genießen. — Da fiel ſein Blick zufällig auf die Datierung des Briefes. Die Jahreszahl war 1596. „Du haſt, Kepler," ſagte er leiſe und erſchüttert, „dieſen Brief im Jahre 1596 an Urſus geſchickt?"

„Ja, zugleich mit meinem Prodromus," erwiderte Kepler, der in ſeiner Herzensunſchuld immer noch nicht begriff, worum es Tycho eigentlich zu tun war.

„Zu einer Zeit alſo, da du mich noch gar nicht kannteſt, da wir perſönlich noch gar nicht in Beziehung getreten waren?"

Kepler mußte nachdenken: „Nein. Ihr ſchriebt mir ja eben das erſtemal auf meinen Prodromus hin. Und dieſer Urſus?" Kepler lachte auf und Tycho ſchien es, als höre er ihn zum erſtenmal lachen. „Von dem iſt das ja ein rechtes Schelmenſtückchen." Jetzt kam ihm die Galle . . .

Er wollte weiterreden. Tycho aber drückte

krampfhaft seinen Arm. Er wollte nichts mehr hören. Eine tiefe Stille brauchte er um sich, wie als heilenden Rückschlag nach diesem tobenden Wirrsal. In großer Bewegung starrte er zur Decke empor, seine Augen wurden naß . . . „Da sei Gott gelobt dafür!" brach es plötzlich gewaltig aus seiner Brust. „Kepler," rief er dann und streckte ihm beide Hände entgegen, „Freund, was habe ich um dieses Briefes willen heute nacht gelitten!" Und ruhiger fuhr er nach einer langen Pause fort: „Jetzt weiß ich es. Du hast diesen Brief damals an Ursus geschrieben, wie du an hundert andere Dedikationsexemplare geschickt hast." Er verzog seine immer noch zitternden Lippen zu einem mühsamen Lächeln. „Natürlich, der junge Privatgelehrte an den kaiserlichen Hofmathematiker, da sind einige Phrasen der Bewunderung schon am Platze! Wahrscheinlich hat man dir geraten dich an ihn zu wenden."

„Meine Freunde haben alle diese Briefe für mich geschrieben. Ich habe immer nur die Unterschrift hingesetzt. Ich bin ein träger Mensch in diesen Dingen."

„Deine Freunde? Auch an mich also? Aber nein, nein, ich weiß ja. Ich bin doch nicht so kleinlich. Mir ist ja das alles ganz gleichgültig.

Dedikation hin und her, ich weiß ja, wie man das macht. Das sind Dinge, die im Halbschlaf geschehen, das ist nicht die echte große Liebe. Dann aber kam doch unsere Freundschaft, und die war und ist doch echt, o mein Benjamin, nicht wahr? Ich weiß es ja. Alles verstehe ich jetzt. Wollen wir uns damit noch länger befassen? Keineswegs. Erledigt ist das und du bist rein, mein Freund, rein wie ich. O meine Freude, meine heilige Freude nur darüber, daß du rein und groß bist und ein edles Herz, mein teurer Kepler. Dieser Ursus aber, von dem ich nie mehr, nie mehr reden will, der hat zur rechten Zeit deinen harmlosen, längst vergessenen Brief gegen mich als Trumpf ausspielen wollen, das ist es. Es sollte so aussehen, als ob du, den ich als meinen Freund und Gleichgesinnten in die Welt posaune, mir in den Rücken fielest und zu meinen Todfeinden übergingest. Vor vier Jahren, haha, vor vier Jahren! Das Datum, das sollte man übersehen. Nun, bei mir ist es ja auch gelungen. Ich war verblendet, ganz verblendet. Aber lies das Kotbüchlein nur durch und du wirst sehen, ob diese Perfidiae einen nicht wirklich um den Verstand bringen können. Diese Lügen! Du schaust mich an? Du verstehst mich nicht? Du begreifst gar nicht, wie einen

solche Angriffe aufregen können? O du hast es eben noch nie erlebt. Du bist immer nur gelobt worden oder verschwiegen, unbekannt geblieben. Das ist ja das allerbeste, unbekannt zu sein, unbefleckt, jungfräulich, nur für sich allein und die hohe Wissenschaft zu wirken. Sehnsüchtig denke ich an diese Zeit zurück, da noch nicht jeder Laffe an mir den Schnabel wetzen durfte! Hätte ich nur nie etwas veröffentlicht, denke ich oft ... Aber dich lobt dieser Ursus ganz gewaltig. Willst du es nicht lesen?"

Kepler schob das Buch mit dem Handrücken zurück.

„Sage es aufrichtig, Kepler. Du verstehst wirklich meine Empörung über diesen verbrecherischen, listigen Kritiker nicht, nicht wahr?"

„Nein."

„Und warum nicht? Willst du es mir nicht sagen?"

Kepler sah etwas ängstlich in die Luft wie ein Schüler, dem eine schwere Aufgabe vorgelegt wird. Er dachte nach, gleichsam pflichtmäßig. Endlich sagte er langsam und einfach: „Es kann ja niemals darauf ankommen, welcher äußeren Kritik unsere Schöpfungen begegnen, wenn wir nur innerlich an sie glauben."

Tycho lachte gutmütig: „Nun, das ist zumindest klar wie zweimal zwei. Das ist eine auf der Hand liegende Weisheit ... So leicht sind diese Dinge aber nicht. Nimm an, der äußere Mißerfolg raube einem zwar nicht den inneren Glauben an sich, wohl aber die Ruhe, die Unbefangenheit, oder, was ganz grob ist, die angesehene Stellung in der Welt, die Geldmittel, die man eben braucht, um ungestört schaffen zu können. Wirst du dann auch noch sagen, daß es auf das Äußere niemals ankommt?" Da Kepler nicht antwortete, zeigte Tycho auf sein Wappen, das an der Wand hing. „Du hast ja nur dasselbe gesagt, was meine Devise ist. Hier: Nicht Macht, noch Reichtum, nur des Geistes Szepter dauern. — Wie aber, wenn man der Macht bedarf, nicht um ihrer selbst willen, sondern um des Geistes Szepter hoch erheben zu können? Wenn alles ineinander greift, Äußeres und Inneres, auf unserer Erde? — Nein, nein, es ist verwickelter, als du glaubst. Meine Ohnmacht täte meinem Stolze nicht weh, darum kümmerte ich mich gar nicht. Aber wer sollte dann mein geistiges Werk vollenden, wenn ich ohnmächtig bin. Deshalb muß ich mich wehren. Muß auch wieder von dem Schurken Ursus sprechen, obwohl ich ihn vergessen wollte ... Seine Frau ist eine Dirne," sprudelte er plötzlich

los. „Ich weiß es von zuverlässigen Leuten. Und er nimmt ihr Sündengeld, um seine Buhlerinnen auszustaffieren. Solch ein Ehrenmann ist das. O er soll mir aus Prag hinaus, zu seinen dithmarsischen Schweineherden zurück, von denen er hergekommen ist. Und du, Kepler, wirst mir helfen. Nun bist du einmal durch seine Betrügerei in diese ärgerliche Sache mitverflochten, da sollst du auch dich und mich männlich heraushauen." Er ergriff leidenschaftlich Keplers Hand. „Du mußt mich verteidigen! Willst du es tun? Versprich es mir!"

„Ja, ich will es gern tun," zögerte Kepler. „Nur verstehe ich nicht recht, wie."

„Bist du wirklich so ungeschickt? Mein großer Freund, hier liegt die Sache ja so einfach. Du wirst es doch selbst nicht dabei bewenden lassen wollen, daß Ursus deinen Brief als eine immerwährende und fortdauernde Zustimmung zu seinem Schandtreiben auffaßt? Das geht dir doch wohl selbst gegen den Strich? Nun, und was du darüber denkst, das sollst du eben öffentlich sagen, vor aller Welt die Frechheiten des Ursus berichtigen. Ich verlange ja nicht, daß du irgend etwas schreibst, was nicht völlig aus deiner Überzeugung flösse. Aber lies das Buch nur durch, es wird

dich schon zu einer Erwiderung reizen, mit all seinen Fehlern sachlicher Art und seinen persönlichen Unflätigkeiten."

„Ja, ich will es lesen," sagte Kepler ruhig und nahm das Buch, schlug es aber nicht auf, sondern legte es unter die Manuskripte. Er schien froh zu sein, daß vorläufig dieser Ausweg und Abschluß für das Gespräch gefunden war. Oder hielt er jetzt die Sache für abgemacht und hatte einfach seinem Versprechen nichts mehr hinzuzufügen? Jedenfalls fand nun Tycho keine Möglichkeit mehr, über diese Angelegenheit weiterzureden ... Von da an sprachen beide über Tychos Ephemeriden, so wie an anderen Tagen ... Ob er wenigstens beim Weggehen noch das Bedürfnis haben wird, mich durch ein erneutes Versprechen zu beruhigen, dachte Tycho. Nein, Kepler verabschiedete sich zu Mittag, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Mit Mißvergnügen bemerkte Tycho, daß die Ursische Streitschrift schon mitten unter seine übrigen Papiere gerutscht war. Von ihnen beiderseits bedeckt, unsichtbar, wie vergessen lag sie in Keplers Arm, als er hinausging.

So blieb denn ein Stachel in Tychos Brust zurück. Obwohl sich die Aufregungen der Nacht als grundlos erwiesen hatten, war eine Spur von

ihnen im Gefühl quälenden Mißtrauens wirksam, das von da an Tycho mehr und mehr ergriff. Zweifel erfüllten ihn. Hatte denn Kepler überhaupt etwas versprochen? Lesen, ja lesen wollte er die Schmähschrift. Klang das nicht wie ein Ausweichen, wie ein listiger Vorbehalt? Was war damit geschehen, wenn Kepler das Buch las und sich im übrigen nicht aus seiner Ruhe bringen ließ? ...

Er konnte es nicht erwarten, ihn wiederzusehen. Nachmittags ließ er ihn rufen. Und wie Kepler nun eintrat, mit seinem schlanken, zierlichen Körperchen, seinem offenen Gesicht, mit der charakteristischen Handbewegung, die Tycho so an ihm liebte — er fuhr sich manchmal mit zwei Fingern andrückend über die Stirne, wie um sich aus einem Selbstvergessen aufzuschrecken —: da schwand freilich Tychos Argwohn sofort, und sein ganzes Herz begrüßte den Freund. Eine beklemmende Finsternis fühlte er aus seiner Seele weggehen, sobald Keplers sanfte, schwarze Augen ihn anblickten. „Ich bin," sagte er etwas verwirrt, „ein zweiter König Saul, der immer seinen David mit dem Saitenspiel kommen lassen muß, zur Linderung seiner Melancholie. Ob ich auch einmal den Speer gegen dich werfen werde? Nun ... Saul hat Tausend erschlagen, David aber Zehntausend —

das rufen sie ja auch schon auf der Gasse, oder noch Schlimmeres ... doch nicht davon wollte ich reden. Ich wollte dich fragen, wann du die Erwiderung gegen den Ursus beginnen willst."

„Gleich," antwortete Kepler überrascht, mit ungewissem Kopfnicken.

Erfreut drückte ihm Tycho die Hand: „O, das ist recht. Damit beglückst du mich geradezu. Es ist auch wirklich nötig, daß es gleich geschieht. Schlag auf Schlag. In der nächsten Woche lassen wir die „Apologia Tychonis contra Ursum" drucken, nicht wahr? Siehst du, ich habe schon einen Titel für die Arbeit. Das habe ich dir abgenommen. Ich will dich auch sonst nicht überflüssig bemühen. Nur das Notwendigste sage, zwei Druckbogen würden genügen ..." Er hatte sich in Hitze geredet, hielt sich beide Wangen, die glühten. Nun seufzte er. „Es ist nicht schön, daß ich dich so dränge; ich fühle es. Und doch, und doch ... Da liegt eben ein Geheimnis der Welt verborgen, mit dem der alte Tycho samt seinen fünfzig Jahren nichts anzufangen weiß." Gedankenvoll starrte er vor sich hin und fuhr erst nach längerem Stillschweigen fort. „Es ist nicht schön, daß ich dich so dränge. Wahr. Und doch, wenn ich noch so sehr nachdenke, kann ich nicht herausbringen, was

13*

daran eigentlich nicht schön sein soll. Was denn? Und das Seltsame dabei, daß ich gar oft an solche Punkte gerate, wo mein Gefühl mir sagt: nicht weiter, und wo dennoch mein Herz weiterdrängt und der Verstand beim besten Willen nicht einsieht, was da verboten sein sollte. — Gibt es denn etwas Natürlicheres in der Welt, als daß Freunde einander beistehen, einander in ihrer ehrlichen Überzeugung gegenseitig zu Hilfe kommen? Nun also. Und verlange ich etwa anderes oder mehr von dir? Nein. Und ist es eine große schwierige Sache, um die ich dich bitte? Gleichfalls nicht. Du wirst dich hersetzen, das Buch nehmen, in einem Stündlein durchgelesen haben, dann nimmst du Papier und Tinte, in zwei weiteren Stündlein ist alles fertig." Und Tycho hatte in der Leidenschaft seiner Rede wirklich irgendein Buch, dann Papier und Tinte vor sich ausgebreitet, deutete wie ein Schauspieler ein paar Schriftzüge an, als müsse er Keplern alles bis ins kleinste vormachen, und klappte nun mit befriedigtem Lächeln das Heft zu. In seiner Phantasie war wenigstens für einen Augenblick die Entgegnungsschrift Keplers tatsächlich fertig. „Nun siehst du," sagte er freudig, „es ist ja alles so leicht auf der Welt. Alles geht, wie ich gern zu sagen pflege. Überflüssigerweise

nur machen die Menſchen einander Schwierigkeiten, aus Mißverſtand hemmen ſie einander. Da muß eben einer mit einem klaren Kopf kommen und muß ungeſcheut dieſe bloß eingebildeten Schwierigkeiten wegräumen, förmlich nur wegblaſen. — Es iſt ja wahr: ſchöner wäre es geweſen, wenn du dich von ſelbſt zu dieſer Erwiderung angeboten hätteſt und ich es gar nicht nötig gehabt hätte, dich zu bitten und zu drängen. Nun aber haſt du es nicht getan. Und was liegt ſchließlich daran? Iſt es etwa ein nie wieder gutzumachendes Unglück? Nein, ich weiß eben, daß es deine Art nicht iſt, dich anzubieten. Deshalb habe ich dich gebeten und gedrängt. Und jetzt iſt die Sache eben doch in Ordnung. Oder wäre es vielleicht beſſer geweſen, du hätteſt nichts geſagt und ich hätte nichts geſagt, wäre verſtimmt geweſen, hätte dir aber wieder nicht geſagt, warum, und du hätteſt mich natürlich (ſo weit kenne ich dich ſchon) auch nicht danach gefragt und wärſt deinerſeits verſtimmt worden, und ſo wäre aus lauter ſchönem Gefühl und Vornehmtuerei unſere Liebe in die Brüche gegangen. Iſt es nicht ſo, mein Kepler? — Ach, man darf eben die Natur nicht allein walten laſſen, man muß ihr in die Zügel greifen und ein wenig von Zeit zu Zeit des

lieben Gottes Regiment korrigieren. Das ist alles. Nun aber genug von diesen unliebsamen Störungen unseres Werkes. Und an die Arbeit!"

Die Arbeit dauerte jedoch nicht lange. Kaum erhob Kepler die Stimme zu einer ganz sachlichen Frage, als Tycho schon, wie durch den bloßen Klang dieser Stimme aufgeregt, von der Astronomie abschweifte und auf Ursus zurückkam, obwohl er sich verschworen hatte, ihn nochmals zu erwähnen. „Das ist auch so eine Sache, die mir dieser bestialische Kerl aufmutzt: Ich wolle Gottes Regiment korrigieren. In tollkühner Jugend habe ich wirklich einmal so etwas geschrieben. Nun macht er daraus: ich sei gottlos. Ich sei überhaupt zu klug, zu gescheit. Das ist sein Lieblingseinwand gegen mich. Ich mischte mich, meint er, zu viel in weltliche Händel, buhlte listig um die Gunst der Mächtigen, berechnete mein Benehmen, sei vorsichtig darauf bedacht, nur das in den Sternen zu finden, was den Königen nach dem Mund gehe. So stellt er die Freiheit meines Geistes, meiner Forschung, alles Edle und Ahnungsvolle in mir in Abrede. Nur ein Ausklügler sei ich und ein Gotteslästerer . . . O der Schamlose, wenn er ahnte, wie ich mit meinem Gotte stehe! Wie ich ihn nicht lästere, nein, anflehe um ein einziges

Zeichen, Tag und Nacht! ... Doch welches Recht hätte ein Feind, dieses mein Geheimnis zu beurteilen! Ein Feind, der mein Öffentlichstes mißdeutet. Der nicht einsieht, daß ich die Mächtigen nie um etwas anderes gebeten habe, — dies merke dir, Kepler, das mußt du schreiben — als um die Mittel, meine Wissenschaft ausüben zu können. Nur um meiner Wissenschaft willen bin ich klug gewesen. Auf alles andere will ich ja so gern verzichten, habe es auch schon getan. Nicht Macht, noch Reichtum ... Du weißt. Und immer noch lerne ich verzichten, immer kleiner wird der Kreis meiner Wünsche. Lieber Kepler, nun sage ich dir im Vertrauen: Das habe ich dir zu danken. Ich lerne von dir, ja, das lerne ich und gestehe es gern ein: verzichten, einseitig werden, nur die hohe Kunst und sonst nichts im Sinne tragen. Früher dachte ich zum Beispiel viel an meine Kinder oder an meine Frau. Im Verein mit ihr gedachte ich zu den Rätseln des Himmels aufzublicken, im Verein mit ihr zu arbeiten. Nun sehe ich ein, es geht nicht. Ganz allein und nackt muß ich vor Gott treten. Das Liebste muß ich preisgeben, um zu ihm zu gelangen. Und ich tue es. Seit gestern verhärte ich mein Herz gegen meine Familie, gestern hat es sich entschieden. — Du hast

ja auch Weib und Kind zu Hause, mein Kepler. Wie richtest du es ein, daß sie dich nicht stören und von den himmlischen Dingen nicht ablenken? Das möchte ich wissen."

Kepler erzählte, da Tycho nach allen Einzelheiten fragte, daß er mit einer Witwe verheiratet sei, die seinem Haushalt trefflich vorstehe und mit der er in gutem Frieden lebe. Sie habe ihm ein ansehnliches Vermögen in die Ehe gebracht. Eigene Kinder habe er noch nicht, wohl aber eine liebe Stieftochter von ihr, die Regina, „Rögel" genannt.

Tycho ächzte. Mit einem Male erschien ihm alles so, wie es Kepler sich eingerichtet hatte, als das einzig Würdige und Geziemende. — Ohne daß ihn Kepler aufgefordert hätte, erzählte er, daß er freilich seine Frau nicht so gut gewählt habe. Allerdings bereue er es nicht. Er habe die fünfzehnjährige Dienstmagd verführt und sei ihr dann eben treu geblieben. In seiner Familie vom ältesten dänischen Adel habe das freilich böses Blut gemacht. „Wie lange mußte ich um die Legitimität meiner Kinder kämpfen! Noch jetzt gelten sie nicht für ganz ebenbürtig; sonst hätten wohl solche niedere Junker wie Gellius oder Tengnagel nicht den Mut, um meine Töchter zu werben. Und nach jahrelangen Bemühungen war es bei meiner Aus-

treibung von Hveen doch nur wieder mit unter den Verleumdungen der Höflinge, daß ich mit einer Konkubine lebe und die Pflichten der Religion verletze . . . O wenn du das alles niederschreiben könntest, Kepler, wie sehr man mir unrecht getan hat! Es wäre ein Buch, würdig neben Platons Apologie des Sokrates zu stehen. Wie sehr man mir unrecht getan hat, o und noch heute tut! Nun sagt man wieder, ich sei zu klug und eigensüchtig. Wunderbare Klugheit und Berechnung, sich so zu verheiraten! Bin ich nun also zu unbesonnen, wie die einen sagen, oder zu klug, wie die anderen sagen? Ich weiß es selbst nicht. Ich fühle nur, daß ich eine Welt von Schmerzen zu tragen habe, wie Atlas. Vielleicht bin ich zu klug und zu unbesonnen zugleich. Vielleicht leide ich eben deshalb so an meinen Kritikern, weil alle recht haben gegen mich, weil ich wirklich das mißratenste, verworfenste, unglückseligste Geschöpf Gottes bin."

„Meister!", sagte Kepler mit weicher Stimme, „Ihr beschäftigt Euch zu viel mit diesen elenden Skribenten, Ihr tut ihnen zu viel Ehre."

„Glaubst du? — O nein, ich fühle ja, wie irgend etwas Arges, Unaufgelöstes mir auf dem Grunde der Seele liegt. Und gerade das ist es,

wohin diese Tadler immer treffen. Vielleicht wissen sie es gar nicht, vielleicht tadeln sie mich wirklich nur in Dingen, in denen sie unrecht haben. Aber dennoch zucke ich immer dort zusammen, wo sie eben recht hätten, wenn sie nur tiefer gingen ... Ich sei maßlos eitel, schreibt Ursus. Nein, das ist Lüge, ich bin nicht eitel. Aber darin hat er doch wirklich recht, daß in meiner Wohnung überall Bilder von mir hängen. Sieh dich nur um! Wie grinse ich da von allen Wänden, von jedem Medaillon der Instrumente! „Quid si sic?" prahle ich dort und zeige selbstgefällig auf eine Darstellung meines Systems. Die Künstler tun es nicht anders. Und der Mechaniker meint, er habe seine Arbeit nicht beendet, wenn er nicht noch ein Porträt von mir irgendwo an der Armille anbringt. Ist es meine Schuld? Kann ich das alles beachten? Ja, wäre ich wirklich so klug, wie meine Feinde sagen, dann gäbe ich vielleicht auch auf so läppische Kleinigkeiten acht. Ich weiß ja, daß man mit Argusaugen nach meinen Fehlern lugt, daß man mir alles übelnimmt. O es ist unerträglich, ein unerträglicher Zustand ... Kepler, komm mit mir. Ich will dir ein Porträt nach meinem Sinne zeigen, das noch nie jemand gesehen hat. Ich habe es selbst gemalt, einmal, in verzückter Auf-

regung. Es ist mein Heiligtum. Dann wirst du selbst sagen können, ob ich eigensüchtig bin."

Sie schritten durch die Bibliothek mit ihren Allegorien und Sprüchen, ihren Bildern und Votivtafeln. Tycho bewegte einen Riegel, der hinter einem Bildrahmen versteckt war. Eine geheime Türe öffnete sich zu einer kleinen kapellenartigen Kammer. Ihre Fenster waren durch schwere Vorhänge verdunkelt, die Wände kahl, nur ein einziges Bild stand inmitten auf einer Staffelei, von blassen Farben und undeutlichen Umrissen. Ohne ein Wort zu reden, wies Tycho auf die Unterschrift, die nur schwer lesbar war: „Nicht Tycho die Ehre, sondern dem Tychoniden, dem Erben seiner Kunst, — aller Meister Meister." Nun erkannte man wirklich eine geheimnisvolle Gestalt auf dem Bild, im grünlichen ungewissen Licht der Zukunft heranschreitend.

„Das habt Ihr selbst gemalt?"

„Ja, um mich zu trösten. Vor Jahren einmal. Um mich über alle irdische Zufälle zu erheben. Und wahrhaftig, es war mir, als führe mir eine Geisterhand den Pinsel, den ich weder vorher noch nachher je angerührt habe. Ein gemaltes Orakel schien mir dieses Bild, und ich glaube daran: In fernen, fernen Zeiten wird einer kommen, der mich

besser versteht, als ich selbst heute meine Verwirrungen überblicken kann. Und so wird er aussehen, so hat er sich mir im voraus offenbart ... Doch laß sehen, mein Kepler, ähnelt er nicht dir, der Tychonide?"

Kepler schrie auf, so heftig hatte ihn Tycho angefaßt, um ihn unmittelbar vor das Bild zu ziehen. Immer wirrer redete Tycho dabei auf ihn ein. Nun sprach er von astrologischen Zeichen, die bei seiner und bei Keplers Geburt klar übereinstimmend erschienen waren, von der Harmonie des Weltalls und von den großen Gelehrten aller Jahrhunderte, deren Seelen als Schemen auf den Planeten wohnten. Er ließ sich in erhabenen Phantasien gehen, die von derselben spukhaften und zerrütteten Andacht waren wie diese Kammer mit ihrem abenteuerlichen Heiligenbild, ihren nackten Wänden und dem feuchten, schneidenden Luftzug, der aus unsichtbaren Mauerritzen herzuwehen schien ... Kepler graute es vor Tychos Ungestüm. Nun aber vollends, da er in einer Ecke eine undeutliche, kauernde Gestalt zu erblicken glaubte, da Tycho, trotzdem Kepler ihn auf sie aufmerksam machte, seinen Redeschwall nicht unterbrach, sondern wie ein Verrückter ihn am Arm zerrte und weiterschwatzte, da nun die Gestalt auch zu wachsen und aus ihrem

Winkel heranzukommen schien: konnte Kepler diesen schauerlichen Zustand nicht länger ertragen, riß sich von Tycho los, sprang ans Fenster und warf mit einem Ruck den Vorhang zurück.

Im Nu war der unheimliche Zauber des Ortes verschwunden. Ein kahles Stübchen mit einer Staffelei fror im nüchternen Tageslicht. Tycho starrte, von der eindringenden Sonne geblendet, geradeaus. Kepler blieb am Fenster. Vor beiden stand — Elisabeth.

„Du hier? — In meinem Adyton?" fuhr Tycho wütend auf sie los. „Woher weißt du — wie kommst du hierher? Und warum?"

In tödlicher Verlegenheit senkte Elisabeth den Kopf und schwieg.

„Willst du wieder nicht reden, Elis? Wieder nicht? Willst du mit deinem Vater nicht reden?"

Eine lange Pause trat ein.

„Kepler, komm," rief Tycho plötzlich. „Was stehen wir da? Mein Heiligtum ist entweiht. Komm!" Seine Miene drückte Ekel und tiefe Unlust aus. „Lassen wir das ungeratene Kind!"

Erst als er mit Kepler im Instrumentensaal allein war, fuhr er fort: „Ich werde mich um Elisabeth nicht mehr kümmern. Um meine ganze Familie nicht. Sie sollen sehen, wie sie ohne mich

auskommen, im fremden Land, die Widerspenstigen. Was sind sie anderes als eine namenlose, hilflose Horde ohne mich! Ich habe unendlich um sie gebangt, habe für sie gearbeitet, war „zu klug" um ihretwillen, und alles vergebens. Jeder will seinen eigenen Weg gehen, keiner gehorcht mir. — Gut, so lasse ich sie eben in ihr Verderben stürzen, da ich sie mit Aufbietung aller Kräfte nicht halten kann. Ich aber folge dir, Kepler. Du bist jetzt mein Vorbild, mein Lehrer, ich bin der Schüler. Frei will ich sein wie du, unklug, blind, bewußtlos, nur für unsere Kunst leben und für nichts anderes in der Welt."

*

Elisabeth war am Abend zuvor noch rechtzeitig und unbemerkt heimgekommen. Dann verfiel sie in einen tiefen, traumlosen Schlaf. Alle die Wochen, in denen sie um Tengnagel und ihre Ehre gekämpft und noch gehofft hatte, war sie schlaflos geblieben. Jetzt hatte sie nichts mehr zu erhoffen. Die Entscheidung war gefallen, war so schlimm als nur irgend möglich gefallen. Da umfing sie denn ein trüber, matter Schlummer, unerquicklicher als alle Schlaflosigkeiten, und schien sie gleichsam vollends zu betäuben.

Am nächsten Morgen war sie mit dem einzigen

Wunsch und Gedanken aufgewacht: Tengnagel wiederzusehen. Alle ihre guten Vorsätze waren vergessen, der Würde und Sittsamkeit achtete sie nicht mehr. Nur noch ein Gefühl füllte sie aus, die förmlich tierhafte Treue des Weibes gegen den Mann, dem sie sich einmal hingegeben hat und dem sie nun bedenkenlos folgt, mag er sich auch seither als ein Elender, Unwürdiger erwiesen haben. Tapfer genug hatte sich Elisabeth gegen dieses Gefühl, das sie schon seit langem beherrschte, aufgelehnt, hatte die ganze Klugheit und Bosheit ihres Mädchenkopfes, die innige Liebe zu ihrem Vater, das Bewußtsein ihrer sittlichen Pflicht dagegen in den Kampf geführt ... Seit gestern aber, seit Tengnagels Entweichen ihren so vernünftig angelegten Plan durchkreuzt hatte, erachtete sie sich als besiegt, fühlte ihren Widerstand zerschellt. Und so ergab sie sich dem Geschick, mit der klaren Einsicht in ihre Verworfenheit und in ihr Unglück. Denn deutlicher als je ahnte sie, daß Tengnagel, auf dessen Vorzüge sie krampfhaft ihren Blick gerichtet hielt, doch im Grunde nicht zu ihr paßte, daß es die größte Unbesonnenheit ihres Lebens gewesen war, sich an diesen brutalen Wilden zu ketten. Aber je warnender diese Stimmen sprachen, desto heißer loderte eine schmerzhafte Liebe zu

Tengnagel in ihr empor, die durch keinerlei Grund widerlegt werden konnte. Wider ihr besseres Wissen riß etwas das Mädchen, das sich nicht mehr wehrte, mit sich fort.

Sie kannte jeden Schlupfwinkel in dem alten Schloß. Auch Tychos Geheimkabinett hatte sie schon vor langer Zeit aufgespürt. Nun lag gerade dieses an einer Ecke des Baues, welche aus der Mauer vorsprang. Man konnte sich aus dem Fenster ziemlich mühelos ins Freie hinablassen... So war Elisabeth schon in aller Frühe hier eingedrungen, um die Gelegenheit auszuforschen, und war unglücklicherweise von Tycho, der das Gemach sonst nie betrat, überrascht worden. Sie hatte das Gespräch Tychos mit Kepler belauscht, hatte die ganze furchtbare Not ihres Vaters aus seinen schwärmerischen Worten herausgehört; aber auch das konnte sie, so sehr es ihr wehtat, auf ihrer Bahn nicht mehr hemmen... Nun blieb nur noch ein Weg zu Tengnagel und der führte durch Keplers Zimmer, das gerade unter dem Geheimzimmer, in derselben mauerlosen Ecke lag, noch dazu zu ebener Erde, also viel bequemer. Aber die Scheu vor Kepler, der ihr schon so viel Unheil gebracht hatte, war der Grund gewesen, daß Elisabeth zunächst das höher gelegene Kabinett

vorgezogen hatte. Nun setzte sie sich auch über dieses Bedenken hinweg. Noch in derselben Nacht, als Kepler mit Tycho oben im Observatorium saß, öffnete sie sein Zimmer und wagte es, an einem Seil durch das Fenster zu steigen, dann die schroffe Felswand, die von hier unmittelbar zur Landstraße abfiel, hinabzuklimmen. Noch glühend von dieser Anstrengung kam sie in Tengnagels Arme. Er saß wach in seiner Hütte, hatte nichts anderes erwartet, als daß sie schon irgendein noch so verzweifeltes Mittel finden würde, um zu ihm zu gelangen.

Und so trieb sie es nun Nacht für Nacht. Eine seltsame Zügellosigkeit hatte sie ergriffen. Tagsüber lag sie wie erstarrt, gelähmt in ihrem Zimmer oder auf einer sonnigen Bank im Garten. Sie sprach mit niemandem. Sie dachte auch nicht mehr, sie träumte und schlummerte. Nachts erst erwachten alle ihre Sinne, um sie vor den Gefahren ihres abenteuerlichen Weges zu behüten. Und war sie bei ihrem Geliebten, so erschlaffte sie wieder, ließ alles mit sich geschehen, fragte nach nichts, bemerkte nichts. Etwas an ihr war gestorben. Tengnagel wunderte sich, welche Verwandlung mit dem muntern, witzsprühenden Geschöpfchen vor sich gegangen war. Sie erzählte nichts mehr, sie lachte nicht, ihre Miene war blaß und gleichgültig. Nur wenn er

manchmal von Tycho sprach, brach sie in Tränen aus und bat ihn, von ihrem Vater nicht mehr zu reden. Da wurde auch er traurig; denn er liebte sie aufrichtig. So saßen sie manchmal stundenlang beisammen und die Zeit verging damit, daß sie beide klagten und weinten.

Als sie einmal in einer klaren Mondnacht gerade mitten auf dem steilen Abhang unterwegs war, bemerkte sie, die immer angstvoll nach allen Seiten lugte, zwei Gestalten oben an den Rand der Felswand treten. Sie erkannte ihre Brüder, erkannte, daß sie herabsahen und sie schon bemerkt hatten... Der erste Gedanke war, in den Schatten eines nahen großen Steinblocks zu flüchten und von da aus den Weg eilends fortzusetzen. Das aber hätte nur die Verfolger auf ihre Spur und zu Tengnagel gelenkt. Im Nu kam ihr ein anderer Einfall. Sie hielt sich, schnell weiterlaufend, in der Mitte der Wand, tänzelte und sprang an Klüften vorbei, wo nicht einmal ein Saumpfad gebahnt war, legte in jeden Schritt ihren angespannten Willen, nicht zu straucheln, und kam so vorwärts bis an einen grellen, weißgrünen Streifen Mondlichts, der aus der Lücke zwischen zwei Bäumen quer über den ganzen Abhang herabschoß wie ein breites, glänzendes Band. Nun folgte sie diesem

Führer geradeaus empor, klomm bergan, schwebte bald mehr als sie ging. Sie hatte die Augen halb geschlossen, nach Art der Mondsüchtigen. Aber während sie nur an Verstellung dachte, fühlte sie schon, wie das kalte Licht des Mondes, das ihr von allen Seiten wie Wasser um das Gesicht spielte, in sie förmlich eindrang und ihren Kopf, den sie nur noch wie ein durchsichtiges Gefäß auf ihren Schultern spürte, mit einem Schwall von Wahnwitz und Entrückung erfüllte. Und mit einem Male war dies der richtige Zustand für ihre unmenschlich gepeinigte Seele, mit einem Male spielte sie nicht mehr, sondern war wirklich von der Kraft ihres Leides wie von einem Zauber emporgetragen. Ein leises Singen kam von ihren bleichen Lippen, ihre Arme hoben sich empor wie die einer Prophetin. So kam sie zu ihren Brüdern hinauf, wollte an ihnen vorbeiwallen ... Rauhe Fäuste hielten sie an: „Wo hinaus? Es ist Schlafenszeit." „O weckt mich nicht," wimmerte das Mädchen, „weckt mein armes Herz nicht auf. Laßt Elisabeths Gespenst in Frieden." Langsam ging sie an den Erschrockenen vorbei, dem Schlosse zu ...

Am nächsten Morgen aber fragte Jörgen wie zufällig Magdalena in Elisabeths Beisein: „Weißt

du schon, was wir entdeckt haben? Tengnagel ist hier im Dorf Benatek. Er hat eine Festung mit Wall und Graben, ha, eine Festung wie ein Maulwurfshügel so stark. Schanzen aus Brettern und Schutt. In den nächsten Tagen wollen wir mit ein paar Knechten hingehen und den Kerl ausheben. Dann baumelt er am Galgen, der Raubritter!" Dabei beobachtete er Elisabeth. Sie verriet sich mit keiner Miene, sprach sehr freundlich mit ihm von gleichgültigen Dingen.

In der Nacht darauf erzählte sie angstvoll alles ihrem Geliebten. „Ich fürchte mich nicht," sagte Tengnagel. „Eine leichte Berennung halte ich schon aus. Und sieh diesen Brief! Vom Geheimsekretär Barvitius selbst. Er hat meine Anzeigen gegen Kepler gelesen, anerkannt. In einigen Tagen ist der kaiserliche Kommissarius in Schloß Benatek, um die Sache zu erforschen. Noch dazu haben sie einen recht schlauen Fuchs gewählt, der die Angelegenheit geschickt untersuchen wird und der obendrein mein Freund ist."

„Aber was wird der Vater dazu sagen?"

„Tycho wird gar nichts davon ahnen. Der Kommissär kommt als sein Gast, alles geschieht ohne Aufsehen, mit möglichster Schonung."

„Hinter seinem Rücken?"

„Natürlich."

Eliſabeth ſchlug verzweifelt die Hände über dem Kopf zuſammen: „Und wer iſt dieſer — gute, des Gaſtrechts würdige Gaſt?"

„Ich kann es dir ja ſagen. Du verrätſt mich nicht, Liebchen. Es iſt der Arzt Hagecius."

„Meines Vaters Freund!" murmelte Eliſabeth in ſtumpfer Bitterkeit. Sie hatte keine Tränen mehr. Aber das Entſetzen preßte ihr Schweißtropfen ab, wenn ſie der nächſten Zukunft gedachte. So war ihr Vater von Heuchlern und falſchen Freunden umringt, und niemand meinte es gut und redlich mit ihm! Sie ſelbſt, ſeine Tochter, hatte ihn preisgegeben, warnte ihn nicht, wenn er, unſelig umnachtet, in ſeiner Güte den Verrätern ſich anvertraute. Wie Ödipus geblendet und verlaſſen ſchritt er ſeines Weges, ſie aber, die ihm Antigone hätte ſein ſollen, wandte ſich mitleidslos zur Seite!

*

Der Frühling war angebrochen. Nun gab es in Feld und Park viel zu tun, auch die Umbauten im Schloß wurden eifriger betrieben, ſehr zum Ärger des Brandeiſer Hauptmannes, der wieder einmal mit dem Geld knauſerte. So begannen nach den langen aſtronomiſchen Nächten und kurzen,

dämmerigen Ruhetagen des Winters von neuem Ablenkungen und Sorgen für Tycho. Sobald die Wege besser wurden, kamen auch wieder Gäste aus Prag, Gelehrte und Hofleute, um das werdende Zauberwerk eines zweiten Uranienborg anzustaunen. Die Gastzimmer wurden nicht mehr leer. Hausherrnpflichten beschäftigten Tycho und brachten ihn wieder mit seinen Angehörigen in Berührung, mit denen er nun auf eine unerquicklich förmliche Art verkehrte ... Wie fern war dies alles von dem Einsiedlerleben, zu dem er sich so innig entschlossen fühlte. Und obwohl er täglich diesen Entschluß erneuerte, sah er keinen Weg, ihn durchzuführen.

Zu diesen äußeren Störungen kam aber bald auch innere Beunruhigung. — In stärkerem Maße als heute brachte damals das Frühlingslicht an den Tag, was während eines Winters in einsamen Gelehrtenstuben gesonnen und geschrieben worden war. Während des Winters gelangten nur mühsam und vereinzelt Botschaften aus den verschneiten Städten, aus allen Zentren des literarischen Lebens, hin und her. Mit der besseren Witterung wurden die Verbindungen lebhaft, regelmäßig, bald flackerten die alten Streitigkeiten auf, die einige Monate geruht hatten, bald bildete sich aus

hundert gelehrten Federn, die miteinander korrespondierten, eine öffentliche Meinung der Fachleute über die neuen Erscheinungen. Natürlich wurde auch Tycho sofort mit täglichen Nachrichten überschüttet. Und aus allen konnte er bald den mit erstaunlicher Einhelligkeit durchklingenden Satz lesen: daß Johannes Kepler plötzlich, gleichsam über Nacht, eine Weltberühmtheit geworden war.

Mit einem Male hatten alle in Betracht kommenden Männer den vor Jahren zurückgelegten „Prodromus" Keplers schon längst gelesen, waren von allem Anfang an von dessen Genie überzeugt gewesen ... Tycho lächelte verschlagen. Er wußte wohl, daß nichts die allgemeine Aufmerksamkeit so sehr auf Kepler gelenkt hatte wie der Umstand, daß er Tychos Assistent auf Benatek geworden war und daß Tycho eine Zeitlang keinen Brief abgeschickt hatte, ohne Kepler recht marktschreierisch zu erwähnen. „Das also sind die Mittel, mit denen eine wissenschaftliche Meinung gebildet wird," sagte er sich und seine Verachtung gegen das literarische Klüngelwesen, die ihn seit jeher beseelt hatte, erreichte ihren Höhepunkt. O wie er diese Gelehrten alle durchschaute, auch die Besten, auch die Reinen und Unabhängigen! Doch um Keplers

willen freute ihn die schnelle Wendung. Nun war ja geschehen, was er so sehnlich herbeigewünscht hatte: Der Freund war bekannt und angesehen. Jetzt war nur noch eines nötig: eine dauernde Anstellung für Kepler zu finden, ihn in Böhmen festzuhalten. Unendliches versprach sich Tycho von einem mehrjährigen Zusammenarbeiten mit Kepler; die Wissenschaft würde dadurch schneller fortschreiten als in Jahrhunderten. Dies schrieb er auch an den kaiserlichen Geheimsekretär Barvitus, empfahl Keplern eben mit Rücksicht auf seine Erfolge und das übereinstimmende Urteil der gelehrten Welt für einen ausgezeichneten Posten. Der Antwortbrief des Sekretärs war dunkel, fast unverständlich; er verwies auf gewisse, noch schwebende Untersuchungen und behielt sich eine endgültige Regelung vor.

„Nun, ich habe kein Glück," sagte Tycho mißgelaunt zu Kepler, „mit mir soll sich niemand verbünden, auch der Glücklichste nicht. Ich stecke alles mit meinem Unglück an. Nur weil ich darum ansuche, wird die Sache nicht bewilligt. Ginge es um dich allein, so wäre gewiß schon alles in Ordnung. Aber weil auch mein Interesse im Spiel ist, bleibt es zumindest unentschieden. Wir beide ziehen nach verschiedenen Richtungen; da

werden wir eben sehen, wer stärker ist, du mit deinem Glück oder ich mit meinem Unglück!"

Tycho hatte in den letzten Tagen Grund genug zu unmutigen Betrachtungen gehabt. Der gelehrte Frühjahrsfeldzug hatte recht unglücklich für ihn eingesetzt. Überall regten sich Widersacher, jedes neu erscheinende Buch brachte Angriffe gegen Tychos Anschauungen. Die wilde Polemik des Ursus schien einem ganzen Haufen ähnlichen Gelichters Mut gemacht zu haben, über Tycho herzufallen . . . Und konnte man es immer noch als einen Zufall bezeichnen, daß Keplers Name so oft neben dem Tychos erwähnt wurde, und zwar jedesmal in scharfer Wendung gegen ihn? Kepler selbst hatte sich im „Prodromus" auf Tycho berufen. Nun lobte man die Bescheidenheit des jungen Mannes und fand, daß er im Grunde gar keine Beziehung zu seinem angeblichen Lehrer habe, daß er auf eine ganz andere Weise vorgehe und in dieser weit über Tycho hinauskomme. Nur ein einziger Rezensent entdeckte eine gemeinsame Richtung Tychos und Keplers; leider war gerade er auch der einzige, der Kepler gänzlich verwarf.

Nichts begreiflicher, als daß diese immer wiederholten Behauptungen Tychos Unbefangenheit gegen Kepler zu beeinträchtigen anfingen. Mit einer ge-

wissen Ängstlichkeit begann er im Gespräch zu betonen, daß er mit ihm doch in den Grundansichten übereinstimme. Es war geradezu rührend, wie er dies immer und immer wieder hervorhob: „Eigentlich sind wir ja derselben Meinung, nicht wahr?" Jeden anderen hätte die Behutsamkeit, beinahe Schamhaftigkeit, die Tycho nun im Verkehr mit Kepler zeigte, ergriffen; nur Kepler selbst bemerkte sie nicht. An dieser entscheidenden Stelle kam seine Unempfindlichkeit für alle persönlichen Gefühle zur Geltung, sein bloß dem Feuer der Wissenschaft zugewandter Sinn. Legte er doch auch den ihm seit kurzem zufliegenden Huldigungen der Literatoren nicht den geringsten Wert bei. Im Gegenteil: sie waren ihm ein Gegenstand des Spottes; er lachte sie aus, wenn er, von der Geringfügigkeit seines bisherigen Arbeitens ergriffen, die ungeheure Größe seiner zukünftigen Aufgabe freudig anstaunte. Ja, häufig meinte er allen Ernstes, ein solcher Lobhudler wolle ihn beleidigen! In der Regel aber beachtete er die neuen Bekanntschaften, die sich ihm aufdrängten, gar nicht. Briefe und Broschüren blieben ungelesen liegen, die alte Unordnung zeigte sich durch die gesteigerten Anforderungen verstärkt, nicht etwa beseitigt . . . Mit namenlosem Erstaunen betrachtete Tycho dieses

Benehmen Keplers. Und dies war der Punkt, in dem sein Verhängnis einsetzte. Nicht sein gehäuftes Mißgeschick, das er zeitlebens mannhaft, wenn auch schwer genug, ertragen hatte, sondern das Glück Keplers neben ihm und die Art, wie Kepler dieses Glück achtlos aufnahm, erschütterten die Grundfesten seiner Weltanschauung.

Tycho hatte eigentlich nie daran geglaubt, daß das Gute und Rechtschaffene auf der Welt Anerkennung finde. Das hätte seinen Grundsätzen, daß nichts von selbst geschehe und daß alles, wenn man es nur betreibt, doch wieder gehe, widersprochen. Auch war sein eigenes Leben zu sehr Beweis dagegen, und so hatte sich in ihm die Meinung, daß die Mehrzahl der Forscher wie der Mäzene Dummköpfe oder Schurken seien, immer mehr befestigt. Gegen eine Welt von Unverstand und Böswilligkeit hatte sich, seiner Ansicht nach, die Wahrheit durchzusetzen, und da durfte sie leider in ihren Mitteln nicht wählerisch sein. Tycho schlug jeden mit dessen eigenen Waffen. Den adelsstolzen Fürsten hielt er sein Wappen hin, auf das er sich im übrigen wenig genug zugute tat. Den Fachgenossen, die Bücher nur mit Rücksicht auf ein Gegenlob, das sie erwarteten, zu würdigen pflegten, tat er die üblichen Gefälligkeiten, wobei

er natürlich sorgfältig darauf sah, nichts Wertloses zu empfehlen. Denn das eben war seine stete Sorge: ein Gleichgewicht zwischen den Nützlichkeiten des Lebens und seinem eigentlichen schönen Wahrheitswillen zu halten. Niemals mochte er diesem letzteren Abbruch tun; aber ließ sich mit ihm, wenn man nur recht beweglich und immer auf der Lauer war, nicht manches nebensächliche, auf ganz anderen Bahnen liegende Tun vereinen, auf das der weniger Betriebsame eben nicht verfiel, das aber der Wahrheit zumindest gleichgültig und dabei dem Leben und Ansehen förderlich war? Es gab da freilich Unreinheiten und Gefahren, ein ewiges Schiedsrichtern zwischen den Vorteilen und den wesenhaften Dingen. Manchmal aber, wenn er sich im Vollbesitz seiner Kräfte fühlte, hielt Tycho gerade dieses nie zur Ruhe kommende Spiel für etwas dem kühnen, tatkräftigen Manne Angemessenes. Es schien ihm gerade das stete Bewußtsein und Hin-und-Her seines doppelten Interesses, für weltlichen Nutzen wie die hohe Wissenschaft, die unverletzliche Grenze des edlen Kernes deutlich zu bewahren, feurigen Linien gleich. Jenseits derer lag, was nie befleckt werden durfte; Unwesentliches mochte preisgegeben werden. In jeder seiner Beziehungen zeigte sich diese Nach-

giebigkeit und dabei dieser stille, unverbrüchliche Vorbehalt. Da die Welt von großen, runden Zahlen sich blenden ließ, hatte er die beobachteten Sterne seines Katalogs gerade auf ein „Millenium" gebracht, womit die Antike übertroffen war; und um die Zahl vollzumachen, hatte er schließlich auch einige nicht ganz zuverlässige Beobachtungen Longomontans mit aufgenommen, die er freilich als Fragmente kennzeichnete. Die Wissenschaft war rein geblieben, seine Seele aber hatte sich, hier wie in anderen Dingen, immer mehr in ein Netz von Kompromissen, falschen Verbindungen, unehrlichen Halbheiten verstrickt, das er selbst als unlauter und bedrückend, aber dennoch als ein notwendiges Opfer im Dienste der Wahrheit ansah. Mit dieser Unvollkommenheit seines Lebens hatte er sich, ehe er Kepler kennen gelernt hatte, schon beinahe abgefunden; zufrieden, wenn er irgendeinen innersten Winkel seiner Seele vom Alltagsschmutze der „Beziehungen" freihielt... Und nun, da er das Bauwerk solcher Uberlegungen gänzlich abgeschlossen zu haben schien, trat Kepler herein und warf alles über den Haufen. Denn dieser Mann, das sah Tycho ganz deutlich, lebte nicht nur irgendwo im innersten, ängstlich versteckten Winkel, sondern mit der ganzen reinen,

makellosen Oberfläche seiner Seele, die er geradeaus, unbedenklich, ja mit einer gewissen Härte und Rücksichtslosigkeit der Welt entgegenschwang. Und, was das Seltsamste war: die Welt erkannte diese Reinheit an, sie beugte sich vor ihr, sie bereitete ihr einen allgemeinen, nachhaltigen Erfolg, den Tycho, wie ihm nun schien, Zeit seines Lebens mit all seinen Mittelchen, mit seinen Qualen und selbstverleugnerischen Erniedrigungen nicht erzielt hatte. Also war vielleicht alles falsch, was Tycho bisher getrieben hatte? War die ganze Folter seiner klugen Verstellungen gar überflüssig, unnütz gewesen? Mußte er mit seinen Lebenserfahrungen in alten Jahren von vorne anfangen wie ein kleines Kind? ...

In diesen Tagen weilte kurze Zeit auch ein kriegerischer Besuch auf Schloß Benatek. Es war der Feldoberst Albrecht Wenzel von Waldstein, ein trotz seiner Jugend ungewöhnlich ernsthaft, ja majestätisch blickender Mann, der nebst seinem Kriegshandwerk auch die Alchemie und Himmelskunde mit vielem Eifer studierte. Er besah die Apparate Tychos nur schnell und stellte dann kurze unzweideutige Fragen über einige „Nativitäten" der bedeutendsten Fürsten und Heerführer Europas. Sein Hauptinteresse aber galt Keplern, bei dem

er sich eingehend nach den Verhältnissen in Graz erkundigte; dorthin war er eben von seinen mährischen Gütern unterwegs, um seine Dienste dem Herzog Ferdinand anzubieten. Obwohl nun Tycho die politischen Erwägungen des jungen Abenteurers durchschaute und sein langes Erkundigungsgespräch mit Kepler aus ihnen erklärte, mußte er es doch schmerzlich empfinden, von seinem Schüler verdunkelt zu werden. Es war dies das erstemal in seinem Leben, daß er einem Besucher gegenüber die zweite Stelle einnahm. Schmerzlich berührt zog er sich zurück, und als Waldstein sich verabschieden wollte, empfing er ihn unter einem Vorwand nicht mehr ... Bald zeigte sich die Folge; „denn," so mußte sich Tycho nachher bitter sagen, „ich bin nicht wie Kepler, der die hohen Herren verachten darf und dafür von allen hofiert wird. Versäume ich einmal etwas, so büße ich es auf das allerschärfste und sofort." Wenige Tage nachher brachte nämlich ein Bote einen Brief Waldsteins an Kepler mit der Einladung, er möge als Astrolog in seine Dienste treten. Für Tycho enthielt das Schreiben kein Wort. Das Geldangebot des reichen Waldstein war natürlich hoch und verlockend, und so mußte Tycho fürchten, daß er Kepler verlieren würde, dem er ja nicht einmal das

knappe Gnadengehalt beim Kaiser auszuwirken imstande war. „Wäre ich höflicher gegen den mächtigen Gast gewesen, so hätte er wohl nicht daran gedacht, mit solchen, mir feindseligen Vorschlägen zu kommen." Doch darüber wäre Tycho schließlich noch hinweggekommen, umsomehr, als Kepler den Brief nach seiner Gewohnheit zur Seite legte und vorläufig wenigstens gar nicht im Sinne zu haben schien, auf Waldsteins Anerbieten einzugehen: alle Schutzwälle der Überlegung aber und des guten Willens mußte es durchbrechen, daß derselbe Bote ein Paketchen übergab, das ihm ein Unbekannter in Prag für Tycho mitgegeben hatte, — ein Paket, das eine Büchse mit Schnupftabak enthielt. Dies nun war ein ständig wiederkehrender boshafter Witz, den sich die Feinde Tychos mehrmals im Jahr erlaubten (ihm war natürlich infolge seines künstlichen Naseneinsatzes das Tabakschnupfen unmöglich), und zu anderen Zeiten hatte Tycho diesen Schabernack auch mit dem gehörigen Humor hingenommen. Nun aber war es gerade dieser Ärger, der im Verein mit der Keplern erwiesenen Gunst ihm das Unerfreuliche und Mißliebige seiner Stellung unter den Mitmenschen so recht zu Gefühl brachte. Daß sein Leben seit jeher gewaltsam, schwül und finster einer Gewitter-

nacht glich, daran hatte er sich schon gewöhnt; das Neue aber war, daß in diese Gewitternacht ein Schimmer von Gnade und menschenwohlgefälliger Leichtigkeit wie ein Mondstrahl durch die Wolken brach. Und dieser Mondstrahl, der nicht auf ihn, sondern auf jemanden dort weit neben ihm, auf Kepler, fiel, machte doch auch zugleich die fürchterliche Einöde sichtbar, in der Tycho rettungslos umherirrte und die bisher in gütiger Finsternis verhüllt geblieben war, so daß ihr plötzlicher Anblick mit Schauder überwältigte.

*

So stürmisch es in Tychos Seele zuging: er war sorgfältig bemüht, seine Gefühle gegen Kepler rein zu erhalten. Was auch immer zwischen sie treten mochte: unverminderte Zärtlichkeit für den Freund erfüllte seine Seele. In der Tat beneidete er ja wirklich Kepler nicht um seine Erfolge. Am ehesten erweckte noch die selbstverständliche, durchaus anständige, gleichsam menschenwürdige Art, in der Kepler zum Ruhm gekommen war, manchmal eine neidähnliche Wallung in ihm. Meist aber flößte ihm Kepler jetzt ein Gefühl des Grausens ein. Die Ruhe, mit der er seinen Arbeiten nachging und die Flöten der Schmeichler gänzlich überhörte, hatte für Tycho etwas Außermenschliches,

unbegreiflich Gefühlloses, aus einer fernen Eisregion Herwehendes ... Und manchmal, in düsteren Stunden, wenn Tycho sein Leben vor sich abrollen sah und nichts, gar nichts unter dem Auge seines Gewissens sich läutern wollte, schlugen seine Selbstanklagen jäh in Anklagen Keplers um. Jenes Volksmärchen fiel ihm ein, in dem ein Landsknecht dem Teufel sein Herz verkauft und dafür einen schußfesten Panzer erhält. So war Kepler. Er hatte kein Herz. Und deshalb eben hatte er von der Welt nichts zu fürchten. Er hatte kein Gefühl, keine Liebe. Und deshalb war er natürlich auch vor den Verirrungen des Gefühls sicher. „Ich aber muß lieben und irren," stöhnte Tycho auf. „Ich muß mich in dieser Hölle umtreiben und ihn sehe ich oben auf kühlen, hellblauen Wolken einherschweben, rein und glücklich. Ein reiner Engel. Aber ist er es wirklich? Ist er vielmehr nicht grausam mitleidslos? Ein Wort von ihm könnte mich aus allen Zweifeln retten, könnte wie erquickender Regen in mein verdorrtes Herz schlagen, könnte alles Unedle, Widernatürliche wegschwemmen. Aber dieses eine Wort, — das spricht er eben nicht, um keinen Preis spricht er es, das wäre zu viel für ihn, zu anstrengend — haha — für meinen Benjamin."

Wenn Tycho ruhiger nachdachte, so wußte er eigentlich selbst nicht, was für ein erlösendes Wort das war, das er von Kepler erwartete. Oder wußte er es doch und wollte es sich nur nicht eingestehen? — Gewiß war ja, daß Kepler allen prinzipiellen Auseinandersetzungen über die obersten Fragen des Weltsystems auszuweichen schien. Noch niemals hatte er offen seine Zustimmung zum Tychonischen System ausgedrückt. War das kluge Vorsicht oder ein Zufall? Alles hing von der Beantwortung dieser Frage ab, die sich Tycho oft genug und schon mit einer gewissen Erbitterung stellte. Nun hatte er eben erwartet, daß Kepler in der versprochenen Streitschrift gegen den Ursus Farbe bekennen würde. Und nicht zuletzt deshalb brannte er so darauf, die Schrift fertig zu sehen. Kepler aber hatte offenbar keine Eile. Er erwähnte die Schrift nicht mehr, hatte sie vielleicht schon ganz vergessen. Am Ende sollte Keplers Schweigen über diesen allerwichtigsten Punkt ausdrücken, daß er wirklich mit Tycho nicht übereinstimmte? Wäre es dann aber nicht freundschaftlicher gewesen, dies offen herauszusagen, den Freund zu belehren? Tycho, der nahe daran war, sein ganzes bisheriges Leben für einen einzigen, großen Irrtum zu halten, hätte sich gern belehren lassen.

Nur reden sollte Kepler, freimütig reden. Die Wahrheit mußte doch schließlich siegen, und nur auf die Wahrheit kam es an, nicht auf Tycho oder Kepler ... So raffte sich Tycho wieder zur ganzen Höhe seines großen Geistes empor. Er war bereit, sein System fallen zu lassen, wenn Kepler ihn eines Besseren belehrte; er wollte gern sein Lebenswerk von vorne und als Schüler seines Schülers anfangen. Nur Klarheit sollte da sein, nicht dieses beängstigende Stillschweigen über den grundlegenden Gegensatz zwischen ihnen beiden, das, wie ihn jetzt nachträglich bedünkte, ihr Verhältnis vom ersten Augenblick an getrübt hatte. In sündhafter Zurückhaltung hatten sie bisher nur Nebenprobleme ihrer Wissenschaft erörtert. Von nun an wollte Tycho auf die Hauptsache losgehen, die freilich nicht so eindeutig lag, wie er sich gern eingeredet hätte.

Kepler hatte sich allerdings schon in seinem ersten Buch gegen die damals noch seit Alexandrinerzeit herrschende Lehre des Claudius Ptolemäus ausgesprochen, nach welcher die Erde unbeweglich im Mittelpunkt des Weltalls stand und die Planeten, zu denen auch Sonne und Mond zählten, sowie der Fixsternhimmel, an acht kristallenen Sphären befestigt, um sie kreisten. Aber Tycho, der so gern

seine Übereinstimmung mit Kepler feststellte, konnte geltend machen, daß auch er am Ptolemäus nicht festhielt, vielmehr ebenso wie Kepler es verdächtig fand, daß man zu sehr gekünstelten Konstruktionen von Nebenkreisen, Epizyklen, seine Zuflucht nehmen mußte, um die wirklich beobachtete Bahn der Gestirne mit dieser Theorie in Einklang zu bringen. — Nun war vor etwa fünfzig Jahren Kopernikus mit der Ansicht aufgetreten, daß die Sonne im Mittelpunkt stehe, von der Erde und den Planeten umkreist. Aber auch diese Theorie (und das mußte doch Kepler ebensogut wie Tycho wissen) konnte einer ähnlichen, wenn auch nicht ganz so verwickelten Ergänzung durch Epizykel nicht entraten und paßte schließlich doch nicht genau auf die Wirklichkeit. — Kein Zweifel: zu dem vorliegenden Beobachtungsmaterial gab Tychos sinnreiches Weltsystem die beste Erklärung. Mit diesem aber hatte es eine seltsame Bewandtnis ... Es zeigt sich wohl oft, daß gerade Menschen, die ihr Leben durch ihren Verstand zu beherrschen die Neigung haben, einen rätselhaften und gar nicht mit dem Verstand zu durchdringenden Abscheu zeigen, sich von dem einmal erworbenen Besitz, überhaupt von dem einmal Erlebten zu trennen. Sie haben vielleicht nicht das instinktive Selbstvertrauen, welches

ein Vertrauen zur Umwandlung, zur jeweiligen Gegenwart, zur Gefahr ist, und deshalb eben schleppen sie beständig Erinnerungen und alte Verhältnisse mit sich weiter. Etwas aufzugeben, was einmal in ihrer Hand war — und sei es noch so wertlos! — das geht über ihre Kraft ... So fühlte Tycho, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, eine geheimnisvolle Anhänglichkeit an das ptolemäische System, in dem er aufgewachsen war, und sein ganz außerordentliches moralisches Feingefühl hätte es wahrscheinlich geradezu als eine grobe Undankbarkeit empfunden, wenn er die Wahrheit anders als auf dem Wege einer Weiterentwicklung der alexandrinischen Grundlage gesucht hätte. Von diesem kaum bewußten Trieb aus und überdies ganz in Übereinstimmung mit Tychos sonstiger Art, die in ihrem Lavieren zwischen freier Ekstase und irdischer Gebundenheit stets eines bis ins kleinste ausgearbeiteten Stückwerkes von Konzessionen und Gegenkonzessionen bedurfte, war auch sein eigenes Weltsystem als solch ein vertracktes Mittelding entstanden: die Erde stand zwar im Mittelpunkt der Welt wie bei Ptolemäus und wurde von Mond und Sonne umkreist, nicht aber von den Planeten, die sich schon wie bei Kopernikus um die Sonne bewegten. — Und nun war eben die Frage: hielt

ſich Kepler zu dieſer Auffaſſung oder war er vollſtändig Kopernikaner?

Gleich die nächſte Gelegenheit benutzte Tycho, um Kepler ganz unverblümt dieſe Frage vorzulegen, die bisher auf unbegreifliche Weiſe umgangen worden war.

Sie ſaßen nachts im großen Inſtrumentenſaal, an einem mit Papieren überhäuften Arbeitstiſchchen. Auch auf der Erde neben ihnen lagen Schriften und Zeichnungen. Und zwiſchen dieſen zur Seite vorbereiteten Notizen hockte auf dem Fußboden der Zwerg Jeppe, der mit ernſter, wichtiger Miene die geometriſchen Figuren beſah, wie ein Kind in Bilderbüchern blättert; auch führte er manchmal, recht nach kindiſcher Art, ſeinen Zeigefinger über die geſchriebenen Zeilen und nickte dazu, als könne er ſie leſen und verſtehen. Dabei aber blickte er in ganz kurzen Abſtänden zu Tycho auf, um auf den leichteſten Wink ſeiner Hand das gewünſchte Papier eilig vom Boden aufzuheben und vor ihm auf dem Tiſch auszubreiten. Wies ihn Tycho an, das Papier vor Kepler hinzulegen, ſo gehorchte der Zwerg nur zögernd, widerwillig, und hielt ſich dabei immer möglichſt weit von Kepler entfernt, ſtieß das Blatt nur mit den Fingerſpitzen auf der Tiſchplatte zu dieſem hin und verrenkte ſein arm-

seliges Körperchen so, als ob stechende Strahlen von Kepler ausgingen und ihn verletzen könnten. Und der Blick, mit dem er nach einer solchen, ihm offenbar sehr peinlichen Dienstleistung zu Tycho aufschaute, war noch ergebener und schwärmerischer als sonst, geradezu der Blick eines Tieres, das nach ausgestandenen Qualen gelabt und gereinigt wird ...

„Nun, wie steht es also mit deinem Weltsystem?", fragte Tycho nochmals, da Kepler nicht sofort geantwortet hatte. „Wie hast du dich zwischen Kopernikus und mir entschieden?"

„Eine schwere Frage, die keine einfache Antwort erhalten kann," erwiderte Kepler, unmerklich lächelnd.

„Gewiß, gewiß," beeilte sich Tycho einzuwerfen, „das ist nicht mit wenigen Worten zu sagen. Ich selbst, wie du weißt, bin ja kein Gegner des Kopernikus. Nur unverständige Menschen sagen das von mir ... O ich bewundere das Genie des Kopernikus, ich verehre diesen stolzen, unabhängigen Geist. Sieh hier diese drei schwachen, wurmstichigen Holzstäbe." Er wies in eine Ecke des Saales. Und bald kam Jeppe mit dem seltsam einfachen Gerät herangehumpelt. „Hier, fasse sie, befühle sie andächtig. Was anderes glaubst du in Händen zu

halten als das wahrhaftige Parallacticum, mit dem unser unsterblicher Kopernikus die Sterne beobachtet hat! Ja, his levibus baculis! Ich habe eine Ode auf diese heilige Reliquie gedichtet, ich will dir die Verse bei Gelegenheit vorlesen. Ach es war einer meiner schönsten Tage, als dieses Instrument in Hven anlangte, ein Geschenk des Frauenburger Domkapitels an mich. O tanti monumenta viri! Damals bekränzten wir uns alle, meine Schüler und ich; das Schiff war beflaggt, wir alle warteten am Strand. Mit großen Ehren wurde das Gerät in die Sternenburg getragen. Meine dummen Bauern standen in langen Reihen und begriffen nicht, warum ich und wir alle immer und immer wieder das Holz küßten. O es war ein lichter Tag, ein Tag meiner Jugend! Und die Bauern, die wußten von damals an ganz sicher, was sie ja auch schon vorher untereinander gemunkelt hatten: daß ich ein ganz vermaledeiter Zauberer sei und den Vollmond anbete, mit meinen Holzstücken. So lache doch, mein Kepler, lache doch! Aber es ist wahr: soll man die Bauern auslachen, wenn selbst Luther den Kopernikus mit dem Einwand widerlegen will, daß nach der heiligen Schrift Josua die Sonne stillstehen hieß und nicht die Erde? Ach diese Gegner! Diese Menschen! — Nun, so

leicht mache ich mir meine Einwände gegen den Kopernikus nicht. Da wirst du mir doch zugeben müssen, daß meine Argumentation gewichtiger ist, nicht wahr? Haha. Aber das war selbstverständlich nur im Scherz gesprochen. Jetzt sage mir du, im Ernst, wie du die Sache siehst. Ich habe genug geredet. Es geht doch nicht, daß immer nur ich spreche. Du mußt doch auch zu Wort kommen, mein Kepler." Er legte die Hand auf seine Schulter und sah ihm freundlich in die Augen.

„Ich habe wenig zu sagen," antwortete Kepler. Das freundliche Lächeln Tychos ging dabei auf sein Gesicht über und strahlte aus diesem mit einem solchen Glanz von süßem Vertrauen und Klarheit zurück, daß Kepler selbst diesen friedlichen Glanz wunderbar zu fühlen und in sich einzusaugen schien, so daß er eine Weile ganz in sich versunken, ganz glückselig dasaß.

„Nun?" ermunterte Tycho.

„Ich bin noch unentschieden. Ich kann mich nicht entscheiden. Ich glaube auch nicht, daß unsere technischen Hilfsmittel und Erfahrungen schon so weit sind, um diese Frage entscheiden zu können."

Tycho wartete ziemlich lange, ob Kepler noch etwas hinzusetzen würde. Es geschah nicht. Also

nahm er den Faden wieder auf: „Du sagtest vorhin, ich würde keine einfache Antwort auf meine Frage erhalten. Nun ist es aber doch eine recht einfache Antwort geworden."

„Eigentlich gar keine Antwort," verbesserte Kepler, immer noch mit seinem idyllischen Lächeln.

„Du hast recht. Wenn man es so nimmt: eigentlich gar keine Antwort," sagte Tycho, schon etwas gereizt.

Es entstand eine Pause, die Tycho wiederum unterbrechen mußte: „Und befriedigt dich, Kepler, dieser Zustand? Ich meine: diese Unentschiedenheit im Wesentlichsten unserer Kunst. Raubt dir die Ungewißheit nicht manchmal den Atem, bringt dich diese Ungeduld nicht um dein ganzes Glück?..."

„Ich bin nicht glücklich," erwiderte Kepler einfach. „Ich bin noch niemals glücklich gewesen."

„Du — nicht glücklich?" Tycho sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an. „Du — nicht — Was denn? Was fehlt dir denn noch? Was wünschest du dir noch? Was willst du außer dem, was dir zuteil geworden ist? — O pfui, wie unbescheiden du bist, wenn du dich nicht glücklich schätzest, du, der Glückseligste aller Menschen. Ja, muß ich es dir denn erst sagen, fühlst du es nicht, daß du — nun, mit einem Worte drücke ich es aus: auf dem richtigen

Wege bist, dem einzig richtigen Wege? — O was hätte ich getan, wie hätte ich Lobgesänge zu Gott emporgeschickt, wie mein Schicksal gepriesen, wenn mir ein einziges Mal in meinem Leben — nein, ich meine jetzt nicht den äußeren Erfolg, den Beifall rings um dich, der dir beschieden ist. Aber innerlich, innerlich, mein Kepler — muß ich es dir sagen? — innerlich in unserer Wissenschaft bist du ja auf dem richtigen, gottgesegneten Wege, und das ist doch das Herrlichste, Glücklichste von allem, was einem Sterblichen begegnen kann!"

„Nein, ich bin nicht glücklich und bin nie glücklich gewesen," wiederholte Kepler, mit dumpfem Eigensinn. Dann setzte er hinzu, ganz leise: „Und ich will auch gar nicht glücklich sein."

Tycho war ratlos, er verfiel in ein unentwirrbares Brüten. Nun hatte er eine ganz sachliche Frage an Kepler gestellt, hatte sich vorgenommen, ihr persönliches Verhältnis ganz aus dem Spiel zu lassen. Und dennoch stak er schon mitten im „Persönlichen" drin, in dem man aus Scham und Zartgefühl nicht vorwärts kommen konnte, in dem jeder Schritt Hindernisse brachte. Es kam ihm ganz so vor, als sei ihm Kepler absichtlich in dieses Gebiet entglitten, um eine klare Antwort auf seine Frage zu vermeiden. Aber während er sich noch

bemühte, Kepler vor sich selbst als einen listigen, berechnenden Menschen, einen Intriganten hinzustellen, war ihm schon ganz klar, daß das doch ganz und gar nicht paßte, daß Kepler genau das Gegenteil eines Intriganten war, weil er niemals einen deutlichen Zweck verfolgte und überhaupt alles außerhalb seiner Wissenschaft in einer gewissen Bewußtlosigkeit tat. Nun ja, er wußte ja nicht einmal, daß er glücklich war. So weit ging seine seelische Unklarheit, daß er nicht einmal das merkte. Da war er also im strengsten Sinne des Wortes: unzurechnungsfähig, unverantwortlich für all das, was er tat. Oder auch unterließ ... Unterließ, ja, ja, auch für das unverantwortlich. Und plötzlich sah Tycho ganz deutlich, als würde ein Schleier weggezogen, sah, daß Kepler niemals diese Refutation des Ursus, die er von ihm verlangt hatte, schreiben würde. Nie in aller Zukunft. Ja, daß Kepler eigentlich auch niemals, nicht einmal im Augenblick, da er es versprochen hatte, ernstlich an die Durchführung dieser Arbeit gedacht hatte. Und noch mehr sah Tycho ein: daß Kepler wirklich außerhalb aller für Menschen geltenden Gesetze stand, daß man nicht einmal mit Recht von ihm verlangen konnte, sein Versprechen zu halten. Weil er eben unverantwortlich war, hätte er, Tycho,

sogar eine Schuld auf sich geladen, wenn er Keplers Benehmen verurteilt, als eine Treulosigkeit, Undankbarkeit aufgefaßt hätte, wozu ihn ja alle seine Überlegungen drängten. Nein, Kepler war schuldlos — das war das große Wort, das Tycho in diesem Augenblick zum erstenmal offenbar wurde. Kepler war bei all seinem Glück, das ein anderer mit tausend Gewissensqualen hätte erkaufen müssen, rein und schuldlos; und diese Schuldlosigkeit erst krönte sein Glück; und dieses Glück (damit schloß sich der Kreis) bedrückte ihn nicht einmal, denn es kam ihm eben gar nicht zum Bewußtsein . . . Wahrhaftig, er ahnte sein Glück nicht. Dort saß er Tycho gegenüber am Tischchen, und während Tycho von seinen Gedanken hin und her geschleudert wurde, saß er mit aufrechtem, etwas steifem Oberkörper, in der Haltung der Weitsichtigen, saß in aller Ruhe und Sammlung, bemerkte nichts von Tychos Unruhe und — rechnete schon wieder, wie gewöhnlich.

Diesen Anblick konnte Tycho nicht ertragen. Wie eine ungeheure Last fühlte er plötzlich die ganze Verantwortung dieses Verhältnisses auf sich, nur auf sich gewälzt, während Keplern von vornherein Straflosigkeit zugesichert war. Diesen erdrückenden Gedanken konnte er noch nicht in seiner ganzen

Größe faſſen, es war zu viel auf einmal ... Eine wahnwitzige Wut hatte ſich ſeiner bemächtigt, für die er keinen Ausweg fand. Einen Menſchen wollte er vor ſich haben, nicht dieſen „Landsknecht ohne Herz, mit dem ſchußfeſten Panzer," haha, dieſen klugen, vorſichtigen, — nein, unklugen, unvorſichtigen, glücklichen, unglücklichen — Türken, dieſen Türken, dieſes Ungetüm Kepler, zum Teufel, ja zum Teufel ſchon — einen Menſchen, den man packen und abſtrafen konnte ... Da fiel ſein Blick auf den Zwerg, der immer noch auf der Erde ſpielte. „Was hantierſt du da, Mißgeburt, zwiſchen meinen Manuſkripten?" Noch niemals hatte ſich Tycho an dem Kleinen vergriffen. Jetzt aber faßte er, ſinnlos vor Zorn, die Stäbe des Kopernikus und ſchlug ſie mit heftigen Flüchen dem Zwerg ins Geſicht, der erſchrocken aufgeſprungen war. Sein Geſchrei erfüllte das Zimmer. „Ja, ich will dich züchtigen, ich will dich erwürgen!" tobte Tycho und ſetzte ihm nach. Im Nu hatte ſich Jeppe hinter ein großes Aſtrolabium geflüchtet. Tycho jagte ihn auf, jetzt hob er mit beiden Armen einen Folianten und wollte ihn von hoch oben auf Jeppe ſchleudern. Da war Kepler zu ihm getreten: „Meiſter!" ... Ein zweifaches Klagegeheul erſcholl: der Zwerg entfloh wehklagend,

Tycho lehnte an der Wand und brüllte ihm, wie außer sich vor Schmerz, die wüstesten Beschimpfungen nach.

*

Als Kepler nach diesem Auftritt gegen Mitternacht in sein Zimmer zurückkam, fand er zu seiner Überraschung Elisabeth am Fenster stehen und im Begriff, sich ein Seil, das am Fensterkreuz befestigt war, um die Hüften zu schlingen. Er blieb in der Türe.

„Schließt, bitte, die Türe zu," rief das Mädchen und machte ein paar schnelle Schritte ihm entgegen.

Er gehorchte. Dann stand er wieder fassungslos.

Sie hatte seit Wochen nicht mit ihm gesprochen. Ihre Versuche, ihn zugunsten ihres Vaters auszuforschen, hatte sie längst eingestellt, seit Tengnagels Flucht. Seither hatte sie sich um nichts mehr gekümmert. Schmerzlich fiel ihr das in diesem Augenblick auf die Seele. Sie hatte ja längst vorausgesehen, daß Kepler sie einmal in seinem Zimmer, das sie allnächtlich benutzte, antreffen würde, hatte sich für diesen Fall vorbereitet, wußte sogar auch jetzt, was sie hätte sagen sollen. Aber eine allgemeine Schwäche hinderte sie, mit dem Richtigen anzufangen. Ein anderer Gedanke kam

ihr in den Kopf und, obwohl sie fühlte, daß er die ohnedies seltsame Lage nur verwirrte, konnte sie ihn nicht unterdrücken: „Ihr glaubt wohl jetzt, daß ich es war, die Euch Eure Schriften gestohlen hat?"

„Nein, nein, keineswegs," beteuerte er mit geistesabwesender Höflichkeit, und die konventionelle, steife Art, in der er dabei seine Hand abwehrend erhob, hatte etwas ungemein Komisches.

„Warum nicht?" fuhr ihn Elisabeth an. „Traut Ihr mir etwa eine solche Tat nicht zu? Glaubt Ihr, daß ich zu feig dazu bin? Oder zu schlecht? Oder zu gut? Und wer soll denn der Dieb gewesen sein, wenn nicht ich? Ihr erwischt mich ja jetzt schon zum zweitenmal hier im Haus? Zuerst in Vaters Geheimkammer und jetzt hier? Das muß doch Verdacht erwecken, nicht wahr?"

Kepler hatte sich an den Tisch niedergesetzt, das Kinn zwischen Daumen und die übrigen Finger versenkt. Er blickte Elisabeth ruhig an und es sah aus, als denke er an ganz andere Dinge. Plötzlich aber sagte er mit unerwarteter Schärfe der Aufmerksamkeit: „Zu einem Verdacht liegt gar kein Grund vor."

„Wieso nicht?" erwiderte sie heftig.

„Weil Ihr doch ganz leere Hände habt, Jungfer

Brahe, und weil Ihr gar nicht in das Zimmer herein wolltet, als ich eintrat ..." Er brach etwas unwillig ab, als lohne es sich gar nicht darüber zu reden. „Uberdies ist mir ja gar nichts gestohlen worden."

„So?"

„Mir fehlt nichts, gar nichts. Die Magd hatte im Zimmer aufgeräumt und alles durcheinander geworfen, meine Aufregung damals war unbegründet. Hoffentlich werden mir es die Hausfrauen verzeihen, daß ich gleich Alarm geschlagen habe." Er verbeugte sich in förmlicher Art, die vielleicht spaßhaft sein sollte, aber nur trübselig wirkte. „Es war ein Fehler."

„Wie Eurer Ansicht nach wohl alle Aufregung unbegründet und ein Fehler ist?" Elisabeth schien empört. „So unbegründet, Euer Fischblut vorausgesetzt, daß es auch ganz selbstverständlich und die klarste Sache der Welt ist, wenn Ihr mich hier nachts in Eurem Zimmer antrefft. Es genügt wahrscheinlich vollkommen, daß ich nicht zum Fenster herein wollte. Das ist wohl Eure Meinung? Ob ich zum Fenster hinauswollte und warum ich das wollte, ist offenbar nicht mehr in Eurem Bereich gelegen, geht Euch nichts an. Es bleibt nur noch übrig, das Fenster zu schließen, —

was ich hiemit tue —, so, und Euch eine gute, ruhige Nacht zu wünschen. Dann ist alles, so weit es Euch betrifft, erledigt, nicht wahr?"

Er sah ihr erstaunt ins zornige Gesicht, er verstand sie nicht. Dann sagte er, wie unter einer Eingebung, doch auch mit der Ahnungslosigkeit, in der manchmal Kinder das Richtige lallen: „Ihr haltet mich für einen Barbaren, ist es nicht so?"

Dieser Satz schien Elisabeth mit einem Ruck aus der Bahn, in die sie wider ihren Vorsatz geraten war, herauszureißen. Er überraschte sie und erschreckte sie zugleich. Jedenfalls konnte sie immer noch nicht ihre Gedanken sammeln oder hatte einfach keine Lust dazu. Sie schwieg zuerst, dann warf sie scheinbar gleichgültig hin: „Ich hatte einen Bräutigam."

„Ja, den Junker Tengnagel," pflichtete er bei.

„Denselben, der Euch von Prag abgeholt und nach Benatek gebracht hat. Ihr erinnert Euch?"

Er nickte.

„Wo ist er?" fragte sie nun, immer noch im Tone der Gleichgültigkeit, im Tone einer ernsthaften Frage. „Wo ist er?" Sie wurde eindringlicher. „Habt Ihr nie daran gedacht, wo er etwa sich aufhalten könnte? Habt Ihr nie daran gedacht, daß man ihn hier vielleicht vermißt, daß

ich ihn vermisse? Habt Ihr Euch überhaupt jemals über anderer Leute Angelegenheiten Gedanken gemacht?"

„Wollt Ihr damit etwa sagen . . ."

„Ich wollte damit sagen," unterbrach sie ihn streng, „ob Ihr selbst jemals meinen Bräutigam vermißt habt. Ihr selbst. Darauf kommt es an. Ja oder nein. Fehlt Euch Herr Tengnagel hier oder fehlt er Euch nicht?"

„Ich weiß nicht, warum und mit welchem Recht mir solche Fragen vorgelegt werden. Ich komme in mein Zimmer, will . . ."

„Will mich schlafen legen, wie ich im Grunde immer schlafe und mich, auch tagsüber um nichts anderes bekümmere, als um recht gute, dicke, weiche Polster um meine Ohren herum. Nun, nun, was wolltet Ihr sonst bemerken?"

Ein Weilchen hatte es geschienen, als wolle Kepler sich durch die harten Worte des Mädchens beleidigt fühlen. Seine Miene war finster geworden. Nun aber griff er sich mit zwei Fingern an die Stirn, und das Gesicht, das unter dieser gewohnten Handbewegung hervorkam, zeigte einen bei ihm ganz ungewohnten Ausdruck von Güte und Anteilnahme. Der schrille Unglückston in Elisabeths Rede hatte sein Herz geöffnet. Plötz-

lich schien er alles zu fassen, zu erraten, als er sagte: „Ihr wart eben zu Eurem Bräutigam unterwegs?"

Sie senkte den Kopf, beschämt. Sofort aber blitzte sie frech hervor: „Ja, durch das Fenster," und es klang so, als gäbe sie ihm alle Schuld.

Er fühlte das vielleicht auch, denn er wiederholte mehrmals kopfschüttelnd: „Durch das Fenster." Dabei sah er so ratlos drein, so ehrlich verzweifelt und unbeholfen, daß es sie vollends zu sich brachte. Beinahe fühlte nun schon sie Mitleid für ihn und empfand es jedenfalls als etwas sehr Unschickliches, sich von ihm bemitleiden zu lassen. Offenbar war ja er der Überraschtere, der in jeder Hinsicht Schwächere. Wie sie ihn so vor sich sah mit seinen glänzenden, dunklen Augen unter der gewölbten Stirn, die deutlich für ganz andere Dinge geschaffen war als dazu, sich mit den traurigen Zufällen dieser Nacht abzuquälen, erschien er der armen, an die Grenze der Zuchtlosigkeit geratenen Frau wie aus einer besseren, großartigeren Welt hervorgegangen, und ein seltsames Wohlgefallen, das sie schon früher an ihm gefunden hatte, zog wieder in sie ein. Warum war sie ihm nur diesmal so schroff entgegengetreten? Sie verstand es nicht mehr. Hatten die gewaltsamen Ereignisse

der letzten Zeit sie so verroht? Wie hatte sie sich diesem zarten, sanftmütigen Manne gegenüber so vergessen können? — Nun fiel das Schuldbewußtsein, das sie schon halb auf Kepler abgewälzt hatte, auf sie zurück und zwang ihr die flehenden Worte ab: „Ihr werdet doch meinem Vater nichts davon sagen, was Ihr gesehen habt?"

„Das wäre wohl eigentlich meine Pflicht," erwiderte er bedacht.

Diese Antwort erfüllte sie mit einer geheimnisvollen Heiterkeit. Sie fühlte ja, daß eine Abweisung in ihr lag; aber gerade das nahm sie nicht eben als etwas Unangenehmes auf, sondern als einen Beweis von Keplers Sorgfalt für sie und als Einladung zu einem längeren Gespräch. Sie setzte sich daher an den Tisch und sagte leise: „Seid bedankt."

Er wehrte ab und sprach freundlich auf sie ein. Es müßte doch früher oder später bemerkt werden, daß sie solche Streiche machte, die einer Brahe gänzlich unwürdig seien.

„Ihr versteht das nicht, Meister Kepler," wandte sie ein, doch jetzt schon ebenso milde wie er. „Wir Brahes passen schon ganz gut zu solchen Streichen. Wir sind ja die rechten Zigeuner im Land."

„Zigeuner?"

„Ja, was sind wir denn eigentlich mehr als eine fahrende Familie von Schwarzkünstlern? Aus der Heimat vertrieben, ziehen wir von Land zu Land, produzieren uns mit Zaubereien, seltsamen Gaukeldingen, heute hier, morgen dort. Besonders lieb hat uns keiner, man duldet uns eben, und eigentlich wissen wir selbst es recht gut, daß wir nicht hereinpassen. Ja, wohin passen wir denn am Ende? Das weiß ich wirklich nicht." Sie warf den Kopf in den Nacken, ihr Mund war stolz und doch wie von einem ungebührlichen Witz bemakelt. Die ganze leidvolle Zerrüttung lag darin und wurde besonders deutlich, als sie nun gar mit einem irgendwie aufdringlichen Blick Kepler gleichsam als Schicksalsgenossen anwarb. „Und Ihr, Meister, was seid Ihr denn anderes als eben solch ein Schwarzkünstler?"

Er hielt ihren Blick ganz still aus und fragte dann wie aus echter Neugierde: „Schwarzkünstler — Zigeuner — das müßt Ihr mir wirklich erklären."

Als ob jetzt Zeit zu langen Erklärungen wäre, fiel ihr ein. Doch auch dieser Gedanke verstimmte sie nicht. Sie mußte vielmehr lächeln und sich in dieser Spannung so behaglich fühlen, daß sie ein

Bein über das andere kreuzte und mit dem Seil, dessen Ende sie in der Hand behalten hatte, sacht ihre Knie schlug. Wenn Tengnagel mich hier so sähe, in behaglichem Gespräch, dachte sie und brach in mutwilliges Kichern aus. Dabei fühlte sie sich so recht zu Vertraulichkeiten mit Kepler hingedrängt. „Ihr seid wirklich ein Zigeuner, ich kann Euch nicht helfen," scherzte sie.

Er sah sie mit grenzenloser Verwunderung an. Seine Einfalt tat ihr leid. Sie faßte seine Hände, die kühl waren. Ein Schauer überrieselte sie. Sie glaubte sofort, sie sei nicht wert, die Hülle einer so köstlichen, unberührten Seele zu betasten und ließ ihn los. Dabei sagte sie rasch, als brenne es ihr auf der Zunge: „Nein, Kepler, Euch kann niemand einen Zigeuner nennen, Ihr seid zu fromm dazu. Zu ordentlich und zu gemäßigt. Wie ein Musterschüler sitzt Ihr da, in Eurem reinlichen, guten Kleid." Jetzt erst dachte sie daran, daß sie mit der zerrauften Schlaffrisur ihrer blonden Locken, mit dem alten, dunklen Mantel über der Nachtgewandung offenbar eine ganz andere Figur mache als er. Zugleich aber empfand sie, hierin ihrem Vater ähnlich, auf dem Grunde ihres zerwühlten, entblätterten Herzens eine mächtige Hingezogenheit zu dem knospenhaft verschlossenen Kepler, zu

einem wohlanständigen, sittsamen Keplerschen Lebenswandel. Es wurde ihr ganz weinerlich zumute: Warum darf ich nicht hier sitzen bleiben, hier, im feinen warmen Zimmer? Dieser Mann würde besser zu mir passen als jener grobe Rüpel, würde mich trösten und beruhigen, mich schwaches, haltloses Weib ... Und sie starrte hinaus in die mondhelle Frühlingsnacht, die so stürmisch war, daß man aufschrak, wenn der sausende Wind ein Weilchen nachließ. Wahrhaftig, warum mußte sie dort hinaus in den Sturm, in die Sinnlosigkeit?... Aber während sie so dachte, wußte sie sich doch im Innersten durch leidenschaftlichen Zwang an den anderen Mann da draußen gefesselt, der auf sie wartete, und spürte in diesen Minuten, die sie ruhig mit Kepler verbrachte, schon ihre ganze Flüchtigkeit, ihre traumhafte Ergebnislosigkeit mit.

„Was könnte man da nur tun?" sann Kepler und nahm die Sache schon so wichtig, daß er unwillkürlich das Seil in ihrer Hand mitfaßte.

Seine Freundlichkeit tat ihr wohl. Noch einmal überkam sie das Gefühl, daß sie bei diesem Manne gut aufgehoben wäre und nichts zu fürchten hätte. „Ich wüßte schon, was man tun könnte," sagte sie traurig, „aber das ist so entfernt, daß man es nicht einmal aussprechen kann."

Nicht einmal in diesem Augenblick stellte sie es sich als etwas Mögliches vor, daß Kepler im nächsten Nu aufspringen, sie ergreifen und entführen könnte, weit weg von hier, in ein Land, wo es keine Not und keinen Zwang gab, wo man ganz unschuldig von vorn anfinge. Aber, obwohl sie nicht daran glaubte, schwebte es ihr als etwas ungemein Süßes, Linderndes vor Augen. Ja, schon dieser Gedanke, den sie mit aller Kraft die ganze Zeit über festhielt, war ihr ein Trost. Und während sie immer noch von diesem seltsamen Gedanken erfüllt war, mußte sie schon dem, in dessen Macht es lag, alles mit einem Schlage zu verändern, mit Aufbietung aller Überredungskunst auseinandersetzen, daß man nichts verändern dürfe, daß alles so, wie es eben geschehe, das einzig Mögliche und Richtige sei, daß man von Tengnagels Hartnäckigkeit niemals ein Nachgeben erhoffen, aber auch ihrem Vater kein Einsehen zumuten könne, daß alles verzweifelt sei, was sie tue, und daß sie doch dem Verhängnis nicht widerstehen könne und wolle, das sie an diesen einmal erwählten Mann binde, daß sie diesen Mann liebe, obwohl sie ihn verabscheue, und daß er sie wiederliebe, obwohl er sie mißhandle, daß sie unglücklich ohne ihn wäre, aber auch heute und hier unsagbar unglücklich sei, und daß auf keinen

Fall, darum bitte sie und das sei das Ende der langen Rede, ihr Elend durch eine Anzeige an den Vater noch gesteigert werden dürfe.

„Glaubt Ihr also, daß es eine gute Ehe zwischen Euch und Junker Tengnagel geben wird?" nahm Kepler langsam ihre Worte auf, um sich die Sache nach seiner rechtschaffenen Art klarzumachen.

Sie seufzte und blickte ihn klagend an. Es war schon überdeutlich und entstellend gewesen, daß sie von ihrer und Tengnagels „Liebe" gesprochen hatte. Und nun wollte man gar noch eine Prophezeiung über „gute Ehe" von ihr. Eigentlich ist dieser Kepler recht dumm, dachte sie, womöglich noch dümmer als mein Tengnagel. Zudem fiel ihr in diesem Augenblick ein, was sie unbegreiflicherweise bis jetzt vergessen oder zumindest nicht in diesen Zusammenhang gebracht hatte: daß Kepler nach den Schriftstücken, die Tengnagel ihr gezeigt hatte, ein Verräter an Tycho war. Irgend etwas daran schien ihr allerdings zugleich unmöglich, zumindest unwahrscheinlich. Am Ende hatte Tengnagel sich geirrt, bildete sich Dinge ein, die ihm paßten. — Aus all diesen Wirrnissen aber wußte sie jedenfalls keinen anderen Ausweg, als daß sie plötzlich zu weinen begann und dann ihre Blicke, von

Tränen feurig, wiederum auf Keplers Gesicht heftete, lockend und erwartungsvoll. Der aber blieb in seines Wesens Rundheit unangefochten, jedem Ansturm Elisabeths genau ebenso unzugänglich wie den Leidenschaftsausbrüchen ihres Vaters. Er glich einer reinen Felsenquelle im Wald, die auch von der schwülsten Hitze eines Sommertages nichts annimmt ...

Elisabeth hatte das Seil zu Boden fallen lassen. Er reichte es ihr und sagte, mit einer gewissen Rührung in der Stimme, daß er also ihrem Vater nichts verraten werde, sie solle nichts fürchten und nur nicht weinen.

Als sie, bitter schluchzend, durch das Fenster hinabglitt, half er ihr ruhig und freundlich, indem er das Seil angespannt festhielt.

9

Mit den traurigen Erschütterungen war Tychos alte Krankheit zurückgekehrt. Er war bettlägerig geworden, hatte sich in sein Zimmer eingeschlossen. Niemanden ließ er vor. Nur der treue Zwerg bediente ihn. Eine Zeitlang hatte er vorgehabt, mit Kepler eine Ausnahme zu machen und ihn als den Einzigen zu sich zu bitten. Dann aber gab

er dieſen Gedanken auf. Mit großen Lettern ſchrieb er einen ſeiner Wahlſprüche „Tandem bona causa triumphat“ auf einen Pergamentſtreifen und ließ ihn durch Jeppe an die Türe heften. Zugleich trug er ihm auf, jeden Beſucher abzuweiſen.

Eine quälende Einſamkeit begann. In Fieberträumen haderte Tycho bald mit ſeiner Frau, ſeinen Kindern, deren liebeleerer Eigenwille ihn beleidigte, bald mit Kepler, dem er ſeine Schuldloſigkeit, gerade ſeine Schuldloſigkeit als ein beſonders abgefeimtes Schelmenſtück vorwarf. — „Dieſe Schuldloſigkeit Keplers,“ rief er einmal aus, „iſt ja nur die Kehrſeite meiner Güte und Einſicht. Ich ſehe alles ein, ich verſtehe alles. Und eben deshalb bin ich in allem der Geprellte. Meine Gerechtigkeit windet mir alle Waffen aus der Hand.“ Es ſchien ihn zu erleichtern, daß er vor Jeppe und den leeren Wänden ſeine geheimſten, ſchmerzlichſten Gedanken laut hinausſchreien durfte. Denn nach jedem dieſer ſtürmiſchen Anfälle, die wie Krämpfe ſeiner Seele waren, fühlte er ſich etwas beruhigt. Oft aber kam es vor, daß ihn ein ſolcher Wutkrampf packte, während gerade ſeine Frau oder Eliſabeth vor der Türe ſtand. Denn dieſe, wie auch die anderen Familienmitglieder waren natürlich durch Tychos ſeltſames Benehmen und durch

seine Krankheit in die ärgsten Besorgnisse gebracht. Da sie nun nicht zu ihm konnten (sie hätten die verriegelte Türe aufbrechen, den wachsamen Zwerg umbringen müssen), standen sie oft stundenlang vor der Türe und lauschten auf jedes Geräusch, das hervordrang. Plötzlich wurden sie dann oft durch Tychos mächtige Stimme erschüttert, und es klang grauenhaft, wenn sie ihm mit gleichfalls erhobenen Stimmen antworteten, wenn er ihnen und der ganzen Welt fluchte, wenn er drohte, das ganze Haus in Brand zu setzen, falls sie versuchen sollten, zu ihm zu dringen oder einen Arzt zu rufen. Manchmal dauerten diese tobenden Gespräche sehr lange, man hörte nur die am lautesten hervorgestoßenen Worte, oft auch gar nichts, da beide Parteien zugleich lärmten. Endlich sahen die Angehörigen Tychos ein, daß sie ihn mit ihrem Zuspruch nur reizten. Er hörte niemals auf, ehe die Stimmen draußen vollständig und für längere Zeit verstummt waren. So verfielen die Frauen wieder in ihr Stillschweigen und hockten angstvoll auf den Holzstiegen vor der Türe, nachdem sie die beiden Söhne schmeichelnd überredet hatten, wegzugehen. Wie erstarrt saßen sie da. Nur wenn der Zwerg für Augenblicke herauskam, überfielen sie ihn mit geflüsterten Fragen.

Mehrmals fragte Tycho den Zwerg, ob auch Kepler gekommen sei, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. — Er erfuhr, daß Kepler am ersten Tage allerdings vorgesprochen, dann aber die Abweisung und das an die Türe geschriebene Verbot so wörtlich genommen habe, daß er vorläufig keinen zweiten Versuch gemacht habe. „Nun gut, wenigstens bin ich allein, wie ich es mir immer gewünscht habe," redete Tycho zu sich selbst, „habe alles Überflüssige von mir getan, kann mich nun endlich einmal auf mich selbst besinnen, was schon das Allernötigste war." Aber seltsamerweise fühlte er sich durch diese Gedanken nicht erhoben, sondern tief verletzt. Ja, er erinnerte sich nicht, Zeit seines Lebens je so unglücklich gewesen zu sein. Dagegen erfüllte es ihn mit einer Art wilder Freude, die schon an boshafte Schadenfreude grenzte, daß Kepler auch an den folgenden Tagen nicht bei ihm erschien. Nun hatte er ihn doch endlich auf einer nicht mehr abzuleugnenden Untreue und Undankbarkeit ertappt. Und obwohl er wohl verstand, daß auch diese scheinbare Gefühllosigkeit auf die ihm schon bekannten Unklarheiten in Keplers Seele zurückging, versteifte er sich mit qualvollem Eigensinn darauf, dies Undank und gerade nichts anderes als Undank zu nennen.

„O, wie anders hat sich dieser Kepler damals zu mir benommen, als er mich noch brauchte, als es galt, mir meine Manuskripte herauszulocken. Warum war er damals nicht — unklar! Phönix nannte er mich und einen unerschrockenen, weltmännischen Forscher. Ganz schön, ganz zielbewußt sprach er da. Der Heuchler wunderte sich, wie ich es überhaupt über mich bringe, mit ihm auch nur zwei Worte zu wechseln. Diese heuchlerische Demut, nun jetzt bringt sie es eben ihrerseits nicht mehr über sich, mit mir zwei Worte zu wechseln. Jetzt bin ich ihm nicht mehr nötig. Er kann leicht hundert bessere Protektoren finden, wenn er will. Diesen Waldstein und andere. Man drängt sich ja um ihn, jeder will etwas für ihn tun. Jeden fängt er auf der Leimrute seiner Hilflosigkeit, seiner Unberatenheit. Daß ich der erste war, der ihm in die Falle ging, — sollte das ein Grund zu besonderer Dankbarkeit sein? Nein, nein, nein, ich verstehe dich ja, mein Kepler, ich kann es dir ja nachfühlen, wozu noch um mich sich kümmern! Ich habe meine Pflicht getan. Nun kann man sich scheu und sittsam über den nächsten wundern, wie er es über sich bringe, mit der jungen Unschuld auch nur, auch nur, auch nur zwei ganz winzige Wörtlein zu wechseln! Das zieht immer, das ist

ein vortrefflicher Einfall!" ... Tief im Herzen fühlte Tycho die Lügenhaftigkeit dieser immer wieder hervorgesuchten, kunstvoll gesteigerten stundenlangen Anklagen. Aber er wollte ja lügen, er wollte sich peinigen und ganz erniedrigen, er wollte vor der Wahrheit flüchten, und sei es auch um den Preis schmutzigster Martyrien. Denn die Martyrien der Wahrheit fürchtete er noch mehr als die der Lüge. Manchmal aber erkannte er das Verzweifelte und Schmachvolle dieses Beginnens, und dann endlich löste sich dieser tolle Kampf gegen seine bessere Natur in ein wehrloses Gebrüll auf: „Gerechtigkeit! Die Erde will mich nicht mehr tragen! Ich fühle, wie sie unter meinen Schritten wankt! Gerechtigkeit mir, die Erde will mich abschütteln."

„Gerechtigkeit," antwortete einmal die Stimme Jörgens hinter der Türe. „Auch wir verlangen Gerechtigkeit."

... „Wer wagt es ..."

„Jeder wagt schon alles. Und wenn der Hausherr nicht wacht und straft, so werden wir strafen."

„Ich will nichts wissen. Mag alles untergehen. Ich will nichts wissen." Wütend rief Tycho immer wieder dazwischen und überschrie seinen Sohn, der von Tengnagel sprach. Nun sei es sicher, was

sie weder durch Kundschafter noch von Elisabeth hätten erfahren können: daß in der geheimnisvollen Feste am Rande des Dorfes Benatek der rebellische Junker hause und Böses im Schilde führe. Denn nun sei Hagecius angekommen ...

Tycho hörte den Namen und lauschte.

Denn nun sei Hagecius angekommen, fuhr Jörgen sicherer fort, und behaupte, von Tengnagel noch in den letzten Tagen Botschaft aus Benatek erhalten zu haben. Ja, Hagecius habe sogar geglaubt, Tengnagel im Schlosse zu finden. Offenbar sei dies ein wichtiger Umstand, denn er verhandle nun schon stundenlang mit Kepler wegen dieser Sache.

„Mit Kepler? Warum hat man ihn nicht zu mir geführt? — So weit ist es doch noch nicht mit mir gekommen!" Tycho war aus dem Bett gesprungen und riß die Türe auf. Mit zornfunkelnden Augen blickte er auf den Sohn hinab, der seine Heftigkeit nicht verstand, vielmehr eintrat und um Erlaubnis bat, mit einigen reisigen Knechten gegen Tengnagel ausrücken zu dürfen ...

„Laß mich in Ruhe mit dem läppischen Kriegsspiel. Schlachtet Hühner, wenn ihr Blut sehen wollt."

„So werden wir es ohne Einwilligung tun. Ich warne Euch, Vater!"

„Und ich lache! — Ja, fühlt ihr denn nicht, daß die Stunde der Entscheidung da ist? Was geht uns Tengnagel an! Kepler soll gestellt werden! Feind oder Freund, die Parole! Gut, daß Hagecius da ist. Der einzige, der sich meiner gegen den Ursus angenommen hat, der einzige Freund. Er wird der unparteiische Richter sein... Aber wie frech, meine Gäste mir abzufangen, sie gar nicht zu mir zu lassen. Will mir Kepler meinen Parteigänger abspenstig machen, will er weiter gegen mich wühlen, meint er, dies ungestraft tun zu dürfen! ... Ja, bin ich denn krank? Bin ich schon gänzlich zu übersehen? Der Gast soll es selbst entscheiden ... Diener, ruft Diener, he. Ich will angekleidet sein, ich will nicht zu Bette liegen."

„Ihr hört mich nicht, Vater. So seid Ihr selbst schuld an allem, was jetzt geschieht." Entschlossen wandte er sich zum Weggehen.

Aber Tycho redete verwirrt weiter. Er riß ihn zurück: „Knabe, meine Stiefel holen!"

Dann taumelte er und der Zwerg konnte ihn wieder zu Bett bringen. — Nun aber begann er mit allen Kräften gegen sich zu kämpfen. Es war so, als habe das seelische Fieber seinen Höhepunkt erreicht und sinke schon wieder. Tycho überlegte,

er sah allmählich alles viel ruhiger. Kepler war kein listiger Schurke, sondern nur durch glückliche Zufälle und Naturanlage bevorzugt. Man konnte ihm ruhig ins Auge sehen. Es war nur nötig, einmal mit ihm ganz offen über alles zu reden, über den Zwiespalt in astronomischen und persönlichen Dingen Erklärung von ihm zu verlangen. Und vor Hagecius sollte es geschehen. Der war zur rechten Zeit gekommen. Das war endlich einmal ein guter, glücklicher Zufall. — Gegen Abend ließ sich Tycho in seinen weiten Hausmantel hüllen und dann mitsamt dem Bett in den großen Instrumentensaal tragen.

Dort fand er Kepler immer noch im Gespräch mit Hagecius, auch Longomontan und Müller waren anwesend. Die Begrüßung war herzlich. Sobald Tycho Kepler vor sich sah, verstand er gar nicht, wie er so Böses über ihn hatte vermuten können. Wie verfälschend wirkte doch die lange Trennung, was für Ängste und Niederträchtigkeiten brütete sie aus ... Dagegen befremdete es ihn, daß Hagecius gegen seine sonstige Gewohnheit recht kühl und verschlossen blieb, nur flüchtig nach der Wirkung seiner Purgationen und Tränke fragte, daß er nur eine kurze Untersuchung anstellte. Also war er gar nicht als Arzt, als teilnehmender Freund

gekommen? War auch er schon von der um sich greifenden Begeisterung für Kepler erfaßt? Er hielt sich wirklich immer in der Nähe Keplers und hatte ein Büchlein vor sich, in das er von Zeit zu Zeit Notizen eintrug, ohne Tycho zu beachten. Wie seltsam, daß in Wahrheit alles darauf angelegt schien, um Tychos Eifersucht gegen Kepler zu erregen.

Doch der Alte hatte keine Lust, sich seine Genesungslaune verderben zu lassen. Wie es bei starken Naturen seines Schlages zugeht: die Erholung nach den wochenlangen Aufregungen war von selbst eingetreten und erfüllte ihn mit einer leichten, grundlosen Heiterkeit. Dabei aber verließ ihn keinen Augenblick sein Plan, die Sache mit Kepler heute endgültig zum Austrag zu bringen. Daher nahm er eine kleine Frage Longomontans auf, um gleich von den entscheidenden Fragen der Welttheorie zu reden. Sofort ließen alle ihre Aufzeichnungen und Apparate liegen und setzten sich nahe an Tychos Bett. Der mondbeglänzte Kreisbogen des großen Mauerquadranten stieg über ihren Köpfen schräg an wie eine Himmelsleiter, sein Schimmer überstrahlte die kleinen Windlichter, die an den Arbeitstischen aufgestellt waren, und nur auf dieses große Licht heftete Tycho seinen

Blick, während er in sanfter Stimmung vorzutragen begann. Er stellte dar, daß seiner Ansicht nach Bewegung edler sei als Ruhe; deshalb müsse es als natürlich angesehen werden, daß die Welt des Äthers kreise und die gröbere niedere Erdenwelt unbewegt verharre. Die träge Erde könne wohl überhaupt nicht laufen, während die Planeten, sylphenhafte Gebilde aus Licht und einem anderen feinen Stoffe, von Natur aus zum Fluge geschaffen seien und zusammen mit dem Fixsternhimmel freilich nicht auf den festen ptolemäischen Sphären, sondern gerade in ihrem rasenden freien Umschwung von der Weisheit und Allmacht Gottes Zeugnis ablegten. So widerspreche die Meinung des Kopernikus, die überdies schon im Altertum durch Aristarch von Samos aufgestellt worden sei, daher dem Ptolemäus nicht unbekannt geblieben sein könne, zwar nicht den mathematischen, aber um so mehr den physikalischen Gesetzen ...

„Daß aber die Planeten aus ätherischem Stoffe gemischt sind, das steht doch eben noch zum Beweis," antwortete Kepler mit einer gewissen Strenge, während die anderen kaum mehr atmeten. Tycho erschrak. Sein erster Gedanke war ein häßlicher: daß Kepler neulich keine Einwände gewußt habe, jetzt aber, des Hagecius wegen, ihm widerspreche,

um ihn zu stören. Doch schnell lehnte er diese Einbildung ab. Kepler war ja schuldlos, an diese Feststellung mußte er sich ein für allemal gewöhnen. Dennoch konnte er es nicht verhindern, daß es ihm sehr wehe tat, des Hagecius' Aufmerksamkeit fast ausschließlich auf Kepler gerichtet zu sehen. Der Arzt, dessen Auftreten gegen Ursus Tycho als den einzigen, ihm seit langer Zeit erwiesenen Freundschaftsbeweis so hoch schätzte, hörte mit unerklärlicher Gespanntheit auf jedes Wort Keplers, und auch das, was er sich anmerkte, schien nur auf Kepler Bezug zu haben. Tycho wandte schmerzlich seinen Blick ab. Zu den Sternen, sagte er sich leise vor; dann begann er leidenschaftlich seine Behauptung zu verteidigen. Doch auch Kepler war diesmal wirklich redseliger als sonst, vielleicht deshalb, weil es um wissenschaftliche Einzelheiten ging, nicht mehr um die unbeweisbare Grundtheorie. Nun wurde Argument gegen Argument abgewogen. Die ungeheuerliche Idee, daß die Erde selbst nur ein Planet sei, wie jene fernen kleinen Gestirne Mercurius und Venus, stand gegen die Willkürlichkeit der von Kepler bekämpften Hilfskreise . . . Entzückt lauschten die beiden Schüler und suchten sich alles zu merken, noch nie hatten sie so kräftiges Kontroversieren gehört. Doch Tychos

Brust, aus der noch immer die Metallstimme hell hervorkam, schnürte sich schon mehr und mehr zu. Er verzweifelte, da er auf keiner Seite Ausschlaggebendes fand. Kepler dagegen schien gerade aus dieser Unsicherheit eine Fülle von Lust und Kraft zu saugen. Je dunkler und schwieriger die Entscheidung wurde, desto mehr fand er sich sogar zu Witzen aufgelegt, der sonst so trockene Mann. Sein ganzes Wesen ging angesichts dieser Rätselsphinx „Natur" behaglich in die Breite, umklammerte den Gegenstand mühelos und gleichsam jovial von allen Seiten, wurzelte sich fest ein. Sogar seine Stimme bekam einen ihm sonst fremden, gewichtig-lustigen Baßklang, als er auf eine spitze Bemerkung Tychos zurückrief: „Nun, vielleicht stimmen die Naturgesetze eben nur ungefähr." — Longomontan lachte auf und Müller bemerkte, daß solchergestalt die schlechten Mathematici, zum Exemplum er selbst, am meisten Aussicht hätten, das Richtige zu treffen. So entglitt das Gespräch der Führung Tychos und sank, seiner Mißstimmung zum Trotz, für ein Weilchen fast zu einer Bierbank-Unterhaltung hinab.

Mit schwerem Atem erhob sich Tycho: „Nun, jedenfalls ist also des Kopernikus System unbewiesen, und da es der Bibel widerspricht und da ich der katholischen Majestät meines Kaisers ohne

Not nicht nahetreten möchte, habe ich keinen Anlaß, mich ihm anzuschließen."

„Das geht zu weit," meinte Kepler, noch mit lachendem Mund, „Katholik oder nicht, hier gilt es doch die Hypothesim allein und nicht die Gunst des Kaisers."

„Katholik oder nicht ... Ausgezeichnet! Wie war das, bitte? Noch einmal." Hagecius verdrehte seine Augen, mit süßlichem Beifall gegen Kepler hin, der ihn jedoch nicht beachtete, sondern ganz von der Sache ergriffen schien.

Hitzig antwortete Tycho, der ein Grundprinzip seines Lebens und Wesens angerührt fühlte: „Aber ohne die Gunst der Fürsten und Reichen könnten wir keine kostspieligen Apparate bauen und die Wahrheit bliebe unerforscht. Bin ich denn der erste, der das einsieht? Was wäre Regiomontan, unser großes Vorbild, ohne Walther von Nürnberg gewesen, was Purbach ohne den Kardinal Bessarion, was Rothmann ohne den Landgrafen von Cassel? Und wie hat mich selbst der Bürger Hainzel gefördert, König Friedrich, alle die hohen Besuche auf Hveen!" Tycho verlor sich wieder einmal in die Schilderung seiner Glanzzeit. Plötzlich wurde seine Miene verdrießlich: „Freilich sind nicht alle Fürsten von der gleichen Vornehmheit.

So war auch einmal Herzog Julius von Braunschweig mein Gast und eine schöne, automatisch bewegliche Merkurstatue gefiel ihm so gut, daß er sie mitnahm, mit dem Versprechen, mir eine Kopie zu schicken. Nun habe ich ihn schon oft genug gemahnt. Longomontan, merkt es Euch, Ihr müßt ihm morgen dringlicher schreiben." Sein Gesicht wurde hart und geizig, überblickte gleichsam jedes Teilchen seines Besitzes. Doch gleich darauf packte er wie mit starker Faust seine Gedanken und drehte sie, den Glanz scharfer Logik im Auge, ins Gespräch zurück: „Die Fürsten helfen also uns und der Wahrheit; so ist es wieder an uns, sie zu respektieren und ihnen zu Gefallen zu sein."

„Das bestreite ich eben," erregte sich Kepler, „wir haben nur der Wahrheit zu Gefallen zu sein und sonst niemandem."

„Sehr schön. Sonst niemandem," nickte Hagecius zufrieden.

„Warum denn sonst niemandem?" fuhr Tycho beide an, die einen geheimen Bund geschlossen zu haben schienen. „Wenn ich euch schon erklärt habe, daß man der Wahrheit nur dienen kann, wenn man den Fürsten dient. Es ist ja wahr: bequemer und einfacher ist es so, wie du es machst, mein Kepler. Du nimmst auf nichts Rücksicht, gehst

deinen heiligen Weg geradeaus. Aber scheint es dir weniger heilig, um der Wahrheit willen sich selbst zu verleugnen? ‚Seid klug wie die Schlangen, und ohne Falsch wie die Tauben', so hat unser Herr Jesus selbst zu seinen Jüngern gesprochen. Du bist nie eine Schlange, verleugnest und zwingst dich niemals, so dienst du eigentlich nicht der Wahrheit, sondern nur dir selbst, das ist, deiner Reinheit und Unberührtheit. Ich aber sehe nicht nur mich, sondern auch meinen Zusammenhang mit den Menschen, unter denen ich leben muß und der Wahrheit dienen will, mit Klugheit und allen Listen. Und ist nicht unsere ganze Wissenschaft ein Wissen vom Zusammenhang, von der Verknüpfung des Kosmos, des Menschlichen und der Sterne?"

„Du sprichst von der Astrologie," wandte Kepler ein.

Eine bange Pause entstand. „Astrologie ist doch auch eine Wissenschaft?" ließ sich Longomontan vernehmen und schaute von Tycho zu Kepler und wieder zurück, in der Hoffnung, auch auf diesem Gebiete neue wertvolle Kenntnisse zu erwerben.

Tycho bebte am ganzen Leib: „Man mag es Astrologie oder anders nennen: gewiß wollen wir die allerhöchsten Dinge erforschen, die über allem stehen. Darf man aber, wenn man nach so Un-

geheurem strebt, in die anfängliche Neigung seines Ich eingeschlossen bleiben? Wird Gott nicht nur den Besten, Selbstlosesten mit Erkenntnis begnadigen, oder glaubt ihr, daß jeder Selbstling und Hundsfott in die Sterne gucken darf? Aus Asien brachte man uns die Kunde, daß große Völker einen Königssohn anbeten, der in einer Wüste die höchste Seligkeit erlangt hatte und der dennoch nachher unter die Menschen ging, um bei ihnen zu leben und sie zu unterweisen. Und das nennen sie seine größte Tat, daß er nicht einsam blieb, obwohl er sich der höchsten Weisheit genugsam hätte erlaben können, sondern daß er seine göttliche Reinheit um ein Menschenschicksal mit allen Unreinheiten und Verkrümmungen des Kampfes hingab ... Und Christus, der Gottessohn, wie stand es mit ihm? Er hat uns erlöst, indem er aus einem wunschlosen, reinen Gott ein arbeitender, mühsam lehrender Mensch geworden ist ... Nun glaube ich, daß es die bessere Nachfolge Christi ist, unter den Menschen zu wirken und sei es auch unter dem Schutze von Fürstengunst, als nur in seiner Verzücktheit hinzuträumen und so alle Arbeit und Plage zu vergessen." Verzweifelt preßte Tycho die Hände an die Stirne, in brennender Unruhe, bis an die Wurzeln seines Daseins aufgewühlt. Er fühlte

wohl, daß er nicht ganz im Rechte war, daß alles, was er sprach, nur halb zutraf. Plötzlich schien ihm alles nutzlos, was er da redete, eine heftige Angst hatte ihn gepackt und ließ ihn in die Worte ausbrechen, die niemand erwartet hatte: „Du bist unbarmherzig, Kepler. Gott hat mir dich geschickt, um mich zu züchtigen!" Damit fiel er in die Polster zurück.

Alle näherten sich besorgt. Hagecius fühlte seinen Puls. „Ist Euch nicht wohl, Meister?" fragte Kepler.

„Jedem ist so wohl, wie er es verdient," erwiderte Tycho mit einem bitteren Blick auf Kepler, dem die Landluft auf Schloß Benatek die Wangen gerundet und gefärbt hatte und der neben Tychos Verfall sich ausnahm wie ein frischer Rosenstock an einer morschen Rieseneiche. „Doch wir wollen zu Ende kommen," nahm sich der Alte eigensinnig zusammen. „Ist die Disputation einmal im Gang, so soll sie nicht ohne Ergebnis auslaufen."

Mehr aus Gefälligkeit als aus innerem Antrieb besann sich Kepler: „Ich verstehe nun bei all dem nicht, wie die Rücksicht auf unseren Kaiser Rudolf dem Kopernikus Abbruch tun kann."

„Du hast den Kaiser nie gesehen." Nur diesen einen Satz sagte Tycho, dann verstummte er. Denn er sah nun selbst das feine traurige Gesicht des

Kaisers vor sich, wie es ihm in der einzigen Audienz, die er bisher gehabt, entgegengeschwebt war. Wie freundlich hatte ihm der Regent damals Trost zugesprochen. Und den sollte er nun durch voreilige, noch unbewiesene Anfechtung des Ptolemäus kränken; mit dem Ptolemäus stürzte ja auch die ganze Astrologie, des Kaisers letzte Zuflucht. Nein, das wäre rücksichtslos und schlecht gewesen, undankbar. Tycho wollte angespannt forschen und die Wahrheit finden, aber erst mit der ganz sicheren, fertigen Wahrheit vor den Kaiser treten, sollte sie dann günstig oder ungünstig klingen. Ehrlich wollte er sein, nicht aber in leichtsinniger Eile die Majestät beunruhigen, die ohnedies schon Tag für Tag so viel Aberwitz und Bosheit in ihrem Reiche durchzudenken und zu schlichten hatte. Nein, Tycho war nicht undankbar, mochte auch alles rings um ihn, Frau und Freund und Kinder, von Undank strotzen, Tycho liebte seinen kaiserlichen Herrn, er würde ihm nie die gnädige Aufnahme vergessen, auf den Knien würde er liegen und den Saum seines Mantels mit Küssen bedecken ... Während Tycho sich ganz in dieses Bild des Dankbaren und Bedankten versenkte, schoß es ihm plötzlich warm im Herzen hervor, etwas, was er bisher noch nie gefühlt hatte, was ihm auch vorhin, als er von

Buddha und Christus gesprochen, nur unklar vorgeschwebt war, unter der Halbmaske von Pflicht und Nebengeschäften, — nun war es da und gleich in Strömen befreiender, hoffnungsvoller Fülle: ein vollkommenes Glück, eine Freude an sich selbst, an dem eigenen gefühlvollen dankbaren Herzen. Plötzlich fühlte er sich losgebunden. Die freudige Angst durchfuhr ihn, daß hier der Keim für ein neues, besseres Leben liege. Eine Sehnsucht in ihm entstand mit einem Male, sich aufzuopfern, sich für die Menschen hinzugeben. Was ging es ihn an, daß sie sein Opfer nicht verdienten, daß sie sich häßlich gegen ihn benahmen! Er liebte sie eben dennoch: das war es, das war das Grundgefühl, dem er sich nicht entziehen konnte, dessentwegen er sich sein Leben lang geschämt hatte, das ihn in tausend Verlegenheiten und Zweideutigkeiten gebracht hatte. Heute gab er sich zum erstenmal diesem Gefühl ganz willig hin, er spürte förmlich, wie es in ihm anschwoll, wie es ihn durch seine reißende Masse bedrohte, wie es zweifellos eine Gefahr war, aber nun fürchtete er sich nicht mehr davor, vor dieser gefährlichen Menschenliebe. Ach was lag denn daran, nun war er eben verrückt, ganz verrückt vor lauter Menschenliebe und wollte sich in ihr gehen lassen. Diese Liebe war nun ein-

mal seine Art, so war er und nicht anders, heißblütig und bis zum Wahnsinn rücksichtsvoll, verständnisvoll, bewußt für alles, was sich ereignete und immer zur Hilfe bereit. Und nun wollte er helfen, mochte er dabei hundertmal und immer der Geprellte sein, mochte man ihm hinter dem Rücken lange Nasen drehen, mochte man ihn auslachen und seine Güte mit Undank oder Gleichgültigkeit belohnen, wie Kepler es tat... Er warf einen Blick auf diesen Kepler und sofort war in seiner neuen Begeisterung die richtige Stellung zu ihm gefunden, um die er wochenlang so verzweifelt gerungen hatte. Es war eben falsch gewesen, immer wieder einen Ort zwischen ihnen beiden zu suchen, von dem aus er beide unparteiisch zu beurteilen hätte. „Ich darf nicht unparteiisch sein wollen," jubelte Tycho, „ich habe nichts anderes zu tun, als meinen ureigenen Weg der Liebe zu Ende zu gehen, so wie Kepler seinen Weg zu Ende geht. Ich bin ja ein Mensch, ein eigener selbständiger Mensch. Und so wie er mit seiner Gefühllosigkeit vielleicht im Recht sein mag, so ist es wieder mein Recht, in dem ich mich nur nicht beirren lassen darf: ihn trotzdem aus allen Kräften zu lieben, ganz dumm zu lieben, wie mein Gefühl es verlangt, mich meiner Freundschaft zu überlassen, und

dem, was mir als das einzig Richtige und Lebenswerte erscheint, — hoch über alles Recht und über jeden Dank hinaus!"

Mit geschlossenen Augen war er eine Weile dagelegen, während seine Lippen Unhörbares murmelten. Jetzt blickte er um sich, wollte Keplern antworten, aber nicht mehr in bösem Streit, sondern freundlich und recht eingehend, — da bemerkte er, daß Kepler ihn gar nicht mehr ansah, sondern sich halb dem Fenster zugekehrt hatte. Auch die anderen gaben nicht mehr Acht auf ihn, sondern schauten unruhig, flüsterten, machten einander Zeichen. Unwillkürlich folgte Tycho der Richtung ihrer Blicke. Alle betrachteten erregt den Nachthimmel, dessen tieferer Rand eine seltsam helle Rosenfärbung angenommen hatte, die sogar den Mond überstrahlte und einen blutigen Widerschein auf die spiegelnde Metallfläche des Quadranten warf. Dazu ertönten unheimliche Geräusche aus der Ferne, Weibergeschrei im Hof und noch entfernter etwas wie dumpfe Trommelwirbel. Und nun setzte plötzlich die Sturmglocke der Schloßkirche mit schrillem Geläut ein.

„Feuer! Feuer!" rief Müller, der dem Fenster zunächst stand.

„An der Iser unten! Der Wald brennt!" zeterte Hagecius.

Kepler hatte das Fenster aufgestoßen und rief hinunter. Ein wüstes Gejohle ertönte zur Antwort, Stimmen, die man hier nie gehört hatte. Auch schien plötzlich das ganze Schloß mit Menschen dicht gefüllt, aus allen Gängen hörte man Schritte, Getrappel, Rufe.

Tycho hatte im Nu die Decke zurückgeschleudert und stand in seinem Hausgewand auf beiden Beinen: „Sattelt mein Pferd! Ich will sofort zur Stelle sein!"

„Aber Ihr seid doch krank," riefen alle entsetzt und wollten ihn ins Bett zurückzwingen.

„Ich? Krank? Kommt nur an, wenn ihr euch an meiner Kraft messen wollt." Mit großen Schritten ging er im Zimmer auf und ab, barfuß, den aufgeblähten Mantel hinter sich herziehend, der um seine Hüften schlug. „Ich war krank ... Meine Stiefel her, Sporen, den Degen, das Reiterwams ... Jetzt aber bin ich gesund. Denn jetzt fühle ich meine Kraft wieder an der richtigen Stelle. Helfen will ich, euch und dort unten. Meine Pflicht kenne ich nun wieder. Ich muß überall eingreifen, mich um alles kümmern, den Kopf voll Sorgen tragen, unverdrossen, das ist mein Weg ... He, Diener, den Hut, den Hut, ihr Faulpelze ... Krank und schwach war ich, das

ist wahr. Aber jetzt muß ich das Gut meiner Bauern schützen und jetzt kann ich es wieder ... Das Pferd vorführen. Niemand braucht mich unter dem Arm zu halten. Weg da, ich gehe allein! Meinen Weg, meinen einzigen, vorgeschriebenen Weg. Nichts mehr soll mich abbringen ... Ihr am wenigsten, Meister Hagecius." Wie rasend schüttelte Tycho den Doktor ab, der seinen Puls gefaßt hatte und so mit ihm durch den Saal auf und ab ging, während die Diener nach den Befehlen des Herrn umhersprangen und die Kleidungsstücke brachten. „Ihr am wenigsten, mit Eurer armen, kläglichen Kunst. Ja, legt nur die Stirn in geheimnisvolle Falten. Mich schreckt Ihr nicht mehr. Nichts mehr schreckt mich. Auch du, Kepler, von dem ich Arznei erwartete, besser als sie Hagecius brauen kann, auch du schreckst mich nicht mehr ... Aber eilt, eilt doch! Ich will mein eigener Arzt sein. Ans Werk. Und ihr da, — aus dem Weg."

Schon war er angekleidet, schon stürmte er die Treppe hinab, ließ sein Pferd vorführen und jagte der Brandstätte zu. Zwei vertraute Diener waren gleichfalls eiligst aufgesessen und begleiteten ihn nun ... Durch den Park, die steile Schloßstraße hinunter, in das finstere Dorf ging der Ritt. Die

Feuerröte war indessen zur Purpurfarbe geworden, bei ihrem düsteren, beweglichen Schein wurden zwischen den Hütten fremdartige Gestalten sichtbar, die in dieselbe Richtung eilten wie Tycho. Er überholte sie, ohne auf sie acht zu haben. Nun hörte man schon das Geprassel der lohenden Baumstämme, das Stürzen der Äste. Und war das nicht nun wirklich Trommelwirbel, was hereinklang? ... Die Diener Tychos sprengten erschreckt an ihn heran, sie wollten ihn warnen: „Räuber sind da!" Im Dunkel rasselte nun gar eine schwerfällige Kanone mit ganzer Bespannung vorbei. Aber Tycho sah nur den geröteten Himmel vor sich. „Das sind ja Soldaten," erwiderte er den ängstlichen Knechten und ritt ihnen schon wieder ein Stück voraus. Schon war er am Ende des Dorfes angelangt, dort, wo der Weg sich abwärts gegen die Iser senkte, schon erblickte er freies Feld und den brennenden Wald vor sich: da kreuzten ein paar baumlange Kerle ihre Partisanen vor ihm. Im nächsten Augenblicke war er hintüber vom Pferde gerissen, an den Händen gefaßt. Man führte ihn an ein Wachtfeuer, das in der Nähe brannte.

Sofort erkannte Tycho, daß er es nicht mit regulären Truppen zu tun hatte, wie sie der Kaiser

hielt, sondern mit solchen aus den Freischaren, die gegen die Türken angeworben wurden und, sobald einmal der Sold längere Zeit ausblieb, von der Fahne liefen, um die Gegend weit und breit zu brandschatzen. Alsbald richtete er sich hoch auf, und dem Kerl, der als eine Art Anführer breitspurig vor dem Feuer saß und ihm frech entgegenglotzte, mit den Worten: „Was habt Ihr da zu schaffen?", rief er mit entsetzlicher Stimme zurück: „Das hab' ich vielmehr euch zu fragen, Schnapphähne und Marodeure ihr; denn der Herr bin ich auf diesem Grund." Sodann warf er mit einem bloßen Herumreißen seines trotz Krankheit und Mißbilden reckenhaften Körpers zwei, die auf ihn eindrangen, zu Boden und befahl, den Hauptmann beinahe überrennend: „Führt mich zu eurem Kapitän, ihr Lumpenhunde!" Seinem gewaltigen Blick konnten sich auch diese verwilderten Seelen nicht ganz entziehen, so folgten sie ihm denn mehr, als sie ihn führten, längs des Waldsaumes zur nächsten Gruppe. Es war, wie Tycho unterwegs sah, ein ganzer Kreis solcher Postenfeuer die angrenzenden Hügel entlang um den tiefer gelegenen, brennenden Wald am Knie der Iser geschlossen. Und man bemühte sich nicht, diesen Wald zu löschen; im Gegenteil, weißglühende Brandkugeln fielen von den Hügeln,

aus gedeckten Stellungen der oberen Wälder, — man hatte offenbar den Wald unten in Brand geschossen. Und vom Flusse her wurden die Schüsse erwidert. Ein kleines niedriges Gebäude unten am brennenden Wald schien den Mittelpunkt des kriegerischen Aufruhrs zu bilden, der die ganze Landschaft erfüllte. Auf eine Belagerung dieser verschanzten Hütte war es wohl abgesehen. Schon schlug auch aus ihrem Dach ein schwerer weißer Qualm hervor, aber unermüdlich krachten die Salven von ihren Schießscharten her. Dazu klangen aus dem Tal und von den Bergen rings gellende Trompetensignale und Pfiffe, kurze Kommandoworte und das schauerliche Bellen der aufgeschreckten Hunde im Dorf ...

In einer Lichtung stand eine Gruppe von Hauptleuten und Soldaten an einem größeren Feuer wie zum Kriegsrat versammelt. Wütend über den ruchlosen Überfall auf seine Besitzung mitten im Frieden, auch schon eine neue Tücke seiner Neider dahinter vermutend, trat Tycho unter sie und hatte zu seiner bitteren Überraschung in den Anführern — seine eigenen Söhne, Tyge und Jörgen, vor sich.

„Wir haben den Fuchsbau ausgehoben," begrüßte ihn der kühnere Jörgen und spielte eitel mit dem Wehrgehäng.

„Welchen denn?“ erwiderte Tycho, der wahnsinnig zu werden fürchtete.

„Nun, Tengnagels seinen. Da unten brennt er schon.“

„So redet doch! Was geschieht hier? Oder es ist euer letztes Stündlein.“ Er zog den Degen und ging drohend auf seine Kinder los.

Unter der Wucht seines Vaterzornes wurden sie sofort kleinmütig. Der Ältere begann Entschuldigungsreden: „Aber Jörgen hat Euch doch heute das Strafgericht angekündigt . . .“

„Was für eine Ankündigung, ihr Schächer, Landfahrer, Gäuche! Wer wagt es hier zu richten, ohne mich, hinter meinem Rücken! Was ist mit Tengnagel geschehen? Wo ist er? Was hat er euch getan?“

„Wir wollten Euch das Schlimmste verheimlichen, Vater,“ stieß Jörgen trotzig hervor. „Da Ihr uns aber mit vorgehaltener Waffe zwingt, wohlan denn.“

„Auf die Knie nieder, Bube! Kann es noch Schlimmeres geben, als diese Verwüstung und Aufhebung aller Gesetze!“ Tycho war im Tiefsten erschüttert. Es war ihm ganz unmöglich, Jörgen ruhig anzuhören. In die rechthaberische Rede dröhnten ja immer wieder die Schüsse herein;

während sie hier standen und sprachen, wurde schon gemordet und gesengt. Und Jörgen stellte es dabei noch als ein ziemliches Verdienst dar, daß er und der Bruder, ohne den Vater unnütz aufzuregen, seine Krankheit und Einsamkeit wahrgenommen hätten, um ein Fähnlein freiwilliger Söldner anzudingen und Tengnagels verbarrikadiertes Mauseloch im Handstreich zu nehmen. Das sei freilich mißlungen, denn Tengnagel sei auf der Hut, habe auch eine kleine tapfere Besatzung bei sich. Bis zum Morgen aber könne er sich nicht mehr halten, noch in dieser Nacht werde sein Blut die dem Haus Brahe angetane Schmach sühnen ... Tycho hörte nur einzelne Sätze aus Jörgens kecker, beinahe lustiger Rede. Sein Blick ruhte wie gebannt auf dem von der Feuersbrunst traurig beleuchteten Ausblick. Diese fürchterliche Nacht mit ihren ganz unvermutet, wie aus dem Nichts emporgeschossenen Schanzwerken, hinter denen hervor Menschen aufeinander zielten, mit ihrem Getöse und ihren stinkenden Rauchschwaden, die der Wind heraufstrug, mit dieser sinnlosen Auseinandersetzung zwischen Söhnen und Vater, mit all dem Öden, Häßlichen, Zuchtlosen, schien ihm plötzlich nichts anderes zu sein, als die körperliche Verdichtung all der abscheulichen Gedanken, die er während seines Kranken-

lagers ausgebrütet hatte. Ein wie zur Strafe leibhaftig gewordener Traum war sie, den man nicht mehr abschütteln konnte; und nun gar, als mit gespenstischer Deutlichkeit über dieser wüsten Landschaft, genau so wie über den Landschaften seiner Phantasie, der unentrinnbare Name „Kepler" ertönte, und auch diesmal wie in seinen Gedanken mit demselben unbegreiflichen Beiklang, aus Schuld und Schuldlosigkeit gemischt! „Der Nächste, der an die Reihe kommt," prahlte Jörgen, „ist Kepler. Der ist eigentlich noch viel ärger als Tengnagel, bei dem haben wir noch viel mehr Grund. Keplers wegen hat Tengnagel das Schloß verlassen müssen, und da Elisabeth ihren Bräutigam nicht in Ehren hat behalten können, mußte sie es eben in Unehren tun. Was Wunder, daß sie darüber zur Hure geworden ist!"

„Redest du von meiner Tochter?" Tycho hatte den Degen weggeworfen und sprang mit Tiergeheul auf Jörgen zu, dessen Hals er mit beiden Händen zu fassen suchte.

Aber der Jüngling entzog sich ihm mit einer raschen Wendung. „Von selbiger. Wie ein geiles Nönnlein ist sie Nacht für Nacht aus dem Schloß entwichen."

„Ich selbst hab' sie gesehen zu Tengnagel

schleichen," nahm der ernstere Tyge das Wort. „Wir haben gewacht und gesorgt, während Ihr, Vater, Eure Augen gewaltsam verschlossen hieltet, aus lauter Liebe zu Kepler."

Tycho wandte sich seinem Ältesten zu, dessen gemessene, ganz sachliche Art ihn doch irgendwie beruhigte, in all dem Grausen ringsum; doch schon fiel wieder Jörgen ein, in dessen Worte sich immer ein gleichsam unwillkürlicher Hohn einmischte: „Und Kepler war der spitzbübische Pförtner, mit ihr im Bund! Mit eigenen Augen hab' ich zugeschaut, wie er galant das Seil hielt, an dem unsere Schwester sich für ihre Buhlschaft herunterließ. Eine deliziöse Szene, fürwahr! So lohnt Euch der treue Schüler die Lektionen."

„Ist das wahr?" rief Tycho, auch jetzt nur dem älteren Sohne zugekehrt. Er zitterte am ganzen Leib.

„Allerdings. Elisabeth ist seit Wochen jede Nacht aus Keplers Zimmer hervor zu Tengnagel geschlichen. Und deshalb stehen wir hier, zur Rache an dem Verführer unserer Schwester."

Tycho hatte die Herrschaft über sich verloren. Eben hatte er, im Saal, mit Anspannung aller Kräfte eine versöhnlichere Ansicht von diesem, ihm durchaus feindseligen Weltlauf gewinnen wollen;

da warf schon eine allzu harte, allzu überraschende Probe alles über den Haufen. Vom Schmerze überwältigt kniete er nieder und rang die Hände, das unsichtbare Schicksal anrufend: „So soll mich diese eine Stunde gänzlich vernichten? Die Tochter geschändet! Die Söhne Mordbrenner und Galgenvögel! Und Kepler nicht meine gütige Zuchtrute, nein, mein wahrhaftiger Feind!" Er fühlte den Herzschlag aussetzen, den Tod herannahen. „Ob ich nur nicht fruchtlos gelebt habe. Ob ich nur nicht fruchtlos gelebt habe," begann er angstvoll, wie eine letzte Litanei, vor sich hinzustammeln.

Da trat ein Soldat zu seinen Söhnen und meldete, die Tengnagelsche Mannschaft müsse schon Wasser zum Löschen außer dem Hause holen und werde daher leicht abzuschießen sein. Der Klang der fremden, rauhen Stimme weckte Tycho aus seinem Lallen. Er richtete sich wieder auf. „Das Feuern sofort einstellen!" brach er gegen seine Söhne los. „Sofort Eure hunnischen Rotten auseinanderschicken. Und das mir der Waldbrand nicht um sich greife! Oder ich liefere Euch selbst als Landfriedensbrecher dem kaiserlichen Gericht!" Er winkte seine Knechte heran und wies auf Jörgen. „Binden! Diesen Hausdieb binden! Den Lakenhelden!"

Jörgen wich betroffen zurück. Aber Tycho selbst packte mit eisernem Griff seine Hände und band sie mit dem Ledergurt, den er von des Knaben Hüften abriß. „Es ist mein Ernst! Mein voller Ernst! Jetzt setzt ihn aufs Pferd und zurück mit ihm aufs Schloß. — Tyge, dein Bruder ist mir Geisel dafür, daß die Nacht ruhig wird und daß du gleich mit Sonnenaufgang einen Unterhändler zu Tengnagel schickst. Er soll frei abziehen. Und deiner Horde zahlst du ihren Sold, worauf sie dorthin fährt, woher sie gekommen. Wohlverstanden!"

Eilig schwang er sich aufs Pferd und kehrte ins Schloß zurück, während die Knechte sein Geheiß vollzogen.

Alle Fenster des Schlosses waren hell beleuchtet, ein ungewohnter Anblick, der die Nacht zerriß. Tycho trat in den Hof. Kopfscheu rannte dort die Dienerschaft hin und her. Seine ehrfurchtheischende Gestalt gab ihnen den Mut zurück. Die heulenden Weiber verstummten vor seinem finsteren Antlitz. „Wo ist die Herrin?" fragte er. Man wies ihn zur großen Eingangshalle, die ebener Erde lag. Dort aber fand er seine Frau nicht, vielmehr bot sich ihm eine neue Überraschung: zehn oder fünfzehn verwundete Soldaten hatten sich hier auf

Bänken und Stühlen gelagert, die ersten Opfer des wilden Schießens. Einige erhoben sich ungelenk, als er eintrat, andere stöhnten leise. Es waren furchtbare Gesellen, in mächtigen Lederkollern und Stulpstiefeln. Manche hatten noch die großen Hüte mit den bunten Hahnenfedern auf dem Kopf, die schwere Muskete und den Gabelstock in den krampfigen Fäusten; so wie man sie aus dem Gefecht gebracht hatte, saßen sie stumpfsinnig da, mit ihren schlecht verbundenen, noch bluttropfenden frischen Wunden zwischen den zahllosen alten braunen Narben. Alle trugen lange, bis auf die Schultern herabreichende Haare und der eine, der sich nun vor Tycho verneigte, dem Ansehen nach ein Hauptmann, hatte gar schon schneeweißes Haar, das freilich von Kot und Blutrinnsel befleckt, ungekämmt um sein trotziges Gesicht schlug wie verblichenes Fahnentuch. — Beim Anblick dieser verwilderten alten Krieger stiegen Tycho die Tränen zu Kopf, gegen die er bisher gewaltig angekämpft hatte. „Grüß euch Gott, ihr alten Kriegsgurgeln!" brachte er ganz wild hervor und überwand eben noch knapp seine Rührung. „Hab' euch zwar nicht geladen, will euch jedennoch auch als ungebetene Gäst' wohl bequartiert und traktiert haben. Seid mir ja wie alte Kameraden, obwohl ich euch zum

erstenmal hier sehe! Potz Bauch, auch ich bin ein grauer Kriegsmann, zerschunden und verlaust wie ihr. Die Hand, meine Freunde, gebt mir eure Hände."

Und er ging von einem zum andern, besah kundig ihre Verbände und trug den Dienern auf, schnell für besseres Linnen zu sorgen. Den Zwerg Jeppe schickte er um Wein in den Keller. „Sollt tüchtig auf eure und meine Gesundheit saufen, ihr Herzensleute. Habt ohnehin nicht nach Gusto rauben, kujonieren und pracken gedurft, des soll der Wein euch getrösten." — Die Landsknechte, die sich einer so guten Aufnahme nicht versehen hatten, jauchzten ihm zu. Aber der weiße Hauptmann, der frechste von allen, murrte schon: „Schickt uns einen besseren Küper, Herr de Brahe! Der Buckel da ist knauserig, wollt' uns nicht einmal die Schatzkammer zeigen ..."

„Für Räuber habe ich einen Galgen unten im Dorf, mein Kamerad," lachte Tycho und schlug ihn derb auf die Schultern. „Wer aber mein Gast sein will, dem soll es an nichts fehlen. Merkt es euch, meine braven Trojaner!"

Aus dem Nebenzimmer drang Christines Jammergeschrei. Tycho riß die Türe auf. Da stürzte seine Frau ihm zu Füßen. „Gnade, nur für sie, Schonung! Sie ist Mutter."

„Was willst du?"

„Elisabeth trägt ein Kind von Tengnagel. O hätte ich dir es schon früher gesagt —"

„Das also war es." Tycho schlug sich die flache Hand vor den Kopf. „O, daß ich so blind gewesen bin! Daß ich eure Reden nie verstanden habe."

„Ich wollte es allein zwingen und zum guten Ende führen," weinte die unglückliche Frau. „Aber heute haben die unseligen Buben alles zunichte gemacht."

„Die Erde schüttelt mich ab," murrte Tycho dumpf. Gleich darauf aber brach er mit gellenden Schreien los: „Elisabeth? wo ist sie? Führt mich zu ihr! ... Nein, nein, laßt mich. Ich will allein sein."

„Was wirst du tun, Tyge? Du willst sie töten!"

Er hatte eine Weile daran vergessen, daß seine Frau vor ihm auf den Knien lag, hatte sich schon ganz allein gefühlt, irgendwo weit weg von dieser törichten gemeinen Welt. Nun schrak er auf und hob, in einer starken Wallung von Scham und Mitleid, Christine auf. „Laß mich nur allein, laß mich all dies bedenken. Es ist zu viel auf einmal. Laß mich nur!" Er machte sich aus ihren angstvoll klammernden Händen los. „Brauchst dich nicht zu fürchten! Auch Elisabeth soll sich nicht vor mir

fürchten ... Ich bin zu alt ... Laß mich. Wer fürchtet sich denn noch überhaupt vor mir! Jeder darf mich anspeien!" Seine Stimme, die hatte trösten wollen, begann schauerlich zu drohen ... „Wenn ich sie töte, so wird es wenigstens anständig und väterlich geschehen. Ihr aber tötet mich und speit mich noch dazu an." In der Türe drehte er sich nochmals um, sein Gesicht mit den blutunterlaufenen Augen, dem wirren Bart verzog sich zu einer Fratze, während er in die Hände klatschte und mit grausig reiner, fast lustiger Stimme rief: „Und Jeppe soll mir Wein bringen, unsern besten Wein!"

Langsam, wie unter einer Last, schleppte er sich die Treppe hinauf in die Kammer, in der er die traurigen Tage seiner Krankheit verbracht hatte. Da man vorhin das Bett fortgeschafft hatte, war sie noch geräumiger und kahler als sonst. Nur ein roher Tisch mit einigen Stühlen stand in der Ecke. Kraftlos ließ sich Tycho niedergleiten. Den Verfall seiner Familie als eine letzte Zusammenfassung aller Mißerfolge fühlend, verhüllte er das Haupt und wiederholte leise, gedankenlos seinen neuen Spruch: „Ob ich nur nicht vergebens gelebt habe."

Nach einer Weile trippelte Jeppe mit Kanne

und Glas herein. Durstig griff Tycho nach dem Wein und leerte in großen Schlucken das Glas, so oft der Zwerg einschenkte. Die Wärme, die in seine Wangen stieg, vermischte sich mit der Schamröte, die ihn beim Anblick seiner knieenden Frau überzogen und nicht mehr verlassen hatte. Denn Scham, brühende Scham stand im Mittelpunkt seines Schmerzes. Wie ist es nur möglich, daß solche Dinge in der Welt geschehen, fragte er sich immer wieder. Welch eine Schmach, mitten in so greulichen Ereignissen zu leben, die man nicht abwenden kann! Und dabei dachte er nicht mehr nur an sich, den das frische Unglück unvermutet getroffen hatte; auch im Namen seiner Frau schämte er sich, die schon so lange hilflos in diesen Scheusäligkeiten sich abmühte, und vor allem beklagte er Elisabeth selbst. Was mußte geschehen sein, ehe dieses gütige muntere Geschöpf, dessen Nähe ihm immer wie etwas Friedenbringendes erschienen war, den guten Weg so gründlich verlassen konnte. Er suchte sich das vorzustellen: Elisabeth, in der Nacht betrügerisch umherhuschend, ehrlos in die Arme eines Verführers laufend, eine Metze, geschändet, verraten — und ebendieselbe Elisabeth, wie er sie bisher sonst immer gesehen hatte, ein rosiges, liebes Mädchen, wißbegierig,

teilnahmsvoll, sogar in der Wissenschaft bewandert, gelehrt wie Sophie Brahe, Tychos begabte Schwester, der sie so gern nachzueifern erklärte. Diese beiden Bilder konnte Tycho nicht vereinen. Und andere Bilder drängten sich herzu. Er sah seine Lieblingstochter als kleines Kind, hörte ihre ersten, vor Anstrengung beinahe trotzigen Sprechlaute, er erinnerte sich, wie er abends oft an ihrem vergitterten Bettchen gestanden war und ihren glückseligen Schlaf bewundert hatte. O wie lange mochte sie nicht mehr so ruhig geschlafen haben! Wer kümmerte sich nun darum! Damals, in ihrer Kindheit, hatte man wohl jeden ihrer Atemzüge gezählt, jedes geringe Schmerzchen, jeden Husten sofort geheilt. Jetzt aber ging ebenderselbe Mensch, die Frucht langer, sorgfältiger Erziehung zu Grunde wie eine räudige Katze. Dies also, die heutige Nacht, war der Sinn von Elisabeths Leben, hier sollte es gipfeln, wenn sie unter seiner Hand verblutete. Welche glorwürdige Ordnung der Dinge! O wie gemein das war, Vergehen und Strafe, Sünderin und Rächer, beides so gemein! Je inniger er das erfaßte, desto mehr schämte er sich wieder, als sei er selbst irgendwie mitschuldig an diesem Treiben und Weltlauf. Ein ganz neues Gefühl überkam ihn in all dem Elend, aus seiner Schamröte her-

vor bildete sich eine rätselhafte Demut, die sein stolzes Herz bisher nicht gekannt hatte. Ja, Tycho fühlte eine tiefe Reue, ohne eigentlich zu wissen, worin er gesündigt haben sollte. Aber das Bewußtsein der Schuld war trotzdem da und wuchs, die Ahnung der eigenen Unzulänglichkeit und niedrigen Gesinnung, wie sie ihn beim Anblick der wüsten Brandstätte nur traumhaft gestreift hatte, ergriff ihn bald so stark, daß er in irgendeiner unklaren Weise zu verstehen glaubte, warum ihn, gerade ihn und sein Haus das Übermaß des Elends hatte treffen müssen. Und nun, da er diese merkwürdige, kaum faßbare Verknüpfung einsah, empfand er doch etwas wie Beruhigung, eine Stille, die freilich nichts Angenehmes und Sanftes hatte, wohl aber die Festigkeit eines guten, endgültigen Entschlusses. Es war ihm deutlich geworden, daß er dieses ganze Elend austilgen müsse, sich und sein Haus, um Ruhe zu schaffen. Wie es ihm schon mehrmals vorgeschwebt war: Feuer wollte er anlegen, an vier Enden das Schloß anzünden und nicht nur Elisabeth sollte in der Flamme untergehen, auch der alte, ohnmächtige, verzweifelnde Tycho und alle, alle mit ihm ...

Als er nach langer Zeit aufsah, stand Elisabeth vor ihm, weinend, aber die Zähne in die Lippen

verbissen, lautlos, wie sie hereingekommen war. Tycho wollte in der ersten Regung auffahren, dann aber behielt er die Hand vor den Augen und betrachtete seine Tochter, ohne daß sie es bemerkte. Er schämte sich. Es war ihm, als sehe er sie zum erstenmal. Und wie er diesen Körper vor sich aufragen fand, groß und frei, den er gezeugt, der sich aber längst vom ihm losgesagt hatte, da packte ihn eine plötzliche Angst. Scheu ließ er die Hand sinken und sah ihr gebrochen, ratlos ins Gesicht. Nun schrak auch sie zusammen und sagte mit einer ganz hohen, leisen Stimme, die wie ein dünner Faden leicht zu zerreißen drohte: „Vater, — ich weiß nicht mehr, was ich tun soll."

„Und nun kommst du zu mir?", fragte er mit einer boshaften Rauheit, die er selbst nicht verstand.

Sie aber schien ihn gar nicht zu fürchten, im Gegenteil, ein kindisches Vertrauen zu ihm war ihr inmitten dieser schauerlichen Dinge zurückgekehrt. „Ja, zu dir," sagte sie, wieder in schläfrig singendem Ton, „du kannst gewiß noch helfen. Ich aber weiß nicht mehr, was ich tun soll."

Jäh stand er auf: „Und weißt du, was du getan hast?"

Wie sie nun den Kopf neigte, war es ein Muskel

oder ein Schatten in ihrem Geſicht, was ihn mit aller Kraft der Sichtbarkeit daran gemahnte, daß Eliſabeth von niemand anderem als von ihm das heiße Jugendblut hatte, ja, daß ſie mit ihrem Verlobten es eigentlich nur ebenſo getrieben habe wie vor Zeiten er ſelbſt mit ihrer Mutter. Und was ſtand ihr noch alles bevor, welche Qualen der Unbeſonnenheit, der Wünſche und Mißerfolge! All das, was er hinter ſich hatte, ſtand ihr noch bevor! Zum erſtenmal fühlte er ſeine eigene Seele in dieſem andern Körper von vorne anfangen, ſich winden und abmühen. Damit aber kamen alle Pläne der Rache und Vernichtung ins Wanken, nur noch Mitleid mit dieſem Weſen beſeelte ihn, das unſchuldig litt, was er verſchuldet hatte. Er allein war der Schuldige und Verantwortliche, er allein hatte zu büßen. Mit jammervoller Miene wollte Eliſabeth ſeine Vergebung erflehen; ihre oberflächliche Faſſung wich, und entnervende, tödliche Worte ſtanden ſchon auf ihren Lippen: da neigte er ſich und legte ſeine Wange auf ihren tief hinabgeſenkten Scheitel. So ſtanden ſie beide lange Zeit, beide gebückt, die Hände frei, die ſie vor geheimer Furcht nicht einer an des andern Leib zu legen wagten, beide in dieſer lockern, leeren Stellung, ohne Tränen und ohne einen Laut,

ihrer beiderseitigen Hilflosigkeit bewußt, einander weder stützend noch beschwerend. — Was in ihren Seelen vorging war vielleicht das Traurigste, was Menschen überhaupt empfinden können: daß zwei beisammen sind und einander verstehen, alles voneinander wissen und dennoch einander nicht erretten können ...

„Du liebst Tengnagel?", fragte endlich Tycho. Er setzte sich nieder, seine Knie zitterten zu sehr.

„Ja."

„Und hast du auch bedacht, ob ihr zueinander passet?" Wie ich und Christine zueinander passen, fiel ihm ein, während er noch die Frage stellte, und er lachte so grimmig auf, daß Elisabeth jetzt doch laut zu weinen begann. Dieses Lachen verließ ihn von da an nicht mehr, brach in dieser Nacht immer wieder hervor. Er richtete Elisabeths Haupt auf, nicht zärtlich, sondern mit einem schnellen Griff, wie er vorhin die schlechten Verbände der Landsknechte zurechtgeschoben hatte, dann packte er sie an beiden Schultern und drückte sie in einen Sessel nieder: „Da, sitze bei mir, trinke mit mir! Was liegt denn daran, ob du und Tengnagel zusammenpassen! Was liegt eigentlich an allem! Leben oder Tod, Glück oder Unglück, an allem!" Er beschrieb mit der gereckten Rechten

einen riesigen Halbkreis durch die Luft, als packe er endgültig die ganze Welt in ein Bündel, um es nachher wegzuschieben. Dabei lachte er so stark, daß sein gewaltiger Körper sich hin und her schüttelte; doch das Gelächter klang nicht hell und laut, — es war so, als ob es nach innen in den Leib zurückschlüge, als ob es in allzu massigen Wellen des Schmerzes erstickte, die es mit aller Kraft aufzulösen strebte.

Elisabeth verstand ihren Vater nicht mehr. Sie hatte ihn oft wütend, empört gesehen, niemals aber in diesem grausigen Humor. „Vater," rief sie, für einen Augenblick alle ihre Geisteskräfte zu einer erzwungenen Nüchternheit zusammenraffend. „Vater, sei barmherzig, sie schießen auf meinen Bräutigam, sie töten ihn."

Statt eine Antwort zu geben, erhob er sich wild und stieß das Fenster auf.

„Vater, Vater," klagte sie und ihr eingefallenes, verblaßtes Gesicht wurde dunkelrot in dieser äußersten Erregung. Ja, es schien, als steige das Blut bis hoch in ihre blonden Haare und weißlichen Augenbrauen empor, die jetzt wie in einem unnatürlichen Licht zu glänzen begannen, von lau einströmender Sommernacht umflossen.

„Dummes Kind," fuhr er sie an, und wieder

erklang sein gedämpftes, langhinrollendes Gelächter. „Merkst du denn nichts? Sie haben ja schon aufgehört zu schießen. Ich bin dazwischengefahren. Bis zum Morgengrauen ist Waffenstillstand, dann werden wir Unterhändler zu deinem — Bräutigam schicken. Wir werden um ihn werben, wir um ihn, wie um ein Bräutchen. Wir werden ihn inständigst bitten, das Fräulein de Brahe zu nehmen. Jörgen hat Zimmerhaft und Tyge gehorcht. O ich habe eine starke Faust, ich bin weise, bin ein alter Rehbock mit guter Witterung. Aber was hilft's! Was hilft es denn! Da, sage ich, trinke mit mir." Er schob ihr das Glas hin und ergriff die Kanne, aus der er einen langen Zug tat. „Schande, Erniedrigung, Schmutz, Zwietracht, Unsinn, Verdorren, Verbluten, Raserei, Finsternis, Zerfall, — so war mein Leben und so sehe ich es weiterhin vor mir. Ob ich weise bin oder nicht: es ist alles einerlei! Alles, was mein ist, muß untergehen. — Du liebst Tengnagel? Ich frage zum zweitenmal."

„Vater, ja," hauchte Elisabeth und faltete die Hände.

„Du sollst ihn also haben. Du sollst also mit ihm untergehen ... Und wer kann mir sagen, ob es gut war, daß ich meine Söhne von der ärgsten Freveltat zurückgehalten habe? Vielleicht wäre es

beſſer geweſen, ſie hätten ihre blutigen Köpfe an den Paliſaden gelaſſen und alles wäre verbrannt, du und ich und ſie und Chriſtine und Tengnagel, alles auf einmal und alle Wälder rings dazu. Siehſt du dort, das Feuer glimmt nur noch ganz wenig, man wird den angrenzenden Wald ſchon retten, meine Bäume, die ich ſo liebe, deren Duft mich erfriſcht, wenn ich ſie zerſägen laſſe und mir neue Apparate baue. Aber auch hierüber ſage ich jetzt: Was liegt daran? Auch mit neuen Apparaten werde ich das göttliche Geſetz in dieſer ſchiefen Jammerwelt nicht erkennen. Alles iſt unnütz! Aber es iſt eben im Grunde auch alles unwichtig!"

„Vater! Vater!" wimmerte Eliſabeth. Und noch leiſer wimmerte etwas in der Ecke bei der Türe. Tycho ſprang hinzu und zog ſeine ältere Tochter Magdalena hervor, die ſich dort verſteckt gehalten hatte. Sie war mit Eliſabeth zugleich eingetreten.

„Ei, dein Schweſterchen haſt du ja auch mitgebracht, Elis," rief Tycho, förmlich beluſtigt und höhniſch, „ſie ſollte dich wohl ſchützen oder nein, ſie ſollte mir vorführen, wie weit man mit der Keuſchheit kommt. Die eine verdirbt an ihrer Keuſchheit, die andere an ihrer Unkeuſchheit. Nicht wahr, das wollteſt du damit ſagen? Es iſt wirklich einerlei, Verderben hier und dort, was ich

auch tue. Die eine Blüte verwelkt, die andere wird gefressen. Ich bin ein glücklicher Vater und habe glückliche Töchter ... Wein, Jeppe, mehr Wein!"

Der Zwerg kam eilfertig aus dem Vorzimmer, wechselte die Kannen.

„Wenn ich nur den Sinn von alldem wüßte." Tycho krümmte seinen Rücken und bäumte sich wieder auf. „Den Sinn, mein Gott und Herr, den Sinn." Er dachte nach. „Oder soll das der Sinn sein, daß ich mich mitten in diesen nichtswürdigen Geschehnissen als der Nichtswürdigste von allen fühlte, daß ich spüre, wie alles Unheil von mir ausgeht, ja, daß in der ganzen Welt nichts Böses geschehen kann, ohne daß ich mitverflochten oder mitschuldig bin? ... Ihr seht, meine lieben Töchter, daß ich ein Lump bin. Ein Verfluchter. Eine hündische, spitzbübische Seele. Habt ihr es nicht gewußt, habt ihr es noch nie bemerkt? Nun, das wäre also das Neue, daß ihr es von heute an wißt ..."

„Aber Vater, du bist doch so gut," klagte Elisabeth. Und Magdalena küßte seine Hände.

„Gut? Ja, das habe ich selbst geglaubt. Bis heute habe ich es geglaubt. Und das eben war meine allerärgste Sünde. Ich war selbstgerecht, unbußfertig war ich, ich habe geglaubt, daß der

alte Tycho, der alte Tycho ..." Er konnte nicht weiterreden vor Schmerz. Nun trank er mehrere Gläser hintereinander aus. „Vorhin noch habe ich mir gedacht: geh du deinen Weg der Liebe zu Ende und Keplern laß seinen Weg gehen. Wie schweinisch war das gedacht, wie eitel und eingebildet, wie selbstgefällig. O pfui, ich ekle mich vor mir. Ich möchte eine lange Rede halten, aber vor vielen Zuhörern, meine Sünden alle beichten, öffentlich bekennen. Alle sollen sehen, was für ein Schurke ich bin! Nein, nein, nein, nur Galle, Leidenschaft, Hochmut ist in mir, gar nichts Gutes! ... Weg der Liebe! Und wie falsch, wie lügnerisch das noch außerdem ist, ganz abgesehen von aller frevelhaften Eitelkeit. War es denn etwa der Weg der Liebe, daß ich mich um dich, meine Elis, gar nicht gekümmert habe, daß ich plötzlich den Entschluß faßte, Kepler nachzuahmen (o ich eingebildeter, lächerlicher Tor!), ihn ganz unrichtig und für mich unschicklich nachzuahmen, indem ich mich von meiner Familie absonderte, indem ich euch eurem Schicksal überließ? Nun, hier wird meine Schuld, mein Verbrechen, meine Liebloſigkeit ganz deutlich. Ich war es ja, der über dich zu wachen hatte, Elis, und ich habe aus Schlechtigkeit gerade an dir meine Kräfte gespart."

„Aber du haſt mich ja ſo oft nach meinem Leid gefragt. Ich war verſtockt und wollte es nicht ſagen.“

„Und warum habe ich nicht dreißigtauſendmal gefragt? Warum habe ich nicht gefragt, bis meine Zunge blau und geſchwollen war? — Meine Kinder!“ Er zog ſie von beiden Seiten eng an ſich. „Ja, jetzt können wir wieder wagen, einander zu berühren, einander zu küſſen, miteinander zu weinen. Denn jetzt iſt plötzlich alles ganz ins klare gekommen. Als ihr eintratet, um mich zu bitten, da war etwas Falſches, Scheues zwiſchen uns. Jetzt aber kommt zu mir, ganz nahe zu mir, jetzt ſehe ich es ja ein: ich bin es, der an euch gefrevelt hat und der euch abzubitten hat. Wollt ihr eurem Vater vergeben?“

Er riß ſeine Töchter heran, obwohl ſie ſich ſträubten und vor ihm auf die Knie ſinken wollten. Mit ſtarken Armen hielt er ſie feſt. Nun aber erlag die aufs höchſte erregte Eliſabeth einer begreiflichen Verwirrung, ſie konnte das fremdartige Benehmen ihres Vaters nicht anders deuten, als durch die Vermutung, Tycho habe trotz ſeiner Beteuerungen Tengnagel bereits umbringen laſſen. „Er iſt tot! Er iſt tot!“ ſchrie ſie und eilte, ſich losreißend, mit gerungenen Händen ans Fenſter.

Tycho erhob sich, seine Stimme war verändert, beinahe kalt und wieder von jener schneidenden, überraschenden Lustigkeit, die wie ein Sturmwind in einem Augenblick rund um die ganze Erde zu schweifen schien: „Ein Lügner bin ich nicht, Elis. Tengnagel lebt. Aber du hast recht, ich sollte mit meiner Reue und Wiedergeburt nicht so viel Geschrei machen. Auch das ist unwichtig, auch daran liegt nichts. Das eben ist mein Hauptfehler, — nun aber glaube ich schon, in dieser Stunde von einigen Hauptsünden gesprochen zu haben; auch das kommt nur daher, daß ich mich zu wichtig nehme. Jede Sünde ist eine Hauptsünde. Jeder Mensch ist eine Hauptseele. Und weg schon mit diesem lasterhaften Ich, diesem unbrauchbaren, verirrten Tycho. Wenn ich nun bereue, — was liegt daran! Irgendein Mensch bereut. Werde ich mich daran gewöhnen können, daß ich irgendein Mensch bin, ganz gleichgültig für mich und jedermann? Ob ich euch um Verzeihung anflehe oder nicht, — es ist unwichtig. Ich tue es, es ist meine Pflicht, ich dürfte es keinesfalls unterlassen. Aber wenn ich nun meine Pflicht tue, — ist es dann nicht doch ganz gleichgültig, weil es eben selbstverständlich ist? Das ist vielleicht das Letzte, was ich sagen kann: man muß seine Pflicht tun, aber das ist unwichtig,

das darf einen nicht etwa stolz machen, nicht einmal erleichtern oder gar befriedigen, denn die ganze Welt bleibt ja noch da und ist böse und du hast dich um sie zu kümmern und wenn du tausend Pflichten erfüllst, so hast du immer noch tausendundeine Pflicht versäumt ..."

Die letzten Sätze hatte er mit einer ganz sachlichen, einfachen Feierlichkeit nicht mehr an seine beiden Töchter allein, sondern auch an Kepler und Hagecius, die mit Longomontan und Müller eingetreten waren, gerichtet. Diese vier hatten ihn nach dem plötzlich abgebrochenen Gespräch lange genug zurückerwartet, dann überall im Schloß und Dorf gesucht und waren schließlich hierhergewiesen worden. Tycho aber ließ sich durch ihr Kommen nicht stören, er erkannte sie gar nicht, redete zu ihnen, wie er schon vorhin im Geiste zu einer Volksmenge geredet hatte.

Sein Blick war trübe, ins Unendliche gerichtet. Erschreckt über sein verstörtes Aussehen setzten sich die vier nieder und schwiegen. Tycho ging auf und ab, sprach bald wie ein Prediger, bald lachte er zornig auf, bald blieb er am Tisch stehen und trank. Auch ließ er von Jeppe Gläser bringen und befahl allen mit wütendem Ausbruch, ihm Bescheid zu tun. Plötzlich faßte er Kepler schärfer ins

Auge: „Da bist du ja, meine liebe Zuchtrute Kepler. Auch dich habe ich um Verzeihung zu bitten, du guter Mann, ebenso wie meine Töchter.“ Und zu diesen gewendet, die aufstehen und weggehen wollten: „Bleibt nur da, wir wollen die letzten Stunden der Nacht gemeinsam verbringen. Ich verrate nichts, ihr werdet nicht erröten müssen. Aber ist es nicht besser, wenn wir alle beisammen sind? Vor dem Morgengrauen kann man nichts unternehmen, so lange haben wir Zeit, alles zu besprechen, dann aber fällt die Entscheidung. Schade, daß Christine nicht auch mit hier ist. Ruft meine Frau! — Nein, ruft sie nicht. Bleibt nur alle schön sitzen. Ihr würdet nicht zurückkommen, wenn ihr erst einmal draußen wäret. Ich traue niemandem. Ich weiß, es ist heute nicht sehr behaglich in meiner Nähe. Und deshalb befehle ich eben, bitte nicht, sondern befehle allen hierzubleiben. Bis zum Sonnenaufgang. Bei Sonnenaufgang geschieht die Abrechnung, wie ich bereits gesagt habe.“

Kepler, den Tycho die ganze Zeit über am Handgelenk festgehalten hatte, wollte sich losmachen. Nun wandte sich Tycho schroff an ihn: „Und bei dir beginnt die Abrechnung, meine Zuchtrute. Heute wirst du mir Bescheid tun müssen, nicht so

wie an jenem Abend, da du mir den Trinkſpruch verſagteſt. Es war dein erſter Abend in meinem Hauſe, — ja, damals verjagten wir den Junker Tengnagel, und damals ſchon begannen alle dieſe Verwirrungen, jetzt ſehe ich es ein. Einerlei, auch dies iſt unwichtig. Ich will mich nämlich ganz kurz faſſen. Ich weiß ja, Kepler, meine Zuchtrute, die mir Gott geſandt hat: Du biſt ſchuldlos an allem. Und wenn ich dich jetzt fragen wollte, was du an mir und meiner Tochter getan haſt, was allnächtlich bei einem gewiſſen Fenſter mit einem Seil geſchehen iſt: ſchuldlos biſt du. Bleib nur, Eliſabeth. Ich rede nichts mehr davon, es hätte keinen Sinn, Kepler behielte immer dieſe flecken-loſe kindliche Stirn und alle Schuld bliebe nur, wie es auch recht iſt, in meinem Innern zuſammen-geballt. Hat denn Kepler meine Ehre zu hüten? Und ſogar wenn er ſelbſt das Seil gehalten hätte: ſchuldlos iſt er. Unſchuldiger Kepler, höre alſo wohl zu und trinke nur dabei — denn das alles iſt unwichtig, man kann ruhig dabei trinken, höre zu, du biſt ſchuldlos, aber du verzehrſt mich, ſo wie die ſchuldloſe Säure das Metall auffrißt, bei dem ſie liegt. Wir dürfen alſo nicht beiſammen bleiben, das iſt die einfache, unaufgeregte und un-wichtige Schlußfolgerung. Und auch darin liegt

nur wieder meine Schuld; denn ich war es ja, der dich gerufen hat, und du bist nur gekommen, als ein schuldlos Gehorchender. Nun aber war meine Sünde, daß ich Hilfe von dir erwartet habe, daß ich dich auf dem Wege zur Wahrheit und Seligkeit sah, und daß ich mich an dich halten, mich von dir führen lassen wollte. Zur Wahrheit aber kann niemand geführt werden, jeder muß seinen Weg allein gehen. — Unwichtig, selbstverständlich! — Nun siehst du, möglicherweise ist dein Weg der bessere, trotzdem kann ich aber nur auf meinem schlechteren, aber meinem Weg vorwärts gelangen. Und deshalb mußte mir ebendaher, von wo ich die letzte Hilfe erwartete, das ärgste Unglück kommen. Ohne zu wollen, mußtest du mich züchtigen und verzehren. Von jenem Abend an, da du so einsichtig warst, keinen Trinkspruch auszubringen. Ich habe es mit Groll gefühlt und dieser Groll war wieder eine Sünde, den sollst du mir verzeihen. Dann aber sollst du, mitsamt deiner Schuldlosigkeit, dich aufmachen und mich nie mehr wiedersehen."

„Ich wollte ohnedies um Urlaub bitten," stammelte Kepler verwirrt, „um einige Angelegenheiten in Graz zu ordnen."

Doch plötzlich mischte sich Hagecius ein: „Das geht nicht so, das darf nicht übereilt werden."

Tycho rollte auf ihn zu und hätte sich bald wie ein niederstürzender Felsblock über ihn geworfen: „Was darf nicht übereilt werden?"

Das Männchen begann zu salbadern. Es sei doch nicht schön, wenn zwei viri egregii, die so lange zur Freude aller Musen gemeinsam gearbeitet hätten, wegen einer kleinlichen dissensio auseinandergingen. Jetzt eben rüste sich der Kaiser allbereits, aus Pilsen nach Prag zurückzukehren, es sei vorgesehen, daß er hierbei die arcem Benatek berühre und an den Arbeiten der beiden Freunde sich ergötze ...

„Ihr wollt also einen Vortrag über die Freundschaft halten," lachte Tycho aus vollem Halse und warf sich in einen Sessel, „da will ich gerne zuhören, der Gegenstand ist eines neuen Platon würdig und interessiert mich ganz gewaltig."

Kepler war peinlich berührt: „Nein, wir wollen schlafen gehen und keinen Vortrag mehr anhören. Und morgen, so denkt Ihr es wohl selbst, Meister, soll der Abschied sein."

„Ja, bei mir geht es toll her, lieber Kepler. Fechtübungen und Redeakademien in der Nacht, das ist wohl etwas ungewöhnlich. Du wirst froh sein, wenn du dieser Unterbrechungen deiner Studien ledig wirst, nicht wahr?"

Tycho beugte sich vor, bis knapp vor Keplers Gesicht, und sah ihn in knabenhaft herausfordernder Haltung scharf an.

Hagecius aber verstand immer noch nicht, daß zwischen den beiden Riesengeistern, die einander entgegengetreten waren, der letzte gewaltige Kampf zum Austrag kam. Diese beiden echten Menschen hatten einander kurz und mit schlichten Worten gesagt, wie es stand; er dagegen wollte nun in langer, kunstreicher Rede vertuschen, um das Eigentliche herumsprechen, vermitteln. Man konnte sich nichts Lächerlicheres denken als den Eifer, mit dem das dürre Kerlchen zum Frieden riet und den Gegensatz, der meilenhoch über seinem Kopf wetterleuchtete, zu durchschauen und zu meistern vorgab. Belustigt hörte ihm Tycho eine Weile zu, dann stieß er mit ihm an: „Wohlgesprochen, Doktor. Und eben deshalb bleibt alles bei dem, wie ich es angeordnet habe."

Prustend, scharlachrot im Gesicht, tanzte Hagecius vom Sessel auf: „Dann verwehre ich es ... habe geheimes Reskriptum ... kraft kaiserlicher Autorität ... Kepler darf nicht entlassen werden, sine approbatione judicis ... habe geheime Akta."

„In meinem Hause gibt es keine geheimen

Akta," brüllte Tycho. „Merkt es Euch, Ihr Meister der Freundschaft, daß man zu mir nicht kommt, um ohne mein Vorwissen Kundschaft zu treiben. Was gehen mich solche Dinge an, ich will nichts von Euren Geheimnissen wissen. Eines aber weiß ich jetzt mit schrecklicher Klarheit: Euch, Euch habe ich wahrhaftig für meinen Freund gehalten, Hagecius! So verlassen, so gesunken war ich schon, daß ich jedes gute Wort aus dem Dreck aufraffte, wo nur etwas zu meinem Nutzen geschah, wo einer aus irgendwelchen dummen Gründen zu meinen Gunsten sprach. So genügsam war ich aus lauter Selbstsucht und Wichtigtuerei. Euerer Disputation mit dem Ursus wegen habe ich schon für Euch gebrannt. O der eitle Narr, der ich war. Werde ich nun endlich das Echte vom Unechten sondern? Kepler sende ich von mir weg und Hagecius wollte ich als meinen Freund am Herzen bewahren? War ich wirklich so verblendet? ... O glaubt mir, ich bin noch jetzt, noch in diesem Augenblick, verblendet. Aber ich habe den festen Willen, streng zu sein und alles, was mich betrifft, für unwichtig zu halten. Und deshalb will ich euch alles darlegen. Wir haben ja Zeit, und eine gewaltige Lust kommt über mich, die Reihe der Vorträge, die mein Freund Hagecius begonnen hat, fort-

zuſetzen. Aber ihr müßt trinken, wie ich trinke, ſonſt verſtehen wir einander nicht mehr."

Tycho ſtand nun in der Fenſterniſche, deren Fußboden zu einer Art Podium erhöht war. Ohne ein Wort weiter zu verlieren, ſtellte er mit Krachen einen Seſſel auf dieſes Podium, zog den Tiſch an ſich heran bis knapp vor die Niſche und ſetzte auf deſſen Fläche, die nun zu niedrig war, einen Fußſchemel. Auf dieſe Weiſe war etwas wie ein Katheder fertiggeſtellt, hinter dem Tycho mit übertrieben gravitätiſcher Miene Platz nahm. Mit Entſetzen bemerkten die Anweſenden, die auf Tychos ironiſch ernſthaften Wink aus ihren Seſſeln eine Reihe in einigem Abſtand von dieſem ſeltſamen Vortragspult gebildet hatten, daß der Geiſt des alten Helden mehr und mehr außer Rand und Band kam. Man hätte das, was er nun trieb, für einen übermütigen Scherz halten können, aber der tiefe leidvolle Sinn, der in jedem der verzerrten Worte ſtak, brachte im Verein mit dieſer grellen Luſtigkeit den Eindruck des Wahnwitzes hervor. Die beiden Mädchen ſaßen denn auch blaß und geſpannt da, jeden Augenblick bereit, hervorzuſpringen und ihrem Vater wie einem Kranken Hilfe zu bringen. Auch Kepler, den Tycho immer im Auge behielt, hatte allen Unwillen

längst vergessen und war von der fürchterlichsten Aufregung überwältigt; in seiner Not begann er leise, kindlich zu beten, die Nacht möge schnell zu Ende gehen und Tychos Wahn geheilt werden. Longomontan und Müller hatten den Kopf verloren, sie weinten, da sie ihren verehrten Lehrer in diesem rasenden Zustand festgehalten sahen. Nur Hagecius, der sogar mitten in dieser Auflösung aller Ordnung seinem Hang zum Zeremoniell nachgab, machte den angestrengten Versuch, Tychos Worte als einen regelmäßigen lehrhaften Vortrag aufzufassen, der nichts Außergewöhnliches hatte. Die Beleidigungen, die Tycho ihm lachend ins Gesicht geschleudert hatte, hatte er nicht recht verstanden, nun zog ihn überdies seine Neugierde heran, und bald war er der einzige in dem aufgepeitschten Auditorium, der aufmerksam zuhörte.

„Ich habe nie die Ehre gehabt," begann Tycho mit großartiger Selbstverhöhnung, „an einer Universitas meine Lehre vortragen zu dürfen. Mit Freude nehme ich daher die gute Gelegenheit wahr, vor diesem ausgewählten Publikum meine Vorlesungen zu beginnen, in denen die Erfahrungen eines langen und, das darf man wohl sagen, mühsamen Lebens sich verkünden sollen. Ich nenne mein Kolleg daher auch, indem ich mir schon im

Titel meine eben gewonnene, augenblicklich letzte Erfahrung zunutze mache: Erfahrungen eines unwichtigen Lebens. Unwichtig, man merke das wohl, es wird später erklärt werden. Ursprünglich wollte ich den Titel wählen: Ahasverus oder das Leben des ewigen Juden oder der Mißerfolge und der Unruhe. Doch davon bin ich abgekommen, wie ich überhaupt von den dichterischen Vergleichen und schönen zierlichen Worten abkommen will . . ."

Hier wurde Tycho unterbrochen. Ein Trupp Soldaten, besoffen und gröhlend, stürzte herein. Sie waren offenbar in der Verfolgung Jeppes begriffen, der knapp vorher mit frisch gefüllten Weinkannen gekommen war. Verhetzt und atemlos war er eingetreten, doch mit strenger Selbstbeherrschung versagte er sich diesmal, wie immer, jeden Nebenlaut, jede Bewegung, die nicht durch den Dienst gefordert war. Dieser arme Zwerg war das einzige Wesen, das sich Tycho geradezu willenlos unterordnete und es ängstlich vermied, ihm lästig zu fallen.

„Da kommen mir ja neue Hörer," begrüßte Tycho die Soldaten. „Tapfere Söhne des Mavors, auch ihr könnt noch manches von mir lernen, obwohl auch ihr wie Ahasverus ruhelos das Land befahrt und der Schwären und Unbilden voll seid

an Seel' und Leib. Setzt euch nur um mich her und hört mir zu. Bringt Stühle, Fensterbänke. Und nehmt Gläser, Wein, wir trinken und philosophieren." Sein blasses verschwollenes Gesicht jagte ihnen Furcht ein, sie ließen sich auf der Erde nieder wie gebändigte Tiere und hörten dem seltsamen Redeschwall zu, der sie verwirrte. Von nun an wurde es aber unruhig. Andere Soldaten, die den ersten gefolgt waren, kamen herein, unterhielten sich laut, wurden von den Zuhörenden zurechtgewiesen. Viele gingen nach kurzer Zeit, da das Zimmer heiß und übervoll war. Zwei rauften schon in einer Ecke. Es zeigte sich, daß einige fromm waren und Tycho für einen Mönch hielten, von dem Ablaß zu kaufen war. Da er nicht enden wollte, schrien sie ihm die Geldsummen zu, die sie boten. Der weißhaarige Feldhauptmann trat zuletzt ein, zog sofort Würfel aus der Tasche und verlangte mit lauter Stimme eine Trommel. Sie wurde geholt und bald wirbelten auf ihrem Fell die fleißigen Steinchen der Spieler. Alle tranken; als aber ein Lied angestimmt wurde, wies sie Hagecius giftig zur Ruhe. Man antwortete ihm mit unbändigem Gelächter und Fluchen.

Von all dem ungestört setzte Tycho seine Vorlesung fort, er schien den Lärm überhaupt nicht zu

bemerken. Er sprach davon, wie ihn seit seiner Jugend das Unglück verfolge; er sprach wohl eigentlich nur für sich, obwohl seine Stimme den gewohnten unermüdlichen Metallklang behielt. Dann aber verlor er sich für eine Weile ganz in ein sinnloses Gekicher. Scheinbar ohne inneren Grund begann er, immer noch kichernd, einen Professor der Rostocker Universität, bei dem er vor fünfunddreißig Jahren Medizin gehört hatte, nachzuahmen. Dann bot er seinen Zuhörern das Schauspiel, Gang und Redeweise seines ehemaligen Präzeptors Vedel darzustellen, der bestellt gewesen war, darüber zu wachen, daß der kleine Tycho nichts als Jura studiere, wie seine hochadelige Familie es wünschte. Natürlich mußte ihm Vedel bald streng verbieten, sich mit Astronomie zu befassen, so daß schon seine früheste Erinnerung an die Wissenschaft schmerzensvolle Hindernisse betraf. Damals hatte er sich einen faustgroßen Himmelsglobus, auf dem die wichtigsten Sternbilder eingezeichnet waren, für schwer erspartes Geld gekauft und nachts, wenn Vedel schlief, zog der Knabe diesen Schatz hervor, den er im Notfalle in der Hand verbergen konnte, und lernte das, wonach es ihn drängte. „So schwer ist mir schon der Anfang gemacht worden," rief Tycho, „und ebenso schwer ist es weiter ge-

gangen. Alles mußte ich erkämpfen, um alles mich kümmern. Versah ich nur einen Augenblick das Richtige, so war das Unheil geschehen. Wie viele Leute sind Raufbolde ihr Lebtag, ich aber habe gleich in meinem ersten und einzigen Duell dieses da abbekommen." Er hob den Zeigefinger steif zu seiner verkrüppelten Nase empor und machte eine Pause, in der seine Augen ganz leer und blaß wurden.

„Warum sage ich das alles?" rief er plötzlich und sprang auf. „Warum sage ich das alles, Elisabeth?" Er zeigte mit dem Finger auf sie, wie ein Lehrer, der während des Vortrags eine Frage an einen Schüler stellt, um sich zu überzeugen, ob alle aufmerken. Und mit unbegreiflicher Hartnäckigkeit spielte er seine burleske Rolle weiter, indem er nun, da Elisabeth nicht antwortete, auch den Ärger des Lehrers, der einen Unaufmerksamen ertappt hat, in seine Stimme legte: „Ich erzähle das alles nur, um zu zeigen, wie unwichtig es ist. Nun wohl, es ist mein Teil, mich um alles zu kümmern, alles zu erkämpfen oder besser gesagt, im Kampfe um alles zu unterliegen. Aber das ist eben meine Pflicht, meine natürliche Anlage, im übrigen gar nichts Besonderes. Früher war ich stolz darauf, daß ich mir und allen Menschen

rings um mich zu helfen wußte. Und noch heute weiß ich es, daß es richtig ist, allen zu helfen und auch für sich so weit zu sorgen, damit man recht tüchtig helfen kann. Ich weiß, daß es richtig ist, diesen ungeheuren Schmerz zu spüren, angesichts der ganzen qualvollen Welt, die auf Hilfe und Erlösung wartet. Aber wehe dem, der in diesem Schmerze auch nur die kleinste Süßigkeit findet, der darauf stolz ist, zu helfen, der dies nicht als eine bittere peinvolle Notwendigkeit empfindet, sondern als einen endgültigen, zufriedenstellenden Zustand, als ein Glück, eine Schwelgerei im Schmerz! — Ihr Soldaten," er erhob nun die Stimme zu ihrer vollen Kraft, so daß sie schmetterte und Lärm und Unfug und Würfelspiel und alles Kommen und Gehen in dem engen Gemach hoch übertönte, „ihr Soldaten, seid ihr christliche Landsknechte oder wollt ihr Heiden gleichgehalten werden?"

Mit grinsenden Gesichtern blickten einige zu ihm auf, die Sache begann sie zu unterhalten. Sie stießen einander mit den Ellenbogen an und machten leise Späße. Nur der Hauptmann bestand darauf, sein Spiel mit den ihm zunächst Hockenden fortzusetzen. Die andern mahnten einander zur Ruhe und ließen nur flüsternd die Kanne im Kreise um-

gehen, so daß es ein seltsam stilles Saufgelage wurde.

Tycho schickte seinen Blick mit verhaltenem Zorn von einem zum andern, ließ ihn dann an einem jungen rotbackigen Burschen haften, ganz nach Art eines Professors bei einer allgemeinen Prüfung: „Nun, sage mir, bist du ein Christ oder bist du es nicht?"

Der Angerufene sprang auf und stellte sich gerade hin, als spreche der Kommandant mit ihm. „Ich bin ein Christ," erwiderte er mit unerwartet mißtönender, hoher Stimme.

„Dann sage mir: welches waren die letzten Worte, die Christus, unser Herr, am Kreuze kurz vor seinem leiblichen Tod gesprochen hat."

Der junge Soldat verstummte und als die Kumpane rings um ihn zu lachen anfingen, setzte er sich mit einer unwirschen Gebärde wieder auf den Fußboden nieder.

Ein anderer meldete sich und sagte schüchtern: „Mich dürstet," worauf ihm aber der Hauptmann sofort mit hölliſchem Spott die volle Kanne hinhielt. Alle nahmen es für eine gelungene Posse und brachen nun in tolles Gewieher aus. Auch Hagecius, der sich aus seinem Sessel zur Hälfte gegen die verlotterte Andachtsgemeinde hin um-

gedreht hatte, konnte sich nicht enthalten, ein trockenes Räuspern des Beifalls hören zu lassen. Tycho aber schien durchaus keinen Spaß verstehen zu wollen, immer noch blickte er, eine Antwort erwartend, die Reihen der Soldaten entlang und eine lange gereizte Pause entstand. Schon murrten einige ganz bedrohlich, und man konnte nicht voraussehen, in welcher Form der nächste Augenblick die Spannung lösen würde. Da fanden Elisabeth und Magdalena, die wie gelähmt vor Angst dasaßen, einander innig an den Händen festhaltend, beide gleichzeitig die Sprache und von zwei schönen sanften Mädchenstimmen erzitterte die verdorbene Luft des Zimmers: „Es ist vollbracht."

Nun aber war Tycho vollends entfesselt: „Nein, nein! Es ist nicht vollbracht, so soll es heißen. Es ist ein Fehler in der Uberlieferung, das fühle ich ganz deutlich... Als der Herr seine Kraft erlöschen fühlte, da rief er aus: Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Und damit soll gesagt sein, daß er wohl wußte, ein unvollendetes Werk, eine unerlöste Welt voll von bösen Menschen und Missetaten zurückzulassen. Daran eben mag man die unsagbare Heiligkeit unseres Herrn ermessen, daß er selbst damals, als er schon am Kreuze hing, selbst damals, als er

sich ganz und gar hingab, — immer noch zu wenig getan zu haben vermeinte. Auch als er für die Menschen starb, als er sich hinopferte, war er noch — mit sich und seiner Arbeit unzufrieden. Und deshalb waren seine letzten Worte keine Hymne, wie sie unsere wohlfeilen Dichterlinge anstimmen mögen, sie waren auch kein Abschluß, diese letzten Worte, kein Siegel, das vor lauter Befriedigung erkaltet und in schöner Rundung hart wird. Nein, diese letzten Worte waren ganz weich und zerbrochen, waren ohne jeden Stolz gesagt und des wahrsten Unglücks voll, ja schmerzhaft unglücklich und ins Leere verhaucht. Es ist nicht vollbracht, es ist nicht vollbracht, wehklagte der Herr. O weinet mit mir, denn es ist nicht vollbracht. Welch ein Born von Unglück, Mitleid, von Unzufriedenheit und trostloser nackter Verzweiflung liegt in diesen Worten. O könnte ich sie ganz ausschöpfen, könnte ich doch in ihre abgründigste schauerlichste Tiefe hinabsteigen. Mein Gott, es ist nicht vollbracht, warum hast du mich verlassen! — Ja, hiervon sollt ihr lernen, von unserem Herrn Jesus sollt ihr dieses alleräußerste Selbstbewußtsein, das Bewußtsein der Nichtigkeit lernen. Das ist es vielleicht, weshalb ich so klug, so umsichtig, geschickt, sorgend und be-

wußt, so ganz ohne Selbstvergessen, so immerwach durch das Leben gegangen bin, um diesen jetzigen Augenblick zu erleben, den höchsten Punkt der Wachheit und Klugheit, in dem man zu sich selbst spricht: Opfere dich hin, stirb, aber wisse, selbst am Kreuze wisse es, — niemals ist es vollbracht. Nein, nein, nein, hilf und geh dabei zugrunde und wisse, daß du immer noch viel zu wenig geholfen hast. Sieh deinen Mißerfolg, sieh den Teufel, der triumphiert, und dennoch, obwohl es sinnlos und vergeblich ist, hilf und hilf und hilf, ohne Dank, ohne Befriedigung, die Schamröte und das Schuldbewußtsein in der Seele, im Bewußtsein des Mißerfolgs hilf und hilf ..."

Er wandte sich schnell gegen das Fenster in seinem Rücken. Der erste Schein der aufschimmernden Morgendämmerung war auf die Tischfläche gefallen und hatte ihn abgelenkt: „Ein neuer Tag, eine neue Pflicht. Und immer dieses Brennen in der Seele, nie zu löschen, dieser Schrei nach Erlösung, der keine Antwort findet ..."

Er verstummte. Draußen begannen die Hähne zu krähen. Im grauen Licht, das von den fernen Waldsäumen wie eine leichte Ausdünstung die Himmelskuppel hinanstieg, wie um sie mit sanfter Gewalt zu sprengen, erhob sich ein kühler Luftzug

und kam zum Fenster herein. Die Bäume im Park duckten sich rauschend und warfen dann, wieder aufgerichtet, ihre belaubten Äste mit Splittern und Gezisch an die Wände des Schlosses. Im Zimmer dampften die niedergebrannten Kerzen aus ... Jetzt erst sah man, wie weiß und schlaff Tychos Gesicht war. Schweißtropfen standen auf der Stirn, auf dem kahlen Kopf. Wams und Hemd schlotterten, weit aufgerissen, um die Brust, die sich mehrmals mit einem unendlichen Seufzer den kalten Lüften entgegenhob. Und nun sprach er leiser, immer noch dozierend und störrisch, doch gleichsam dem Ende seiner erzwungenen Verstellung sich nähernd: „Angesichts des neuen Tages erwacht aber auch die neue Hoffnung. Vielleicht ist nämlich gerade dieses Quälende in uns, das sich nie zufrieden gibt und das deshalb nie zur Ruhe kommen kann, das von Hoffnung zu Hoffnung, von Nichterfüllung zu Nichterfüllung hinstrebt, das meinen Stolz bricht und mir, selbst im Augenblicke, da ich Hilfe bringe, meine Schlechtigkeit zeigt, — vielleicht ist gerade dieses „Es ist nicht vollbracht" das eigentlich Himmlische in uns. Der Stachel, der mich am Leben erhält. Die Quelle, die mich unversieglich speist. Ob ich helfe oder nicht helfe, immer geschieht zwar das Böse und niemals darf

ich mich freuen. Niemals vollbringe ich es. Und dennoch zu helfen, dennoch, dennoch, — ist das nicht Gottes Sache, gerade dies — Gottes Sache ..." Er murmelte nur noch: „Könnte ich es glauben, o könnte ich es doch glauben. —"

Nun erhob sich Kepler und trat auf Tycho zu, mit gewichtigen Worten: „Meister, es ist genug. Ihr seid müde." Er hatte sich leise mit Hagecius beraten und sie waren übereingekommen, daß man Tycho zu Bett bringen müsse.

Tycho fuhr zusammen: „Nein, bis zum Sonnenaufgang, wie ich es gesagt habe ... Wein, ich will Wein, Jeppe, Jeppe!"

Doch der Zwerg, der sich schon lange Zeit nicht hatte blicken lassen, erschien auch jetzt nicht. Tycho wiederholte unwillig seinen Ruf. Da erhob sich der weißhaarige Anführer und ging hinaus, wie um Jeppe zu suchen.

Am Himmel begann sich die Morgenröte auszubreiten. Von derselben Stelle am Horizont wie gestern Abend der düstere Glanz des Feuers schien sie hervorzugehen, doch zog sie milde, durchsichtig und stark einher, nichts Erschreckendes war an ihr ... Tycho empfing sie still; mit seinen Armen, die auf der Tischfläche lagen, deutete er unendlich zart eine Bewegung des Umarmens

an. Endlich, nach langem Stillschweigen wandte er sich wieder den Menschen im Zimmer zu, jetzt aber nicht mehr fremdartig, sondern zu ihnen hinschmelzend, von innerster Rührung übermannt: „O ja, meine Freunde, ich glaube es — ich horche in mein Inneres und glaube es — eine Ewigkeit ist es, die ich da aus meinen Pulsschlägen, aus meiner Sehnsucht heraushöre. — Ewig sind wir, unendlich sind wir mit unserer Demut, wir untröstlich Trauernden vor halbvollbrachtem Werk. In unseren furchtbaren Schmerzen sind wir unzerstörbar. — Da wir einander nie zu Ende helfen können: sagt, Freunde, müssen wir nicht gerade deshalb ewig beisammenbleiben? So wie wir diese Nacht gemeinsam durchwacht haben bis zum Sonnenaufgang: müssen wir nicht so bis zu jenem Aufgang der geistigen Sonne treulich beisammensitzen und einander lieben? — O meine Freunde, wie liebe ich euch. — Unglückliche Elisabeth, der ich nicht helfen kann. Magdalena, unrettbar Verlorene. Ich klammere euch für ewig an mich, kraft meiner schmerzhaften vergeblichen Sehnsucht, euch zu retten, ich schmiege meine ewige Wunde an die euren — und du, mein Kepler, der mir nicht beistehen konnte, ewig von mir getrennt, — und du, vielkluger Hagecius, mit deinen nie

erschöpften Hinterhalten — noch lange, lange Zeit müssen wir weiter miteinander spielen, noch ewig lange, ehe wir brüderlich zusammentreffen — und ihr, liebe Schüler, und ihr ganz Fernen, ihr Kriegsleute, allen fühle ich mich heute so verwandt, wir verlassen einander nicht, mit unserem ungeheuren gemeinsamen Schicksal sind wir ja alle aneinandergekettet, — in diesem Augenblick, fühlt es doch, geschieht etwas, was uns für ewig vereinigt — hört ihr es nicht, wie die Ewigkeit hereinsaust, wie die Zeit still steht, — werdet ihr ihn niemals vergessen, diesen Augenblick?"

Er hatte den Tisch zurückgeschoben und kam von seinem Podium herunter, die Arme weit auseinandergereckt . . . Und nun teilte sich der Haufen der Soldaten, in den schon seit einiger Zeit ein unruhiges Flüstern gefahren war. Es war so, als warteten alle auf ein Wunder, so wie Tychos angstvolle und doch verklärte Miene ein furchtbares Wunder heraufzubeschwören schien.

Die Türe öffnete sich. Zwei Soldaten brachten den Zwerg herein. Sie trugen ihn. Er war tot, seine mageren kleinen Händchen hingen aus den roten Schellenkleidern schlaff herab.

Der Fußschemel, der auf dem Tische stand, wurde umgedreht, so daß er mit den Beinen nach oben

wies und war nun eben groß genug als Bahre für das arme Menschlein Jeppe, das mit kreideweißem Gesichtchen, die Arme über der hohen spitzigen Brust verschränkt, dalag, im ersten goldenen Strahl der aufgehenden Sonne, und sich nicht mehr rührte.

Die Soldaten begannen unwillig zu murmeln: „Wer hat das getan?" Andere antworteten: „Der Hauptmann. Unten im Keller. Ich selbst hab' es gesehen, wie er ihn gewürgt hat. Vor einer Stunde. Und jetzt ist der Kerl eben davongeritten . . ."

„Wo habt ihr ihn gefunden," fragte Tycho die Träger, mit einer Stimme, der man es anmerkte, daß sie mit letzter Anstrengung die für lange Zeit letzten Worte sagte.

„Hier vor der Schwelle."

Da trat er an den Leichnam heran, hob ihn aus dem Bettchen heraus und nahm ihn auf seine Arme wie einen Säugling. Dann tat er etwas, was er noch nie getan hatte. Er küßte den Zwerg und blieb dann niedergebeugt, eine Wange an die Wange der Leiche gelehnt. So schaute er in die Runde und es war keiner, der unter diesem vorwurfsvollen, unendlich schmerzerfüllten Blick nicht eben jenes über die ganze Welt hin sich ausstreckende Schuldbewußtsein, von dem Tycho ge-

sprochen hatte, geradezu sinnlich empfunden hätte. In diesem Augenblick hatten alle den Zwerg ermordet, doch alle hatten auch um ihn gebangt, allen war er ermordet worden. — Gesprochen wurde nichts mehr. Es war nicht mehr nötig. Alle verstanden und ahnten, wie Tycho Mühe auf Mühe gehäuft hatte, um ihn aufzuziehen und wie er ihn vor einem jähen Tode doch nicht hatte bewahren können. Diejenigen, die Näheres über das Leben des Zwerges wußten, Elisabeth und Magdalena, erstarrten wohl gar bei dem Gedanken, daß Tycho damals Jeppe aus den Händen roher Söldner gerettet und nun mit seiner raschen Tat doch nur einen kurzen Aufschub des Verhängnisses erwirkt, das Kind gleichsam an dieselben Söldnerhände wieder verloren hatte. Wer aber nicht eingeweiht war, der sah doch den Zwerg im Keller hinstürzen, dann mühselig sich die Treppe hinaufschleppen, tödlich verwundet, und an der Türe des geliebten Herrn zusammenbrechen, den er nicht mehr erreichen konnte.

So trat unter verschiedenen Gestalten die Fruchtlosigkeit menschlicher Liebe und menschlicher Wohltaten ergreifend nahe vor die Augen der Anwesenden, doch alle fühlten nicht nur das Weh, auch die Erhabenheit dieser Vorstellung ... im Anblick

Tychos, dessen müde und ganz auseinanderstürzende Stirnrunzeln, neben das Zwergköpfchen gebettet, einen Schein der höheren, überirdischen Liebe auszuschicken begannen.

10

Kaum eine Viertelstunde später stand Tycho bei den Vorposten, die Tengnagels Blockhaus immer noch umzingelt hielten. — Am Waldrand fand er jedoch seinen Sohn Tycho schon damit beschäftigt, die Rottenführer auszuzahlen und wegzuschicken. Stumm musterte Tycho die Veranstaltung und schritt dann, allen sichtbar, die Halde hinab, auf die Belagerten zu.

Es war ihm klar geworden, daß es hier nicht anging, einen beliebigen Fürsprecher zu senden. Er selbst mußte zu Tengnagel gehen, als Anwalt seiner Familie, er selbst mußte sich um Elisabeths willen vor dem jungen Mann demütigen, das Knie vor ihm beugen, wenn es not tat, wie einst Priamos vor Achilleus. — Doch seltsam war es, daß nicht so sehr dieses strenge „Müssen" Tychos Gedanken erfüllte, wie ein ganz neuartiges Gefühl der Ausdehnung und Liebe, das eigentlich kein Wohlgefühl war und gar nichts von jenem „Stolze auf den

guten Weg" hatte, den Tycho in dieser Schreckensnacht für immer abgeschworen hatte; vielmehr ward es genau so offenbar, als sei es schon seit jeher in Tycho dagewesen, nur entstellt und unter einem Wust falscher Empfindungen versteckt und eben deshalb, weil es nicht als etwas Hinzugekommenes, sondern als das Ursprünglichste, Natürlichste in ihm auftrat, das sich endlich von allem Beiwerk gereinigt hatte, war es mit nichts anderem zu vergleichen. Es belastete daher Tycho auch gar nicht, setzte ihn nicht in Erstaunen, beschäftigte ihn nicht einmal; sondern während er den Abhang hinunterging, hielt es sich unscheinbar und sanft im Hintergrund seines Gemütes und gestattete ihm nicht nur, eifrig an sein bevorstehendes Gespräch mit Tengnagel zu denken, sondern gab ihm auch noch nebstbei Zeit, die frische Luft des Gras- und Waldmorgens mit tiefen Zügen einzuatmen, die freilich durch den Tod des kleinen Krüppels unbegreiflich umschattet war.

Seinem Gefühl nach befand er sich übrigens in einer recht regelmäßigen, ja alltäglichen Stimmung; dennoch war, ihm verborgen, etwas ganz Ungewöhnliches in seinem Zustand, das sich darin äußerte, daß er überhaupt keine Furcht empfand, obwohl er sich geradenwegs dem durch den Nacht-

kampf erbitterten Feind näherte ... Das Dach der Hütte war zur Hälfte abgebrannt und ein Posten, der zwischen den rußigen Balken den Kopf vorstreckte, legte sofort das Gewehr auf Tycho an. Tycho beobachtete es ganz genau, sah die schwarze Mündung des Rohres auf sich gerichtet; aber er machte keinen langsameren oder schnelleren Schritt, ging ruhig weiter, ja, obwohl er sich seiner Lage vollkommen bewußt war, hatte er durchaus nicht das Gefühl einer Gefahr. Er sah die ihm gegenüberliegende Bergumfassung des Isertales, scharf abgehoben vor dem weißen Himmel, bei jedem seiner wiegenden, behaglichen Schritte ein wenig sinken und dann ein größeres Stück emporrücken. Von dieser sanften Wellenbewegung des Berglandes, das allmählich auch von der rechten und linken Hand her über seinem Kopf zusammenschlug wie der Wasserspiegel über einem Ertrinkenden, fühlte er sich bedeckt, beruhigt, gleichsam der Landschaft anvertraut ... Nun krachte der Schuß, — rauschend kam der Widerhall von den Bergen zurück und zog sich um Tycho zusammen wie ein Mantel. Er aber erschrak nicht, nein, jetzt, unter Lärm und weißem Dampf, erschien er sich erst recht gesichert und unberührbar ... Einen Augenblick huschte das Gefühl vorbei, als könne er nun in

seiner Sicherheit zum erstenmale Keplers Seele von innen verstehen, statt sie immer nur von außen als etwas Unheimliches zu bewundern ... Doch hatte er keine Zeit, dies zu fassen, denn schon war er an der Umwallung angelangt. Man hatte endlich gesehen, daß er waffenlos war. Die Wache senkte das Gewehr und ließ, ohne daß Tycho ein Wort gesprochen hätte, die kleine Zugbrücke hinab. — Tycho trat ein. An den Schießscharten der Schanze lehnten in müdem Halbschlaf die Verteidiger, die Wangen wie an die Mauer geschmiedet. Diese Wangen waren im fröstelnden Morgenwind farblos und eingefallen, wie die von Toten, entstellt von der fürchterlichen, stundenlangen Anstrengung des Kampfes. Sterbende und Schwerverwundete waren an die Wand der Hütte gelegt, auch übereinander geschichtet in Haufen. Ihre zerfetzten Kleider, ihre blutenden und von Pulverrauch geschwärzten Gesichter und Hände hatten nichts Menschliches mehr, waren unbrauchbare zerbrochene Dinge geworden, — die armen Körper lagen denn auch wirklich so da, als sollten sie nach Erstürmung der Schanze als bloße Masse, als letzter Wall vor der Hütte benützt werden.

Von all den elenden Gestalten die allerelendeste erhob sich nun aus einem Haufen von Rüben-

säcken in der Ecke, wo sie halbausgestreckt gelegen war. Es war Tengnagel, der heranwankte, die Augen unverwandt auf Tycho gerichtet, wie auf eine fürchterliche überirdische Erscheinung. — Seine Knechte mit ihren schlichten Helmen und braunen Kleidern sahen nicht halb so hergenommen aus, wie er, dessen immerhin kostbarere Tracht in jämmerlichen Stücken und Rissen, kotig, naß und verbeult um den Leib schlotterte. Der plötzliche Überfall hatte ihm keine Zeit gelassen, sich umzukleiden. So hatte er auf dünnen Sohlen, im Samtbarett, mit geschlitzten Puffärmeln gekämpft. Nun bot er in Aufzug und leidender Miene das Bild äußerster Lebensnot.

Tycho hatte augenblicklich alle die sorgfältigen Worte vergessen, die er sich unterwegs ausgedacht hatte. Ein leidender Mensch stand vor ihm. Es war gar nicht so schwer, ihm abzubitten, wie er es sich vorgestellt hatte. In der Nacht hatte Tycho eben nur das Trostlose, Verzweifelte, Graue der guten Tat gesehen. All dies fühlte er auch jetzt noch. Er war auch jetzt, während er auf Tengnagel zutrat, von der schließlichen Erfolglosigkeit menschlicher Hilfe überzeugt. Aber etwas, was er nicht hatte voraussehen können, kam lösend und erleichternd hinzu: die Tat selbst. Genau dasselbe

war sie, wie die düsteren, verzichtenden Überlegungen der Nacht und doch etwas ganz anderes; sie zuckte ja von Leben und von lichten befreienden Wirklichkeiten da, wo die Überlegung nur verneint hatte. Ein Gefühl tapferer brüderlicher Herzlichkeit umströmte sie, und mochte es auch sinnlos, ja lächerlich scheinen, ein Aufwallen starker Liebe zu Tengnagel hin, dem Tycho nun seine Hand entgegenstreckte.

Aber Tengnagel wich scheu zurück, sah zur Seite, wie ein geschlagener Hund.

Freundlich wies Tycho auf die Hütte, in die er mit dem Junker eintreten wollte, um alles der Reihe nach zu besprechen.

Tengnagel sah ihn immer noch starr an, er verstand ihn nicht. Ihm war ja Tycho seit jeher der Mann des angesehenen, ungeheuren Namens gewesen, die Figur von überragender Größe und Bedeutung, der er sich ehrfürchtig zu beugen hatte. Auch alle die Monate seiner Verbannung hatte er nicht aufgehört, Tycho zu verehren und die nächtliche Beschießung im Grunde als ein gerechtes Strafgericht dafür hingenommen, daß er sich gegen seinen Meister aufgelehnt hatte. Nun mußte es seinen nach harter Schlacht ganz entkräfteten Geist schrecken, den Rächer plötzlich mitten in seinem

Lager auftauchen zu sehen. Wie war er hereingekommen, ohne Waffen, ohne Parole? War es, um ihn zu holen, um die Strafe, gegen die er sich vergebens gesträubt hatte, mit göttlicher Obergewalt zu vollziehen? — Tengnagels Entsetzen sah schon ein feuriges Schwert gezückt. „Ich bin ohne Schuld an all dem, was geschehen ist," stammelte er.

Jetzt erst bemerkte Tycho zu seinem unsäglichen Erstaunen, daß Tengnagel sich vor ihm fürchtete. Diese Erkenntnis trieb ihm wieder jene Schamröte ins Gesicht, die ihn in der Nacht heimgesucht hatte. O dieses Welttreibens schämte er sich wie sehr, in dem die Menschen viehisch gegeneinander gesinnt sind, so daß sie selbst noch vor dem Demütigen und Friedensbringer zittern, weil sie in sich selbst den Glauben an Frieden und ehrliche Freundschaft nicht mehr haben! „Auch ich bin ohne Schuld," wollte er erwidern, doch stockten ihm die Worte. Ein ungeheurer Abgrund tat sich vor ihm auf: er sah sich in seiner Schwäche, in seiner Ausgeraubtheit und Erniedrigung, — und selbst vor ihm zitterte man noch! Welch ein jammervolles Dasein mußte es sein, dem er noch Furcht einjagte! Dieses Mitleid mit Tengnagel gab ihm unversehens die einzig richtigen Worte ein, die auf den

Verstörten Eindruck machen konnten. Er sagte: „Ich habe Kepler weggeschickt. Er verläßt noch heute das Schloß."

Erstaunlich, wie diese zwei Sätze Tengnagels Miene umwälzten. Sofort hatte er Vertrauen gefaßt und nahm stürmisch Tychos dargebotene Rechte. Und nun entlud sich seine Seele: „Ja, Kepler, Kepler, der ist an allem schuld. Ich habe es gewußt! O mein Tycho, mein Freund, wenn ich Euch wieder so nennen darf, nun verstehe ich ja den ganzen Vorfall. Mit einem Ruck ist alles klar. Ist gestern nicht Hagecius in Benatek angekommen?"

„Ja," staunte Tycho.

„Dann ist es also sicher, ich habe ja seinen Wagen zu erkennen geglaubt, war mir dessen aber nicht so gewiß. Dennoch ahnte ich sofort Böses ... Nun, Kepler weiß, warum er den Kommissarius zu fürchten hatte."

„Welchen Kommissarius?"

„Nun, den Hagecius, wie ich sagte, ich werde euch später alles erklären. Später, später. Jetzt laßt mich nur aufatmen. — Kepler also hat sich, mit der unmittelbar bevorstehenden Enthüllung seiner Umtriebe bedroht, keinen anderen Rat gewußt, als Euch, mein Freund, entscheidend gegen

mich aufzubringen. Er wußte, wer hinter Hagecius steckt."

„Ihr also habt mir den Hagecius auf den Hals gebracht?"

Verlegen erwiderte Tengnagel Tychos Lächeln: „Gab es einen anderen Weg für mich? Vergebt es mir! Doch seht, daß mir beinahe auch dieser Weg versperrt worden wäre. Nachmittags kam Hagecius an, — drei Stunden später läßt Kepler die Kanonen gegen mich donnern. Im letzten Augenblick soll ich vernichtet werden."

„Kepler — die Kanonen —?" Mitten im tiefsten Ernst schwebte ein Weilchen lang Ironie über Tychos Lippen, eine gerührte, einsichtsvolle, verzeihende Ironie. „Nein, was dieser Kepler nachgerade alles verschuldet haben soll! Es wird allmählich des Guten zu viel. Und nun gar auch noch Kanonen! . . . Mein lieber Junker, glaubt mir, Kepler ist reiner als wir beide. Seine makellose Reinheit ist es eben, die uns Sündern in die Augen sticht, und so möchten wir ihn gern zum Sündenbock für unsere Fehler machen. Doch es scheint mir nun wirklich, daß wir alle den guten Kepler überschätzt haben. Wir haben ihn ins Maßlose aufgebauscht. Kepler ist eigentlich kein Mensch mehr, sondern ein Phantom. Kepler ist nichts außer uns, wie ich es

jetzt verstehe, nein, jeder von uns hat seinen Kepler in sich und hat gegen ihn, gegen seinen inneren Kepler, die härteste Seelenprobe zu bestehen. O wie das schön ist, Tengnagel, mein Freund, jetzt erst fühle ich ja Gottes herbe Schönheit und Herrlichkeit in all dem. Unser Teufel ist Kepler und Erlöser zugleich, beides in einem, mein Tengnagel. —"

In der Ferne erschollen, wie ein Leuchten im Wind, lustige Trompetenfanfaren. Tengnagel, dessen Miene sich bei Tychos letzten Ausrufungen wieder verdüstert hatte, griff an sein Schwert. Doch Tycho legte ernst und begütigend die Hand auf seine Schulter: „Sie blasen nicht mehr zum Angriff. Sie ziehen ab. Ich selbst verbürge es dir, denn mein Befehl ist es. Und wisse noch, nicht Kepler, meine Söhne haben den schnöden Überfall angeordnet. Wirst du es deinen Schwägern lange nachtragen, wenn Elisabeth für sie bittet?"

„Elisabeth!"

Tycho sah dem jungen Mann, der errötete, milde in die Augen: „Wir haben bis jetzt zu wenig von ihr gesprochen. Das Gespenst Kepler verdüstert unseren ganzen Gesichtskreis, wir beide beschäftigen uns zu viel mit ihm. Doch dieses soll das letzte Mal gewesen sein, daß wir unsere teuere Elisabeth vernachlässigen. Versprechen wir es einander."

Mit solchen Worten führte er ihn zu weiterer Unterredung in die Hütte.

*

Als Tycho bald darauf mit Tengnagel wie mit einem gezähmten Löwen in das Schloß zurückkam, als die Braut diesem an den Hals flog und die kurz vorher noch so fehdelustigen Brüder ihm die Hand schüttelten, mit dem etwas verlegenen Scherz, nach dem gestrigen Polterabend werde nun die Hochzeit nicht mehr lange auf sich warten lassen, als Christines einfaches Herz für die große Freude keinen anderen Ausdruck hatte als Tränen, da ging Tycho dem sofort anhebenden Festtrubel still aus dem Wege und mochte, in seinem Arbeitssaal allein, wohl denken, daß erst dies der wahre Verzicht auf die Familie sei: den Schmerz und die Ängste der Seinen mitzufühlen wie eigenes Leid, ihre Freude aber ihnen nach ihrem Gutdünken zu überlassen. Dies war er denn auch zufrieden und, da er nun eine entschiedenere Freiheit als sonst in sich verspürte, hielt er den Augenblick für gekommen, seine letzte Fessel zu brechen.

Er ließ also Kepler kommen und bat ihn, das wirre Zeug, das er die Nacht hindurch geredet habe, zu vergessen. Doch wolle er ihm nicht verhehlen, daß er auch heute, in aller Besinnung, es

für geratener halte, wenn Kepler nach Graz zurückkehre und sich nach Erfüllung seiner dortigen Hoffnungen umsehe; denn leider sei in Böhmen für die nächste Zeit kein selbständiger Posten für ihn zu erlangen, wie ihm die Antworten des Kanzlers Barvitius genugsam andeuteten. „Dafür aber, mein Kepler," fuhr er fort, „daß du fortan zu meiner Hilfe als Schüler mitarbeitest, dafür ist dein Können und dein großer Geist viel zu ausgebildet. Ich muß eingestehen, daß ich dich nichts mehr lehren kann, und längst hätte ich dir schon, gäbe es in unserer Gilde dergleichen, den Frei- und Meisterbrief erteilen müssen."

Es entsprang nicht einer bloßen Höflichkeit, sondern Keplers innerster Überzeugung, daß er diesen Worten Tychos sofort widersprach. Er könne und müsse noch sehr vieles lernen, sagte er bescheiden und die Erfahrungen Tychos seien ihm im Wortsinne unentbehrlich.

„Wenn du mit meinen Erfahrungen meine Manuskripte meinst," erwiderte Tycho nicht ohne Humor, „so wisse, daß ich dir gern alle, die ich dir geliehen habe, auf die Reise mitgebe. Du magst sie nach Gefallen weiter benützen. Meinst du mit ihnen aber das Tychonische System, — doch nein, du meinst es nicht."

Kepler schwieg.

Immer noch lächelnd setzte Tycho fort: „Nun, du hast meine Weltansicht ja kennen gelernt, soviel eben an ihr zu lernen war. Ganz unrichtig ist sie nicht, aber wohl bedürftig und unvollkommen wie manche irdischen Dinge. Immerhin glaube ich nicht, daß du deine Zeit vergeuden wirst, wenn du dich mit ihr noch zuweilen weiter beschäftigst und mir über gewisse Streitpunkte, die uns in schönen Stunden angelegen waren, nun auch brieflich Fragen stellst und Rede stehst." Er verfiel wieder in den heißen werbenden Ton, dessen er sich Kepler gegenüber nicht leicht enthalten konnte. „Manchmal waren wir einander doch so nah. Erinnerst du dich? Damals etwa, als sich mein Irrtum wegen deines Briefes an den Ursus aufklärte . . ."

Kepler nickte, aber erst nach einer so schweren Weile des Nachsinnens, als müsse er diese Tatsache gleichsam unter einem Berg von Vergangenheit hervorziehen.

„Oder damals, als ich dir das Bild des Tychoniden, mein Heiligstes, zeigte?"

„Damals hatte ich Angst," erwiderte Kepler leise, doch aufrichtig.

„Wann also geschah es, daß wir ganz eng beisammen waren, mein Lieber?"

„Ich habe Euch immer als meinen Meister verehrt, als den Phönix der Astronomie." Kepler ergriff die Hand, die Tycho ihm hingestreckt hatte. „Meine Gefühle gegen Euch waren unabänderlich die gleichen. Mich Euch nahe zu fühlen, dazu freilich fehlt mir der Mut. Ich behielt immer das Bewußtsein, daß ich zu Euch emporzublicken habe..."

Tycho schüttelte den Kopf. Diese etwas inhaltlosen Huldigungen kannte er schon, ein einziges, bedeutungsvoll-lebendiges Wort wäre ihm mehr gewesen. Doch dies eben war Keplers in sich abgeschlossene, fremde Art. Tycho sah schon voraus, wie in Keplers Kopf eine einheitliche Vorstellung von der auf Schloß Benatek verlebten Zeitspanne sich bildete, aus der alle auffallenden Ereignisse gestrichen waren. Zum Schluß würde nichts übrigbleiben als ein paar gute Sternbeobachtungen, ein Haufen von Logarithmen... Ihm fiel auf, daß sich Kepler nach den Begebenheiten der Nacht und dieses Morgens noch gar nicht erkundigt hatte. „Junker Tengnagel ist zurückgekehrt," sagte er, wie um Kepler zu prüfen.

„Ich habe ihn bereits gesehen," antwortete Kepler, sonst nichts.

„Es wird eben seine Verlobung mit Elisabeth gefeiert."

22*

Auf Keplers Gesicht drückte sich Freude aus. „Ich beglückwünsche Euch, Meister Tycho," sagte er.

Welche Kluft zwischen uns beiden, fühlte Tycho. — Eine gewisse Sicherheit in mir habe ich ja nun auch erlangt, aber dieser geradezu blind- und taube Mensch wird mich darin immer übertreffen. Nicht einmal das Bombardement in der Nacht hat ihn aufgeweckt; es ist doch ganz unbegreiflich, daß er nicht danach fragt. — Seine Gedanken nahmen plötzlich eine andere Richtung: „Der arme Jeppe! Jetzt ist er dahin. War es nicht seltsam, mein Kepler, wie er sich immer vor dir gefürchtet hat!"

„Vor mir ganz besonders? Das habe ich wirklich nie bemerkt. Er war wohl überhaupt so eigentümlich, so . . ."

„So unvernünftig. Sag es nur. Ein unvernünftig Wesen war er, hat mich aber recht geliebt. Und vor dir ist er immer zurückgescheut. Ja, ja, so war es. Man sagte auch, er habe das zweite Gesicht. Vielleicht hat er eben seinen Tod vorausgesehen, — von dem Augenblicke an, da du bei uns eingetreten bist." Tycho versank in Stillschweigen. Der Verlust des treuen schweigsamen Dieners kam ihm erst jetzt zum vollen traurigen Bewußtsein. Und hatte Jeppe mit seiner Angst

nicht schließlich recht behalten? Sein Tod war nur das letzte Glied in der Kette stürmischer Abenteuer gewesen, in die Keplers Ankunft das Haus gestürzt hatte ... Und wieder betrachtete Tycho Keplers unscheinbare Gestalt und sein schmales Gesicht mit jenem unheimlichen Gefühl, das ihn so oft ergriffen hatte. Wie still war dieser Mann, wie untätig und anspruchslos; doch rings um ihn witterte es ... Nun preßte Kepler zwei Finger heftig an die Stirn, wie um sich aus seinem Träumen aufzuwecken. Tycho sah diese gewohnte charakteristische Bewegung, und in demselben Augenblick wußte er, daß er sich von jetzt an noch oft nach ihr zurücksehnen würde. Denn er liebte Kepler, er stand wie unter seinem Zauber. Unwillkürlich machte er mit seinen eigenen Fingern an seiner Stirn die Handbewegung nach. Wollte er sie einüben? Das würde vielleicht ein Trost sein, für die lange leere Zeit, die bevorstand ... Er lächelte. Auch Kepler lächelte zurück, ein ganz harmloses und doch so mächtiges, so magnetisches Lächeln. Es schien, als ginge in diesem Lächeln etwas Unaussprechliches zwischen den beiden hin und her, eine Frage, die noch nie gestellt, eine Antwort, die noch nie gegeben worden, ein gemeinsamer Seufzer, zart, säuselnd und doch ganze

Welträume und die Zeit von Jahrtausenden in sich hineinreißend, wie jener gemeinsame Seufzer eines Liebespaares, in dem ein Kind erschaffen wird ... Kein Wort, nichts ... Dann erhob sich Kepler. Offenbar wollte er die letzten Abschiedsworte sagen. Doch beinahe gewaltsam riß ihn Tycho in seinen Sessel zurück. Plötzlich fielen ihm tausend Dinge ein, die er mit dem Freunde noch zu besprechen hatte. Es galt ja einen Abschied für immer, für alle Ewigkeit, ohne Wiedersehen. „Wirst du mir schreiben?"

„Ja."

„Oft und lange Briefe? Ich werde dir alles mitteilen, was ich forsche und sinne. Und du, wirst du antworten?"

„Ihr kennt mich ja, — meine allzugroße Trägheit."

Tycho wich einen Schritt zurück ... Es war ein entscheidender Augenblick. Mit einem Male wurde es ihm klar, daß er eben wieder auf dem besten Wege zu jener „Aufbauschung" und „Uberschätzung" Keplers war, die er vor einer Stunde unten in der Festung seinem Schwiegersohn vorgeworfen hatte. Ach, konnte man denn Keplers Harmlosigkeit nicht wirklich als etwas Harmloses hinnehmen? Mußte man aus seiner Sprödigkeit so viel Wesens

machen? Und aus seiner Trägheit, wie er es nannte, kurz aus all diesen weltfremden Eigenheiten, die den weltläufigen Tycho so beirrten? ... Plötzlich schrumpfte Kepler vor seinem Blick zusammen, er war ihm irgendwie bedeutungslos, ja noch mehr: er empfand ein Gefühl, das ihm Kepler noch nie eingeflößt hatte, — Mitleid mit dieser Seele, die ihm nun so beengt und einsam erschien, in ihrer Bewußtlosigkeit, in die er sich hinein versetzt spürte wie in ein Zimmer ohne Luft, ohne Fenster. Wie leer und finster war diese angeborene, nie in Frage gestellte Reinheit, wie verstand Tycho zum erstenmal den oft wiederholten Ausspruch Keplers, daß er sich immer unglücklich fühle! Bisher hatte er ihn für bloße Ziererei gehalten. O, wie weit war noch der Weg von dieser in sich selbst versperrten, unbewußten Unschuld Keplers zu einer reinen, sich hinopfernden, wissenden Offenheit des Herzens. Sah es nun nicht so aus, als sei Keplers Reinheit nur eine niedere Stufe, die in Tychos Weg zuerst wie ein Hindernis gelegt worden, an der empor er aber zu einer höheren Stufe, Kepler unerreichbar, aufgestiegen war? ... Tycho war erschüttert. Er trat ans Fenster und starrte in die sonnige Landschaft hinaus. Diese plötzliche, neuerliche Umdrehung seines Verhältnisses zu Kepler

konnte er nicht ertragen. Das Erbarmen, das er nun mit der gefangenen Seele des Freundes fühlte, kam wie ein stechender Schmerz, wie eine neue Scham und Schuld über ihn. Ach, wie schwach war dieser hohe Geist Keplers, wie ganz eingepreßt in sein Selbst, in seine Art ungewollter Rücksichtslosigkeit, die ihm als eine gewisse Trägheit zu Bewußtsein kam. Beinahe war es Tycho, als müsse er ihm dasselbe sagen, was er gestern seiner Tochter, heute Tengnagel gegenüber, vor diesen Menschen, die sich in ihrer Schwäche und Unerzogenheit vor ihm entblößten, gefühlt hatte: Ihr werdet noch viel Böses im Leben zu bestehen haben ...

„Nun will ich also gehen," sagte Kepler und scharrte mit dem Fuß.

Tycho umarmte ihn heftig: „Mein Benjamin, was könnte ich dir denn noch antun, welche Freude, welchen Wunsch erfüllen? Die Manuskripte, ja, nimm sie. Ich bin ja so glücklich, daß sie dir irgendwie helfen können ... Doch warte, noch etwas!" Er eilte in die Bibliothek und kam mit dem „Commentariolus" des Kopernikus zurück, den er gleich am Ankunftstage Keplern verweigert hatte: „Nimm auch diese kleine Schrift. Ich schenke sie dir. Vielleicht findest du doch etwas Nützliches in ihr."

Kepler dankte erfreut, schien aber weit entfernt davon, zu ahnen, welche Überwindung Tycho in diesem Augenblick aushielt.

„Ich bin nicht mehr eifersüchtig, wie du siehst," setzte Tycho hinzu, nachdem sie einander die Hand geschüttelt hatten. Und da Kepler auch jetzt von dem Kampf in Tychos Seele nichts merkte, war es Tychos letzter Gedanke, als Kepler schon in der Tür stand: daß er den jungen Gelehrten eigentlich die ganze Zeit über grundfalsch behandelt habe, daß er ihn mit geduldiger Unterweisung zu einer hellsichtigeren, selbstloseren Weltauffassung hätte erziehen sollen und daß es ein feiges schmähliches Unrecht sei, den noch so wenig Ausgebildeten jetzt wegzuschicken, nur der lieben Ruhe und Bequemlichkeit halber. Er mußte sich mit Gewalt alle die reifen wissenschaftlichen Ansichten Keplers, sein durchaus erwachsenes Auftreten und vor allem seine beispiellosen Erfolge in der selbständigen Forschung, wie auch im Urteil der Welt vor Augen führen, um sich klar zu machen, daß er nun aus Abschiedsrührung Kepler ebenso unterschätze, wie er ihn bis heute ins Maßlose vergrößert hatte.

*

Am Nachmittag reiste Kepler ab, mit herzlichen Empfehlungsbriefen Tychos versehen. Und die

Einsamkeit, die jetzt um Tycho eintrat, war nicht mehr die ohnmächtige, unnatürliche des Krankenzimmers, sondern brachte in hochsommerlicher Parkstille ein paar ganz gesammelte freie Stunden des Nachsinnens und bald auch neue Arbeitslust nachts an den Apparaten. Die Arbeit ging nun wirklich mit einem Glück vorwärts, dergleichen er seit langem nicht gekostet hatte. Das Theatrum astronomicum, die Allheit himmlischer und irdischer Gesetze, begann seine nicht mehr ganz traumhaften Wölbungen vor seinen Augen auszubreiten. Und nichts mehr konnte ihn stören. Neue Schüler waren eingetroffen, darunter solche, die er schon verloren gegeben hatte, wie Klaus Mule und der Friese David Fabricius. Aber weder ihre lernbegierige Zustimmung, noch ihre Widersprüche zogen ihn, wie ehedem, in Nebenbahnen. Er unterwies sie gütig und mit Eifer, behielt aber unregbar sein eigenes Ziel im Auge. Das tiefste Gefühl, das sie ihm einflößten, war das der Unersetzlichkeit Keplers. Doch auch dies brachte ihn nicht vom Wege ab, ebensowenig ein bösartiges Gerücht, das bald darauf von mißgünstiger Seite ausgestreut wurde: Kepler und Tycho seien nach erbittertem Streit voneinander geschieden, den ebendieselbe Seite natürlich dahin erläuterte, daß mit

einem so wankelmütigen, eitlen und despotischen Manne wie Tycho niemand friedlich auskommen könne ... Tycho kümmerte sich um diese Anschuldigung gar nicht. — Bald darauf traf in Benatek die Nachricht vom Tode des kaiserlichen Hofmathematikers Raymarus Ursus ein. Und sofort verstummten die Gerüchte von selbst. Ursus hatte also noch auf dem Sterbebette gegen Tycho intrigiert.

Die Hochzeit Tengnagels mit Elisabeth Brahe wurde pomphaft gefeiert. Zu diesem Fest begrüßte Tycho eine ganze Reihe böhmischer Barone als seine Gäste, wie den Hasenburger und den allmächtigen Wok von Rosenberg, einen eifrigen Alchymisten. Der Trubel verrauschte schnell. Tycho hielt keinen seiner adeligen und gelehrten Besucher zurück. Er hatte ihnen mit Würde und Anstand Gesellschaft geleistet, hatte seiner Tochter an ihrem Ehrentage durch fröhliches aufmerksames Gehaben die allergrößte Freude bereitet; nun aber wollte er gern wieder allein sein.

Das junge Ehepaar behielt zunächst auf Schloß Benatek Wohnung, wo Elisabeth ihrer Entbindung entgegensah. Von Zukunftsplänen wurde wenig gesprochen. Eine Zeitlang wartete Tengnagel noch auf Antwort vom Kanzler Barvitius. Doch wie

es schien, hatte man seine Anzeige gegen Kepler einfach zurückgelegt; der Bericht des Hagecius mochte gar zu inhaltslos ausgefallen sein. Und die angebliche Konspiration Keplers mit den Reichsstädten hatte sich als eine harmlose wissenschaftliche Korrespondenz mit Professor Möstlin und seinen übrigen Freunden in Württemberg erwiesen. Als die Antwort immer noch ausblieb, wurde Tengnagel mißmutig. Seine Gedanken richteten sich nun wieder eifriger auf den Schutz Tychos, den er für seine Diplomatenanfänge in Anspruch nehmen wollte. Tycho sagte ihm freundlich alles zu, was er wünschte. Doch solange der Kaiser nicht nach Prag zurückgekehrt war, gab es da nichts zu tun.

Mochte es nun Tengnagels zeitweilige Ungeduld oder schon das von Tycho vorausgeahnte geistige Mißverhältnis zwischen den jungen Gatten sein: ihre Ehe war von Anfang an durch kleine oder größere Streitigkeiten getrübt. Tycho suchte ihnen auf den Grund zu kommen, so oft er durch Zufall von ihnen vernahm; doch war es, als ob gerade vor ihm die beiden nicht hätten reden wollen. Kam er dazu, so verstummten sie. Vor anderen dagegen breiteten sie, wie es schien, ihren Zwist ganz unverhüllt aus. Bald erzählte ihm Christine, bald Magdalena, bald sogar seine Söhne und die kleinen Töchter,

daß sie von Tengnagel und Elisabeth als Richter angerufen worden seien. Doch auch hier konnte er die eigentliche Streitsache nur undeutlich erfahren. „Eine Dummheit! Eine Neckerei!" hieß es, wenn er sich danach erkundigte. Bald setzte sich in ihm der Argwohn fest, daß diese Angelegenheit irgendwie mit ihm zusammenhänge. Nun beschwor er seinen Schwiegersohn, sich ihm anzuvertrauen. Er erinnerte daran, daß schon einmal großer Schaden daraus entstanden sei, daß man vor ihm ein Geheimnis gehabt hatte. Es war vergebens. „Elisabeth erlaubt es nicht!" war die einzige Antwort, die er von Tengnagel erzielte. Er ließ Elisabeth rufen. Sie leugnete alles. Und gleich darauf brach vor seinen Augen einer ganz geringen Sache wegen bitterer Wortwechsel zwischen dem Ehepaar aus, so daß man fühlte, wie weit die Verstimmung zwischen ihnen schon gediehen war.

„Ich habe es ja gewußt," sagte sich Tycho, während er nachts darauf den kleinen Sextanten, sein Lieblingsinstrument, einstellte. „Kann es mir noch deutlicher vor Augen gebracht werden, wie machtlos ich bin, mit all meinem guten Willen machtlos." Es fiel ihm ein, daß er eigentlich erst jetzt seinen Wahl- und Wappenspruch verstehen gelernt habe: Nicht Macht, noch Reichtum, nur

des Geistes Zepter dauern. — Des Geistes Zepter! Hier waren sie, ein paar Stäbe, ein Kreisbogen. Was bedurfte er mehr als sie, um alles Unglück seines Herzens zu vergessen, um sich bis an das dunkle Himmelsgewölbe auszuspannen und das fernste Zittern eines Sternes dort oben wie etwas Wichtigeres, ihm Zugehörigeres zu empfinden als das noch so unruhige Pochen seines eigenen Blutes. O sein Blut war als weißes Sterngerieſel über den Himmel ausgegossen, dort oben lebte es wahrhaftig und ihm lieb, dort durchfloß es, den heiligen Adern der großen Gesetze anvertraut, den unzerstörbaren, jugendlich brausenden Körper des Weltenraumes, hier unten zuckte es nur durch verwesliches Fleisch. — In solchen Augenblicken glaubte Tycho, daß wenigstens dieses eine Glück der Wissenschaft ihm unverlierbar sei. Auf alles, was man ihm rauben konnte, hatte er freiwillig verzichtet. Stolz meinte er: Dieses Letzte kann mir niemand rauben. — Doch gerade damals fielen erst die Hauptschläge gegen ihn, wie um ihm den letzten Irrtum zu benehmen.

Die frische Belebung seiner Studien hatte ihn nämlich an seine großen Instrumente gemahnt, die immer noch von Hveen unterwegs waren und die er zu entscheidenden Punkten dringend benötigte.

Er schrieb an die kaiserliche Kanzlei, man betrieb die Angelegenheit von neuem. So geschah es aber, daß die Kunde von dieser Bewegung auch dem gestrengen Herrn Kaspar von Mühlstein zu Ohren kam und dessen kreishauptmännischen Horizont mit der nicht ganz unberechtigten Sorge einnahm, die Ankunft der neuen astronomischen Leviathane werde doppeltes Mauerneinreißen und Geldansprechen hinter sich ziehn. Redlich bemüht, des Kaisers und der Stände Rentkassen zu sichern, traf der Brave seine Gegenanstalten und hatte den Erfolg, daß Tycho zugleich mit der Kunde davon, die sehnlich erwarteten Instrumente von Hveen seien nach zweijähriger Irrfahrt in Prag angelangt, die andere Botschaft erhielt, daß eben diese Instrumente nun auch in Prag bleiben müßten und ihm auf keinen Fall in Benatek zur Verfügung stehen würden. Und so war es auch: die Instrumente wurden in das sogenannte „Belvedere" zu Prag geschafft, ein entzückendes Lustschlößchen, das Kaiser Ferdinand für seine Gemahlin von trefflichen italienischen Baumeistern hatte errichten lassen, das aber für astronomische Zwecke auch dann gänzlich unbrauchbar gewesen wäre, wenn seine Haupträumlichkeiten nicht ohnedies Kaiser Rudolfs Mineraliensammlung ausgefüllt hätte. In den

edelgeformten Loggien des Belvedere wurden die Apparate ausgepackt und wie seltsame Schmuckstücke oder Schlachttrophäen aufgestellt, je einer zwischen zwei Säulen. Man mußte sagen, daß sie mit ihren eleganten Formen, rätselhaften Kreisen und sorgfältig blankgeputzten Metallstangen eine sehr repräsentative, interessante Verzierung des Baues abgaben. Es waren denn auch große Tage für das gebildete, schaulustige Prag. Zunächst wurden nur die Adeligen und die Professoren zur Besichtigung zugelassen, später auch die vornehmen Bürger, unter denen es eine starke Partei gab, die unter dem Vorwand der Mäßigung sich vom gemeinen Volke mit seinen unbegreiflich starren, hussitischen Idealen absonderte und nur noch auf eines hielt: in Dingen der feinen Lebensart mit dem Adel zu wetteifern. Eine Zeitlang gehörte es zum guten Ton, von den neuen astronomischen Instrumenten zu sprechen und die Nachmittagspromenade zu ihnen hin zu lenken. Man erzählte von nichts als von Tycho; Tycho wurde förmlich modern, man gebrauchte nach Tunlichkeit sachkundige astronomische Worte und, wenn man in Gesellschaft der schönen, geistvollen Damen die Instrumente umstand, war des Rühmens kein Ende, ob all der zierlichen Schrauben und sinnreichen

Hebel. Niemandem im lustigen, lebhaften Kreis fiel es ein, danach zu fragen, ob denn der Erfinder alle diese reizvollen Vorrichtungen nicht zu irgendeiner wirklichen Benützung brauche und schon dringend vermisse.

Tycho indessen schritt bei dieser und jener Behörde brieflich ein, kam sogar selbst nach Prag, niemand wollte den Befehl zur Zurückhaltung der Instrumente gegeben haben, aber niemand fühlte sich andererseits ermächtigt, den Befehl zu widerrufen. Die staatsverwaltende Maschine hatte sich irgendwo an einer unsichtbaren Stelle festgehakt und war nicht wieder in Bewegung zu bringen. Bald ahnte Tycho in dem Hauptmann die Ursache solcher Querzüge. Er ritt nach Brandeis. Kaspar von Mühlstein empfing ihn höflich, doch mit dem nicht ganz unterdrückten Hochmut des Beamten, der einmal seine Macht fühlen lassen und so recht darlegen kann, wie nutzlos jeder Widerstand, auch der des außergewöhnlichsten und nur einmaligen Astronomen, gegen ihn sei. „Nun seht ihr eben ..." sagte er und „Das hätte ich Euch vorhersagen können ..." und ähnliche vornehm verhaltene Redensarten. Nun hatte Tycho das Unglück, gar nicht verhalten sein zu können, sondern immer gerade in entscheidenden Momenten sich dem Irr-

wahn hinzugeben, man dürfe die wichtigen Angelegenheiten als Mensch zu Mensch offen und rückhaltlos besprechen. Er ging daher auf die Flausen des Kreishauptmanns gar nicht erst ein, sondern stellte nur mit laut erhobener Stimme dar, wie die Instrumente für ihn Lebensbrot und Herzschlag bedeuteten, worauf er um einen Befehl bat, sie zur Stelle schaffen zu lassen; denn für die Prager Maulaffen habe er sie nicht gebaut. Der Beamte hatte nun wieder seine lächelnde, ja liebenswürdige Art in Bereitschaft, um diesen Wunsch in aller Ruhe und, wie es sich ziemte, abzuschlagen. Nun riß Tycho die Geduld. „So hole ich mir sie selbst," rief er und donnerte mit der Faust auf die Tischplatte. — Sein Benehmen stand leider nicht auf der Höhe wohlerzogener Kreishauptmannsvollkommenheit. Uberhaupt hätte jeder, der zufällig zu dieser Unterredung hereingetreten wäre, ohne ihren Gegenstand genauer zu kennen, nicht geschwankt, wer von den beiden als der Würdevollere, in jeder Hinsicht seiner Verantwortung Bewußte und durchaus Ernstzunehmende, wer dagegen trotz seiner manchmal poetischen Ausdrucksweise als der sittenlose und pöbelhafte Tollkopf zu bezeichnen sei. Selbst als es soweit kam, daß Mühlstein in anstandsvoller Haltung Tycho

die Tür wies, — nein, zu seinem unendlichen Bedauern und bei aller Anerkennung von Tychos Verdiensten weisen mußte, selbst in diesem Augenblick wäre der unbeteiligte Zuschauer natürlich durchaus auf der Seite des taktvollen Beamten gestanden.

Und jetzt tat Tycho das Unbesonnenste, was in seiner Lage überhaupt anzufangen war. Ohne sich weiter um eine Bewilligung Mühlsteins zu kümmern, gab er Auftrag zu großer Leuteanwerbung und begann, auch ohne die Instrumente zu haben, nur wie um den Hauptmann zum Äußersten zu reizen, den Bau eines phantastisch großen Observatoriums neben dem Schloß. Auf Anfragen erteilte er keine Auskunft, er baute und baute mit wahnwitziger Hast, wobei er weder die kaiserlichen Wälder noch die Steinbrüche schonte. Nun schritt Mühlstein ein, der sich ganz im Rechte fühlte und dabei wußte, daß ihm auch die Öffentlichkeit so sinnlosen Ausschreitungen gegenüber recht geben würde. Er ließ eines schönen Tages Bauplatz und Schloß durch Wachen besetzen. Tycho schäumte. Seinen Knechten und Bauern verteilte er Waffen, bereitete einen Handstreich vor. Es zeigte sich nun, daß ebensowenig wie Elisabeth mit ihrer Liebe, Tychos Söhne mit ihrem Aufruhr und Söldner-

aufgebot in jener Schreckensnacht etwas ganz aus der Art Schlagendes unternommen hatten. Tycho war sich allerdings dessen nicht bewußt, wie er seine Söhne gleichsam nachahmte. Um so lebhafter drängte sich diese Ähnlichkeit den friedliebenden Bauern und Bürgern des Bezirkes auf. Und bald flogen Beschwerden nach Prag, daß die Landschaft, kaum erholt von dem Scharmützel unter Anführung der Kinder dieser unruhigen Familie, nun wiederum deren Oberhaupt mit kriegerischen Vorbereitungen beschäftigt sehe. Tycho war beinahe fertig zum Losschlagen: da traf ein Brief des Kanzlers Barvitius ein, der ihm auftrug, sofort Benatek zu verlassen und mit seiner Familie nebst Gefolge, Schülern, Büchern und Geräten dauernd nach Prag zu übersiedeln. Beigefügt war, daß der Kaiser den großen Gelehrten in seiner Nähe haben wolle, da er nun gleichfalls nach Prag zurückkehre.

Tycho schmeckte sehr gut den bittern Kern dieser Pille aus der Verzuckerung heraus. Man war des Zwiespalts zwischen ihm und dem Hauptmann, der eigentlich schon seit Tychos Ankunft in Benatek ununterbrochen währte, müde geworden, wollte ihn aus der Welt schaffen, ohne Tycho zu beleidigen, jedoch auch ohne ihm entschieden recht zu geben... Sein Selbstgefühl war gekränkt. Er hatte erwartet,

daß man den Beamten fortschicken würde. Nun war in diesem Streite er selbst unterlegen. — Freilich lag ja auch wieder eine Ehrung darin, daß er jetzt seinen Titel eines Hofastronomen wahrmachen und wirklich in den nächsten Kreis des Kaisers gezogen werden sollte. Aber für Tycho, der bisher mit Regenten beinahe auf gleich und gleich gestanden war und ihre Besuche in seiner selbständigen gelehrten Residenz empfangen hatte, wie sie die seinen in ihren Palästen, war es doch zugleich eine Minderung des Standes, künftighin nur ein Anhängsel des Hofstaates zu bilden ... In jüngeren Zeiten hätte er sich auch nicht gefügt; so hatten ähnliche Konflikte in Dänemark seinen Bruch mit dem König herbeigeführt. Nun aber war ihm aus seinem Trotz, vielmehr aus seiner schwierigen Mischung von Trotz und überkluger Besinnung, sein Leben lang so viel Übles erwachsen, daß er nachgab und sich in das Unvermeidliche schickte. Unter solchen Umständen hatte es natürlich keinen Sinn mehr, den Bauplatz mit Gewalt zurückzuerobern. Er entließ die Leute und begann umfassende Vorbereitungen für die eilige Übersiedlung. So kamen trübe Tage für ihn. Er war ja, schon als er nach Böhmen kam, ein alter, gebrochener Mann gewesen; die mißlichen Ereignisse

hier brachten ihn um seine letzte Widerstandskraft, die noch oft genug aufgeflackert war.

Der große Umzug war, selbst wenn Tycho den Groll niederzwang, an sich widerwärtig genug. Die freie schöne Luft der Waldungen galt es aufzugeben, den unabhängigen, einsamen und doch auch nach Belieben geselligen Wohnsitz mit dem Wirrwarr der Residenzstadt zu vertauschen, sich in späten Jahren in ein rasselndes, verwickeltes Berufsleben einzupassen. Tycho hatte immer den Aufenthalt auf dem Lande geliebt, ihn niemals dauernd aufgegeben und so seine Lebensgewohnheiten vollständig in ihn verwachsen lassen. Seine Kinderjahre auf dem Landgute Tostrup, seine Manneszeit auf der salzluftigen Meeresinsel Hveen: all dies war Offenheit und große Natur gewesen, ihm durchaus heilsam und angemessen, ein klares Leben mit dem Kommen und Gehen der Jahreszeiten, die sein oft erhitztes Blut mit ihrem ruhigen Wechsel zu kühlen hatten. Und namentlich jetzt, im Beginn des Herbstes, brauchte er die Welt der Pflanzen und Bäume um sich. Diese Zeit des Verfalls brachte mit ihren ersten Nebeln und Nachtfrösten stets auch traurige Gedanken. Er litt mit der Natur, wie er sich im Sommer mit ihr gefreut hatte; in jedem Blatt, das vergilbt niederfiel,

fühlte er sich sterben. Und in dem Einfall, den er einmal scherzhaft geäußert hatte, daß er große Treibhäuser für die Laubbäume bauen wollte, damit sie überwintern, lag ein gut Teil Ernst verborgen. Er hat wirklich oft den zwingenden Eindruck, daß er auch den Pflanzen in ihrem Todeskampf Hilfe und Rettung schuldig sei. Das einzige, was ihn in dieser überempfindlichen Stimmung noch aufrecht zu erhalten pflegte, war eben das wiederholte Versenken in den Anblick der Bäume, das stete anschauliche Bewußtsein ihrer Lebenskraft inmitten all der Melancholie. Wie schwer war es gerade jetzt, von ihnen Abschied zu nehmen, ihren Trost für immer zu entbehren und nur das Zerstörende der Jahreszeit zu fühlen! In luftigem, papierdünnem, raschelndem Hellgold schimmerten die Ahorne, dazwischen glühte, noch vergänglicher, wie für den Moment berauscht, das Rot der Kastanienbäume. Tycho durchschritt langsam die feuchte Parkallee, erstieg den Hügel und blieb lange an dem kleinen Grabdenkmal stehen, das er dem Zwerg errichtet hatte.

In diesen Abschiedstagen traf ein Brief von Kepler ein. Auch dem war es nicht gut ergangen. Die Verfolgungen in Graz hatten bald nach seiner Rückkehr wieder begonnen, er war als

Protestant für „relegiert und ausgeschafft" erklärt worden, mit der Bestimmung, binnen fünfundvierzig Tagen die steirischen Lande zu verlassen. Die Anstrengungen, durch seinen alten Lehrer Möstlin oder durch den bayrischen Kanzler Herwart in München einen anderen Wirkungskreis zu finden, hatten keinen Erfolg. Den guten Rat einiger ahnungsloser Freunde, nach Italien zu gehen und dort Medizin zu studieren, konnte er füglich beiseite lassen. Dies alles teilte er in seiner gewohnten sachlichen Art Tycho mit und erbat zum Schluß als etwas ganz Naheliegendes, Selbstverständliches, ohne besonderen Wortaufwand, wieder nach Benatek zurückkehren zu dürfen.

„Endlich ein Trost in allem Leid," sagte Tycho, nachdem er den Brief mittags im Kreise der Seinen freudestrahlend vorgelesen hatte. Er hatte sich keinen Augenblick besonnen, Kepler zustimmend zu antworten. Alle Bitterkeit, alle Kränkungen dieses Verhältnisses waren wie ausgelöscht. Tycho fühlte genau dieselbe Sehnsucht nach Kepler, dieselbe Hoffnung wie vor seinem ersten Zusammentreffen mit ihm. Nichts schien sich verändert zu haben. Dasselbe Gesetz, das sein Herz ehedem zu Keplers jugendlichem Stern mächtig hingezogen hatte, waltete noch immer. „Nun wird meine Übersiedlung

nach Prag wenigstens den einen Vorteil haben," sagte er heiter, „daß ich dem Kaiser und seiner Kanzlei unaufhörlich in den Ohren liegen kann. Kepler und kein anderer bekommt die Stelle des Ursus, dafür werde ich sorgen."

Tengnagel hatte schon von dem Augenblick an, da Tycho den Brief zu lesen begann, erregt mit Elisabeth geflüstert. Jetzt sprang er ganz erbost auf und lief hinaus. Elisabeth eilte ihm nach.

Tycho blickte alle am Tisch Zurückgebliebenen der Reihe nach an, eine Erklärung heischend. Dann erhob er sich entschlossen und folgte den beiden.

Draußen auf dem Gang begegnete er schon dem Junker, der, ein Papier in der Hand schwingend, ihm entgegenrannte. Elisabeth hing an seiner Seite, wurde von ihm auf dem Boden mitgeschleift, während sie sich an seine Schulter, an seinen Arm anklammerte. Sie schrie und schien ihn vergebens zurückhalten zu wollen. — Nun aber war es jedenfalls zu spät. Tycho stand schon vor ihnen und nahm das Blatt aus Tengnagels Hand: „Was ist es?"

„Ein Brief Keplers, der dich über die wahre Gesinnung dieses angeblichen Freundes aufklären wird."

„Ein Brief an dich?"

„Nein, an seine Frau. Ich fand ihn auf seinem Schreibtisch . . ."

„Er hat ihn gestohlen," rief Elisabeth dazwischen, „und schämt sich nicht, ihn zu benützen."

Tengnagel sah sie strafend an: „Nein, ich schäme mich nicht, alles für die Wahrheit und für meinen Freund und Vater Tycho zu tun."

„So habe ich ehemals auch gesprochen," sagte Tycho ernst, wie in lautem Selbstgespräch, „wenn es galt, irgend etwas Unlauteres vor mir selbst zu verteidigen. Für die Wahrheit, sagte ich, für die Freundschaft — und suchte meinen Nutzen dabei. Kann das aber die rechte Wahrheit, die rechte Freundschaft sein, die unbilliger Mittel benötigt? O wir sind sehr unvorsichtig." Er hatte in tiefem Nachsinnen die Hand mit dem Briefe gesenkt und dachte nicht daran, ihn zu lesen.

„Lies den Brief nicht," schmeichelte Elisabeth, „gib mir ihn, daß ich ihn zerreiße."

„Elis hat immer gesagt, der Brief würde dir gefährlich werden," ließ sich Tengnagel vernehmen. „Nun siehst du es, dieser Brief eben war und ist der Grund aller Unruhe zwischen uns beiden. Denn ich dagegen behaupte immer, daß nichts dir so gefährlich sein könne wie die Unwahrheit."

„Das nenne ich wiederum wohlgesprochen," er-

widerte Tycho lachend. „Ja, Elisabeth hat mir nie viel zugetraut. Nun wollen wir es aber einmal erproben." Und er hob die Hand mit dem Brief.

„Nein, nein, Vater!" schrie Elisabeth in höchster Angst. „Lies den Brief nicht! Franz sinnt Böses gegen Kepler, weil ... Vater, du wirst auch für Franz bei der kaiserlichen Kanzlei sprechen, nicht nur für Kepler. Habe ich nicht recht?"

„War es das, mein Sohn?" Ohne jeden Vorwurf blickte Tycho den Junker milde an. Es war so, als verstünde er aus sich selbst, aus seinen vielen Verirrungen hervor, jeden menschlichen Fehler.

Im Augenblick hatte sich ihm die eigentümliche Verbindung offenbart, in der bei Tengnagel Freundschaft und Selbstsucht sich paarten, ohne daß diese Freundschaft hiedurch ihre Echtheit einbüßte. „Du brauchst deshalb nicht bange zu sein, weil ich mich für Kepler verwenden will. Ich habe Raum genug im Kopf und im Herzen, um an dich und an Kepler gemeinsam zu denken."

Unwillkürlich machte Tengnagel eine Bewegung, als wolle er Tycho den Brief nun wegnehmen.

Da erst wurde Tycho ernst: „Jetzt willst du mich also auch verschonen? So arg ist es? Nein, da muß ich doch wirklich sehen ..." Er las die ersten

Zeilen und erblaßte. Plötzlich sah er auf, warf einen verstörten Blick auf die beiden und eilte in sein Zimmer, wo er sich einschloß ...

Was er in der Hand hielt, was ihm wie ein Messer in die Finger schnitt, war die erste Niederschrift jenes Briefes, den Kepler am Morgen nach seiner Ankunft in Benatek für seine Frau entworfen und dann nicht abgeschickt hatte. Tycho sagte sich sofort, daß der Brief nicht für ihn bestimmt war, vielmehr aus dem Geiste der Empfängerin, an die Kepler damals dachte, zu beurteilen sei und daß damit eine gewisse Grelle und Eindringlichkeit der Ausdrücke wohl entschuldigt werden müsse. Aber es waren ja nicht die Ausdrücke, die ihn kränkten, nicht das kleinliche Mißtrauen Keplers gegen ihn, das vielleicht nur durch ein Mißtrauen der Frau angeregt war und darauf antwortete, auch nicht die Ausfälle gegen Bankettieren, Zechen, Zeitvergeuden, schlechte Behandlung der Schüler und Ähnliches. Ihn betraf im Grunde nur die kleine beiläufig hingeschriebene Stelle, wo Kepler Tychos System ganz einfach als „falsch" bezeichnete. Da war es also schwarz auf weiß, das Einzige, Schlimmste, wovor er sich eigentlich die ganze Zeit über gefürchtet hatte; da stand es mit einer Unabsichtlichkeit und

Unwichtigkeit, die jeden Zweifel ausschloß ... Tychos Schrecken wurde durch wilden Ingrimm abgelöst. In demselben Augenblick also, in dem er Kepler mit Freude und Begeisterung einen entscheidenden Dienst erweisen wollte, in demselben Augenblick dachte Kepler kühl und kritisch an ihn. Noch mehr: So hatte er immer gedacht, so hatte er in all den geisterfüllten Sternennächten stumm auf ihn herabgesehen, hatte alles, was an seiner Seite geschah, für falsch, vielleicht für lächerlich gehalten. Und wenn es nun wirklich falsch gewesen wäre, sann Tycho, oder zum größten Teile falsch? Ein Abgrund brach auf, Tycho bedeckte seine Augen mit den Händen und dennoch fühlte er sich stürzen, bodenlos tief, so tief wie noch niemals zuvor ...

Es mochte eine Stunde oder mehr vergangen sein, als es an die Tür pochte. Elisabeth rief ihn.

Tycho saß, Kopf und Oberleib rücklings über den Tisch hingestreckt, in einem schlafähnlichen Zustand. Er gab leise Antwort und bat, man solle ihn noch eine Weile lang allein lassen. In ihm begann es sich zu ordnen. Seine Lehre konnte nicht falsch sein, aber es mochten ihr falsche, verfälschende Bestandstücke beigemengt sein, die ihre

Reinheit beeinträchtigten. Aber selbst diese falschen Stücke hatten nun für Tycho Sinn. Sie waren nun ebenso viele Zuchtruten, die ihn ruhelos durch Europa peitschten, Zuchtruten wie Kepler, wie Christine und Hagecius und Elisabeth, wie alles, woran er litt und was ihn durch Leiden auf die eigentliche Wahrheit hinwies. „Meine falsche Lehre, o ist sie mir nicht als mein Kreuz mitgegeben auf meinen mühseligen Irrfahrten, diese falsche Lehre, ist sie mir nicht zugeteilt, damit ich mich an ihr rastlos emporbaue und auf das letzte falsche Glück verzichten lerne, damit ich sie überwinde und abstreife, o ist nicht gerade die falsche Lehre mein Weg zu Gott?"

Er öffnete getrost und ging zu den Seinen. Elisabeth weinte, Tengnagel blickte gedrückt drein. „Tengnagel hat recht gehabt," sagte Tycho mit fester Stimme. „Nur die Unwahrheit kann mir gefährlich werden. Ich danke ihm dafür, daß er mir diese Gefahr gezeigt hat."

„Und Kepler?" fragte Elisabeth angstvoll.

Tycho faßte sich schnell: „Der Brief ist durchgestrichen und nicht abgeschickt. Offenbar ist Kepler selbst darauf anderer Meinung geworden."

„Er kommt also?"

„Käme er nur!" sagte Tengnagel reuig, mit

drolliger Niedergeschlagenheit, „ich würde ihn diesmal gut willkommen heißen."

Tycho reichte beiden lächelnd die Hände: „Meine Gefühle gegen Kepler sind unveränderlich und überdies unwichtig. Wichtig ist nur eines: die göttliche Wahrheit."

*

Der erste weniger regnerische Tag wurde zur Überführung der Bücher und Instrumente aus Schloß Benatek nach Prag bestimmt. Die Familie war mit einigen Schülern und einem Teil der Dienerschaft bereits vorausgefahren. Tycho aber ließ es sich nicht nehmen, den Transport der ihm so teuren Gegenstände persönlich zu überwachen.

Es waren fünf hochbepackte Leiterwagen, die den langen Weg zu machen hatten. Hinter ihnen fuhr Tycho, da er der allgemeinen Neugier entgehen wollte, in einer geschlossenen Kutsche. Doch steckte er jeden Augenblick den Kopf hinaus, um sich zu überzeugen, daß alles gut vonstatten gehe. Hielt der Zug aus irgendeinem Grunde an, so öffnete er den Schlag und stieg aus, um in der Rastpause jeden der Karren von neuem sorgfältig zu besichtigen. Langsam wurde die schlechte holprige Straße zurückgelegt. Erst gegen Abend erreichte man die Höhen von Potschernitz und Wysotschan.

Müde und traurig blickte Tycho in den dunklen Kessel von Prag hinab. Beim Anblick dieser zusammengepferchten, von einer schalen Luft überdeckten Häusermasse überkamen ihn böse Ahnungen,— als sei er hierher gekommen, nicht um zu leben, sondern um allda zu sterben. „So sehe ich nun meinen letzten irdischen Aufenthalt," murmelte er. Und doch hatte er gerade jetzt das Allerdringendste auszuführen, seine Lehre von den letzten Irrtümern zu befreien, die ihm neulich durch Keplers Brief in ahnungsvolles Bewußtsein gerufen worden waren. Dieser Brief brannte in seiner Seele, stellte ihm beständig die große Aufgabe vor Augen. Doch während er noch an diese dachte, fiel ihm ein (und die dumpfen Abendglocken erklangen im Tale dazu), daß ihm ein baldiger Tod nach dem Abscheiden seines Zwerges prophezeit war.

Als die sonderbare Karawane in die ersten finsteren Gassen einfuhr, begann ein kalter Regen zu fallen. Man mußte haltmachen und die Schutztücher aufziehen. Es gelang nicht ganz, namentlich der Metallbogen des Mauerquadranten war nicht zu überdecken. Das Verweilen hatte schnell einen großen Haufen Volk angesammelt, der von nun an dem Zug das Geleit gab. Die Aufmerksamkeit war ohnedies durch ein umlaufendes Ge-

rücht von Tychos Einzug geweckt und, da der Kaiser noch immer in Pilsen Hof hielt, hatte niemand daran gedacht, durch geeignete Vorkehrungen, Straßenabsperrung oder Aufstellung von Wachposten, Tychos Arbeit zu erleichtern. Der Pöbel war denn auch nicht im Zaum zu halten. Hatten die Adeligen und vornehmen Bürger ihre Augenweide an Tychos Apparaten gefunden, so wollte jetzt das Volk an die Reihe kommen und sein Fest haben, wobei es den Oberhäuptern an Aufdringlichkeit und innerlicher Teilnahmlosigkeit nicht nachstand. Bald stauten sich die Zuschauer, der Zug konnte oft nicht weiter. Witzworte erschollen, die Mädchen kreischten und Tycho, der aus der Kutsche hervorwetterte, wurde wie ein Wundertier angeglotzt. Die Pferde wurden unruhig. Auf der steinernen Brücke brach eine Radachse. Jetzt erst zeigten sich, während der Haufen untätig die Unfallstätte umlagerte, auch einige Wohlmeinende, die den Kutschern beim Abladen halfen und einige Handkarren herbeischafften, auf denen die Last des einen verunglückten Wagens über den Rest des Weges weitergebracht wurde. Namentlich ein gutmütiger junger Fleischerbursch tat sich hervor, der, als die Schutzdecken bei den verteilten Ladungen nicht mehr ausreichten, seinen eigenen weißen Rock auszog

und, ohne ein Wort zu verlieren, ein Instrument hineinpackte. Es war Tychos kleiner Lieblingssextant. Trotz des Regens ging nun auch Tycho zu Fuß und trug gemeinsam mit dem fremden Burschen den Sextanten bis vor die Tür des Gasthofes. Ganz erschöpft vor körperlichen und seelischen Anstrengungen lehnte er sich wankend an den Pfosten. Als er sich nach einer Weile umsah, um dem freundlichen Gesellen zu danken, hatte der längst seinen Kittel genommen und war verschwunden.

*

Tychos geringste Erwartungen wurden durch die Verhältnisse in Prag unterboten. Man hatte ihm den „Gasthof zum goldenen Greif" als Wohnung angewiesen, ein enges Haus in einer engen Gasse, die den beinahe ironisch klingenden Namen „Neue Welt" führte. Der schmale Durchblick auf den kaiserlichen Hirschgraben konnte ihn nicht trösten, brachte ihm vielmehr die Kargheit seines gegenwärtigen Sitzes und das weite gesunde Land in schmerzliche Erinnerung. Bald nach seiner Ankunft brach denn auch wieder die tückische Krankheit über seinen geschwächten Körper herein, er trotzte ihr, blieb aber nur mühsam aufrecht, um die harte Einquartierungsarbeit zu Ende zu bringen. Tengnagel half ihm brav, wiewohl ihn jetzt sein

neugeborenes Söhnchen und die Wöchnerin viel beschäftigten.

Auch Barvitius zeigte sich günstig, ja, er tat einen entschiedenen Schritt, indem er das Haus des verstorbenen Prokanzlers Curtius von Senftenau auf dem stillen Lorettoplatz kaufte und für Tycho einrichten ließ. Aber diese Arbeit war nicht in kurzer Zeit fertigzustellen, vorläufig wurden nur ein paar Diener und einiger Hausrat dort untergebracht, so daß Tycho der Verdruß nicht erspart blieb, sich zu gleicher Zeit auf vier Wohnsitze zerfallen zu sehen: die Familie lebte mit ihm im Gasthof, einige Schüler waren noch in Benatek, Teile des Hausstandes lagen im Lorettohause und, was das Schlimmste war, für die Instrumente war weder im Gasthaus noch in dem neuen Bau ein passender Platz vorgesehen, so daß sich Tycho von ihnen trennen und sie ins Belvedere zu den anderen unbenützbaren wandern lassen mußte. An eine gedeihliche Arbeit wäre jetzt nicht zu denken gewesen, selbst wenn sich nicht vom Morgen bis zum Abend ein ununterbrochener Strom von Besuchern in die Türe des berühmten Mannes ergossen hätte; — endlich hatte man ihn ja in Prag zur Hand und mußte nicht erst eine beschwerliche Reise tun, um ihn zu sehen. Neben willkommenen

Freunden wie dem Professor Jessenius, dem Rektor Bachacek und dem stets liebenswürdigen Baron Hofmann, stellte sich zuerst der unerträgliche Schwätzer Hagecius wieder ein, der Tychos grobe Worte ganz vergessen zu haben schien, dann folgte eine Schar lästiger Protektionsjäger; denn Tychos Gefälligkeit gegen jedermann war bekannt. Die ärgste Behelligung waren Neugierige, die nicht duldeten, daß man die Türen und Fensterläden schloß und die darob sogar mit den Dienern Streit anfingen, neben ihnen die Schar von Adepten, die mit List und Gewalt ins Haus eindrangen, alle Ecken nach dem „großen Elixier" absuchten, um schließlich ihrer gläubigen Kundschaft zumindest etwas abgebröckelten Ziegelstaub als das göttliche rote Pulver nach Hause zu bringen. — Tychos seelische Spannkraft war diesen Strapazen stets wechselnder Menschen und neuer Bekanntschaften nicht mehr gewachsen, er verlor das innere Gleichgewicht. Manchmal warf er alle hinaus und zog nur einen beliebigen dummen Studenten in ein stundenlanges Gespräch, um vor den anderen Ruhe zu haben. Er konnte dann sehr sarkastisch werden, wenn er dem jungen Mann das Studium der Astronomie warm ans Herz legte und das glückliche Schicksal des Gelehrten pries.

Zur Verzweiflung hatte er ja allen Grund. Man hatte ihm in den Kanzleien die Einrichtung einer Sternwarte als Ersatz für Schloß Benatek versprochen; denn an einen Umbau des Belvedere oder des neuen Wohnhauses für Beobachtungszwecke war nicht zu denken. Wie es aber zu gehen pflegt, daß solche großartige Pläne zwar am Anfang die freudigste Zustimmung finden und eine Zeitlang auch gut fortschreiten, bald aber in der Ausführung auch an geringen Hindernissen sich verschleppen: so stockte auch diese Angelegenheit bei ihren ersten Schritten in die Wirklichkeit. Schließlich erklärte Barvitius, man müsse vorläufig den Gedanken ganz fallen lassen; es sei kein Geld da. — Am Abend nach dieser Unterredung lief Tycho vor das Stadttor, und auf den Feldern begann er laut mit Gott zu hadern. „So habe ich noch nicht all mein Gift ausgeschwitzt, daß du mich in diese letzte Pein wirfst? Sage mir, was du mir tun willst und dann werde ich dich fragen: Warum, o Gott, warum? Soll mir das Notwendigste entzogen werden? Willst du mich an den Anfang meiner Studien zurückschleudern, da ich nur einen Handglobus besaß und kein anderes Werkzeug? Soll ich ganz gedemütigt, nackt und bloß, wie du mich geschaffen hast, vor deinem

Himmel stehen und warum schindest du mir grausam die Haut vom warmen Leib hinunter?"

— Die Sterne funkelten, ihm schien es, als blinzelten sie ihn höhnisch an. Nun war er wehrlos gegen sie, man hatte ihm seine Angriffswaffen genommen, nun konnte er ihnen nicht mehr mit Kreisen und Stäben zu Leibe rücken. — Lachend spreizte er die gehobenen Finger aus, bewegte sie wie Schenkel eines Zirkels und versuchte mit diesem allereinfachsten Instrument Sternabstände zu messen und zu vergleichen. Die Füße rammte er fest in die Schollen, die Hände ließ er über das dunkle Firmament hinzucken. Es lag ein verwirrter hoffnungsloser Trotz, eine böse Auflehnung in seinen Gebärden, die er stundenlang fortsetzte.

Einige Tage später traf der Kaiser in Prag ein. Sofort bat Tycho um eine Audienz. Er wollte sich seinem Beschützer zu Füßen werfen und weinend um Rettung flehen.

11

Die Nachricht von der Rückkehr des Kaisers hatte den Verkehr auf dem Hradschin, der zu jener Zeit auch sonst der belebteste und wichtigste Stadtteil war, verdoppelt. Eine Karosse dicht hinter der

anderen drängte sich die enge, steile Spornergasse, dann im Winkel abbiegend die lange Schloßrampe längs des felsblockartigen Palais der Rosenberge hinauf. Oben wimmelte der Platz vor dem Eisengitter wie auch der äußere Burghof von minderen Gespannen und neugierigen Zuschauern, während die Kutschen des hohen Adels und der ausländischen Geschäftsträger im zweiten und dritten Hof vorfuhren.

Der Kaiser bewohnte den inneren Flügel längs des Hirschgrabens, da er in seiner Menschenscheu selbst den Anblick der Stadt und das aus dem weiten Talkessel emporsteigende Gesumme verabscheute. Daß sie nicht bis zu ihm vordringen würden, wußten alle die diplomatischen Agenten nahezu mit Bestimmtheit. Trotzdem fehlten sie keinen Tag mit ihrer Aufwartung und entfalteten auch jedesmal mit einer gewissen Absichtlichkeit, gleichsam im Namen ihrer Auftraggeber, den größten Pomp. Der Wagen des spanischen Gesandten, Don Guillen de San Clemente, dessen zu allem entschlossenes, kluges Rabenprofil Aufsehen erregte, sauste sechsspännig im gestreckten Galopp bis knapp vor das kaiserliche Portal. Niemals verfehlte Baugy im Zuschnitt seines Wamses die neueste Laune seines königlichen

Herrn, Heinrich IV. von Frankreich, vorzuführen; die Abgeordneten der ungarischen und mährischen Stände dagegen, ebenso die Ambassadeurs Sigismund Bathorys von Siebenbürgen ließen, um jede Mode unbekümmert, mit einem gewissen Trotz die alten Goldschnallen und Agraffen ihrer Nationaltrachten blitzen. Aber alle diese, die in den Vorgemächern der Majestät ihr buntes, prahlerisches Bild ausstellten, kamen nicht um des Kaisers willen, der längst der politischen Unterhandlungen müde geworden war; sie waren da, um einander machtvoll und sichtbar gegenüberzustehen, zugleich um die letzten Gerüchte zu erfahren, schädliche Neuigkeiten zu vertuschen und mit erfundenen zu drohen, um in Gruppen zusammenzutreten und aus dem Gewirr von absichtlichen Täuschungen, ungenauen Meldungen und Mutmaßungen die Grundlage künftiger Bündnisse herauszutasten. Es wurde sogleich bemerkt, wenn sich etwa der päpstliche Nuntius den Abgesandten der deutschen Reichsstädte näherte, und niemandem entging es, wenn einer von den Versammelten sich in einen bestimmten Seitenflügel entfernte, um bei den allmächtigen Geheimräten Trautson und Rumpf vorzusprechen.

So war diese tägliche Auffahrt beim Kaiser eigentlich nur ein Vorwand für Konspirationen

und gleichzeitig ein genauer Überwachungsdienst, den die rivalisierenden Mächte gegeneinander eingerichtet hatten. — Bei gutem Wetter setzte sich dieses Treiben, das zwischen Herumlungern und Geschäftigkeit eine schwer bestimmbare Mitte hielt, auch noch in den zugänglichen Teil des kaiserlichen Gartens fort. Dann mischten sich angesehene Bürger der Stadt, aber auch Priester, Sektierer, Gemeine, unter die Ausländer und Parteihäupter; dann hallten die Alleen alter Akazienbäume, deren Grün sich in den wölbigen Bronzeschenkeln de Vriesscher Göttinnen abspiegelte, recht unheidnisch von glühenden Religionsgesprächen, und weder das schimmernde Metall amerikanischer Vögel in den Volieren, noch das Brüllen der schönen Löwen im Käfig, noch irgendeine andere Nachahmung heiterer italienischer Renaissancefülle konnte darüber hinwegtäuschen, daß hier ein karges, ernstes und ebensosehr auf sein irdisches wie auf sein Seelenheil bedachtes Volk sich zu entscheidenden Kämpfen tief vorbereitete. — Böhmen war damals durch einen seit den Hussitenstürmen ununterbrochenen, fast zweihundertjährigen Frieden reich geworden, aber dieser Reichtum war gleichsam noch nicht in festen Händen. Im Dunkeln rangen unheimlichschweigend die Mächte gegeneinander, nichts war

geklärt und bei strengerer Auslegung bestehender Gesetze hätten eigentlich neun Zehntel der Bevölkerung als Ketzer jeden Besitz verlieren müssen. So kam es, daß alle auf der Hut waren; jeder fürchtete, um das Seine zu kommen, jeder hoffte aber auch, durch einen kühnen Griff fremde Gerechtsame zu gewinnen. Es war im ganzen eine Zeit, in der man sich öffentlich zeigen, Lärm machen und an jedem schicklichen Ort seine Ansprüche verteidigen mußte; eine laute Zeit um den stummen, unsichtbaren Kaiser. Und gerade in der nächsten Nähe seiner Stille ging es am lautesten zu; denn schließlich war doch er zwar nicht der Beherrscher der kämpfenden Gewalten, aber doch das Zünglein an der Wage, das den Ausschlag gab.

Tycho, der zunächst zum Belvedere gefahren war, um dort nochmals gleichsam sein ganzes Unglück in der nutzlosen Schaustellung der Instrumente zu überblicken, kam durch den Park und über die sogenannte „Staubbrücke" zu den Wartegalerien. Eine Gruppe adeliger Machthaber sprach ihn an: die Grafen Mathias Thurn, Kinsky und Budowec. Bald näherten sich andere, und ein großer Kreis der vornehmsten Männer, die alle ihre aufrichtige Freude bezeugten, umstand den berühmten Astronomen. Tycho antwortete nur

gleichgültig. Die Zeiten waren lange vorbei, in denen solche äußerliche Ehrungen sein Herz erfreut hatten. Jetzt hatte es mit aller Leidenschaft nur mehr für das eine Wesentliche, für die Erforschung des göttlichen Weltgesetzes Platz. Was verschlug es da, daß diese Herrlein rühmend durcheinander schwatzten, daß die einen kindische Fragen stellten, die andern ihn mit aller Würde ihres geglätteten Auftretens auf ihre Schlösser einluden, daß neue Hoffnungen lockend und ungewiß sich erschlossen. Tycho wußte wohl, daß er zu alt und zu schwach war, um sich auf dergleichen einzulassen, für ein zielloses Abenteuern blieb ihm keine Zeit mehr, seine Kräfte mußten insgesamt für das Höchste genutzt werden, sollte es überhaupt von ihm erreicht werden. Was wußten denn diese glänzenden Männer von ihm, war er ihnen mehr als ein beliebiger, geschickter Quacksalber! Nur einer in der ganzen Welt wußte etwas von ihm und der schrieb solche Briefe mit Nebenbemerkungen über die „falsche Lehre!" — Plötzlich fühlte sich Tycho beengt in dieser Gesellschaft, in der ihm Ruhm genug, aber keine Wirkung beschieden war, er verneigte sich und begrüßte die zweite, weniger prächtige Gruppe des Wartesaals: die Künstler.

Zu diesen trat eben der junge Kupferstecher

Ägidius Sadeler, rotbackig und vergnügt. Er erzählte, daß er den Auftrag in Aussicht habe, die Mitglieder der moskowitischen Gesandtschaft, die man binnen kurzem bei Hofe erwarte, für die kaiserliche Galerie abzukonterfeien.

Tycho schüttelte ihm herzlich die Hand: „Das ist schön. Ihr seid glücklich! Ihr könnt arbeiten!"

„Nun, so beneidenswert wie Ihr bin ich deshalb noch lange nicht," gab Sadeler recht unfreundlich zurück.

Tycho musterte ihn mit einem langen fragenden Blick.

Mürrisch stieß der Bursche etwas von der besonderen Gunst hervor, in der Tycho bei Hof und Volk stehe.

„Aber begreift doch," erläuterte Tycho, sich zur Ruhe zwingend, „daß es darauf nicht so sehr ankommt, als auf wirkliche Arbeit. Und eben die Möglichkeit, zu arbeiten, hat man mir genommen." Er erzählte ausführlich die Geschichte von den Instrumenten; es kam ihm in diesem Augenblick sehr darauf an, allen seine furchtbare Lage klar darzustellen. „Man muß mir helfen," schloß er klagend, „es ist höchste Zeit, sonst gehe ich zugrunde."

Da lachte Sadeler auf: „Euch helfen, Meister

Tycho! Verzeiht, aber das finde ich wirklich spaßhaft. Ihr solltet Hilfe nötig haben, der Ihr wie ein Fürst Hof haltet und alles im Überfluß besitzet? Ihr, der berühmteste Mann unserer Zeit!"

Das ist mein Schicksal, sagte Tycho dumpf vor sich hin, — mein Fluch, daß niemals jemand mir helfen wird, niemals einer mich für elend und hilfsbedürftig genug hält, mag ich auch zusammenbrechen. Was müßte ich tun, um diesen da meine Not zu beweisen? Soll ich mir die Kleider vom Leibe reißen?

Sadeler hatte mit einem anderen aus der Schar geredet und wandte sich nun leichthin mit einem Lächeln, das in Tychos Augen ein Grinsen war, zurück: „Ihr seid wohl etwas zu wehleidig, Meister . . ."

„Ja, zu wehleidig," fuhr Tycho los, „und zu eitel, nicht wahr, und zu klug, zu gescheit, zu berechnend! — Das wolltet Ihr doch noch hinzufügen, nicht wahr? Verzeiht, daß ich Euch das Wort abgeschnitten habe. Fahrt fort!"

Erschreckt von diesem Ausbruch, war der Kupferstecher zurückgewichen und log: „Nein, ich wollte gar nichts hinzufügen . . ."

Tycho suchte sich wieder zu beherrschen: „Ich weiß, es geht ein Bild von mir um in der Welt,

ein Wolkengebild aus Vorurteilen, und das verdunkelt mein wahres Wesen ganz und gar. Nichts kann ich tun, ohne daß es mißdeutet wird. Sagt mir doch nur das eine, mein Freund: was müßte ich noch erleiden — zu all dem, was mir schon zugestoßen ist —, damit Ihr mir das Recht zusprächet, als Mann und nicht als ein Wehleidiger Schmerz zu empfinden? Was müßte noch geschehen? ... Wißt Ihr etwa nur zum Beispiel, wie der Herr von Mühlstein mit mir umgesprungen ist?"

In demselben Maße, in dem Tycho vergebens um seine Fassung rang, hatte sich der junge Mann von seinem Schrecken wieder erholt und zeigte nun eine salbungsvoll ernste Miene, von der aber dieselbe glatte Einsichtslosigkeit abzulesen war, wie von seinem leichtsinnigen Lächeln vorhin: „Ja, ich habe davon gehört. Aber, glaubt mir, es ist ganz gut, wenn dem Menschen nicht alles nach Wunsch geht. Es wird Euch eine heilsame Lehre sein."

Angewidert kehrte Tycho ihm den Rücken. — Moralpredigten von solch einem oberflächlichen, neidischen Burschen, das fehlte noch! Was er in heißesten Schmerzen, im Verbluten innig erlebte, seine innerste Entwicklung zu Gott sollte von diesem geschickten Streber ihm wichtigtuerisch angepriesen,

am Ende noch in den Fortschritten begutachtet und gebilligt werden. Nein, dagegen lehnte sich alles in ihm auf: Lieber ein Sünder bleiben, wenn die Tugend etwas ist, was einem Sadeler wohlgefällt...

Tychos Aufmerksamkeit wurde in diesem Augenblick höchsten Zornes von drei sonderbaren Gestalten ergriffen, die aus den inneren Empfangsräumen des Kaisers kamen. Es waren Juden, wie man an ihren schlichten langen Kleidern und den gelben breitkrempigen Hüten erkannte: der Rabbi Löwe ben Bezalel nebst zwei Begleitern, dem soeben die unerhörte Auszeichnung widerfahren war, vor den Kaiser berufen zu werden. Tycho, der schon bei seinem ersten Aufenthalt in Prag unbefangen genug gewesen war, den gelehrten Rabbiner der Prager Gemeinde in seiner Wohnung aufzusuchen, besann sich auch hier keinen Augenblick, dem schnell dahinschreitenden Greis, der sich offenbar der plötzlichen Stille und der deutlichen Verachtung aller Anwesenden möglichst rasch zu entziehen suchte, freundlich entgegenzugehen, ihm die Hand zu reichen und ihn zu allgemeinem Erstaunen in die Vorhalle zu begleiten, indem er sprach: „Ich hoffe, daß Ihr bei der Majestät des Kaisers Gnade gefunden habt, und beglückwünsche Euch dazu."

Der Rabbi schaute um sich und atmete auf, da er die Höflinge nicht mehr sah. Die fleckige Röte seiner Wangen verriet, daß er eben eine bedeutungsvolle Stunde hinter sich hatte, und wie es großen Männern ziemt, bemühte er sich auch gar nicht, seine Aufregung zu verbergen, so daß sein langer weißer Bart und die braunen Augen mit ihrer stillen Würde zu seiner hastigen Stimme gar nicht passen wollten. Er erzählte, daß ihn Fürst Bertier, der Vertraute des Kaisers, sehr freundlich empfangen und in einen Saal geführt habe, wo er ihn mit auffallend lauter Stimme nach gewissen kabbalistischen Methoden fragte. Die laute Stimme habe auch einen guten Grund gehabt, denn der Kaiser sei hinter einem Vorhang verborgen gewesen und habe die ganze Unterredung angehört. Zum Schlusse habe sich dann der Vorhang überraschend geteilt, der Kaiser sei hervorgetreten, habe von Angesicht zu Angesicht einige Fragen an ihn gerichtet und sich dann wieder hinter den Vorhang zurückgezogen.

„Und das war alles?" sagte Tycho und konnte sich eines Lächelns nicht enthalten.

Der Rabbi erwiderte das Lächeln mit einem traurigen Kopfnicken: „Ich verstehe Euch wohl, Herr de Brahe, wir brauchen darüber nicht viele

Worte zu wechseln. Euch scheint es eine kleine Gunst. Ich aber danke dem Ewigen, gepriesen sei er, daß zum erstenmal seit Jahrhunderten ein Mächtiger der Erde sich herbeiläßt, unsere Lehre zu erforschen. Möge hierdurch mein bedrücktes Volk erhöht werden, um aller Menschen willen, wie geschrieben steht: das Wort des Herrn wird wieder von Zion ausgehen und die Lehre von Jerusalem."

Tycho betrachtete erstaunt den Mann, dem das Volk den ehrenden Beinamen des „Bescheidenen" aber auch des „hohen Rabbi Löw" gegeben hatte. Er verstand nun diese Verbindung und, da er in seiner aufgerüttelten Seele alles mit sich in Bezug zu setzen neigte, sah er plötzlich in diesem Juden ein edles Beispiel der Festigkeit und des Stolzes bei äußerer Erniedrigung. Mit welcher Natürlichkeit nahm der Rabbi für seine geringgeschätzte Nation gar ein Lehramt vor der ganzen Menschheit in Anspruch! Dies nun fand Tycho freilich etwas übertrieben, doch hätte er gern mehr davon erfahren. Er bedauerte in diesem Augenblick wieder einmal, daß er so wenig von jüdischen Sitten und Denkwürdigkeiten wußte, obwohl er schon mehrmals mit Juden in Verkehr getreten war und sich stets für dieses seltsame Volk interessiert hatte. So

nahm er die letzten Worte des Greises auf und fragte: „Bedrückt? Wer bedrückt denn Euer Volk so sehr?“

„Da mögt Ihr Euch freilich nicht leicht hineindenken können,“ erwiderte Rabbi Löwe. „Die Geschichte der Völker ritzt in ihre Tafeln unsere Prüfungen nicht besonders tief ein, so werden sie denn leicht ausgelöscht. Wir aber können nicht vergessen, was unsere alte Gemeinde Prag, die man eine „Mutter in Israel“ nennt, erduldet hat. Wir lesen ja Jahr für Jahr am Versöhnungstag das Klagelied des gelehrten Abigdor Kara, eines Vorgängers in meinem Amte, — seine Verdienste mögen uns beistehen in dieser Welt und in der künftigen Welt! Und worüber klagt er? Darüber, daß der Pöbel in die Judenstadt eindrang, „mit Axt und Beil bewaffnet, als gelte es einen Wald zu fällen“, wie es in dem Liede heißt. Und weiter heißt es: „Die Bewohner fanden sich mit Familie und Gesinde im Gotteshause ein und an heiliger Stätte fielen sie durch Schwert und Flamme.“ Es heißt auch noch: „Wir bejammern den Tod des frommen Rabbi, seines Bruders und einzigen Sohnes, kein Weiser, kein Gelehrter ersteht wie er, mit ihm ging Würde und Glanz zu Grabe! Um der sicheren Schändung zu entgehen, gab er,

der geistige Lehrer, der Hochgeachtete seines Volkes, seiner Familie und sich mutvoll den Tod."

Gierig hörte Tycho zu. Und nun erschien ihm wirklich das Volk der Juden, heimatlos und flüchtig wie er, stets angefeindet wie er, in seiner Lehre mißverstanden wie er und dennoch an ihr festhaltend, ausgeraubt und verwundet wie er, dieses Volk der Mißerfolge, förmlich als ein Symbol seines eigenen Lebenswandels. Es fiel ihm ein, daß er sich schon früher einmal mit Ahasverus, dem ewigen Juden, verglichen hatte. Heute aber mußte sich das Rätsel lösen, das fühlte er, von diesem Rabbi hatte er Auskunft über die Wurzel seines Schicksals zu erbitten, über den Grund all seiner verfehlten Unternehmungen, über alle Kränkungen, Beleidigungen, Gefahren innen und außen, die er seiner Lehre wegen erlitt, und heftig rief er aus: „Nun sagt mir aber, wie ist es möglich, soviel Leid zu erdulden? Wie ist es möglich, dies alles auszuhalten? Und all dies um ein Nichts, um ein paar Buchstaben?"

„Es ist gar nicht die Frage, wie wir es aushalten," sprach der Alte mit weicher Stimme, die sich während des Gespräches mehr und mehr besänftigt hatte, „wir haben eine Lehre: Gott ist nicht um des Gerechten willen da, um ihm zu dienen

25*

und ihn zu stützen, sondern der Gerechte ist da, um Gott zu dienen und um ihn zu stützen."

„Steht das wirklich in Euren Büchern?" rief Tycho, in seinen geheimsten Ahnungen angerührt.

„An vielen Stellen. So ist uns im Traktat Berachoth überliefert, daß der Hohepriester einmal in das Innerste des Innern eintrat, um Räucherwerk darzubringen, da sah er den Ewigen, gepriesen sei er, auf einem hohen Stuhle sitzend, geschmückt mit seinem Namen „Akatriel", das ist „Der in Unendlichkeit Gekrönte", und der Ewige sprach: Jischmael, mein Sohn, segne mich! Und als der Priester ihn zu Ende gesegnet hatte, da neigte Gott, der Herr der Heerscharen, das Haupt gegen ihn. Hieraus lernen wir zweierlei: daß der Herr den Tempel gewürdigt hat, sich in ihm niederzulassen, und daß er den gerechten Menschen sogar würdigt, ihm, dem Heiligen, die Wohltat eines Segens anzutun." Rabbi Löwe war eifrig geworden und dabei in jene seltsam singende Betonung der Sätze gekommen, mit welcher der Talmud vorgetragen wird. Er hatte, wie in Verzückung, die Augen halb geschlossen, und wiegte den Oberkörper in langsamen Rhythmen hin und her. Sein Antlitz drückte zugleich Inbrunst des Gefühls wie Scharfsinn der Unterscheidung aus,

welch letztere aber keine leere Spitzfindigkeit, sondern freudige Sorgfalt war, der Erhabenheit des Gegenstandes angemessen. So war hier im Dienste Gottes aus dumpfer Innigkeit und Bewußtheit, aus ebendenselben beiden widerstrebenden Richtungen, die Tychos Seele zerrissen, eine lebendige Einheit geworden, die sich unmittelbar auf Tycho übertrug und ihn als etwas Naheverwandtes schon durch den bloßen Tonfall der Worte überzeugte. „Ist denn Gott nicht allmächtig?" zitterte Tycho. „Bedarf er unserer Hilfe, unseres Segensspruches?"

Rabbi Löwe fuhr fort: „Auf eben dieses weist Rabbi Tarfon hin, indem er die Worte der Schrift anführt: Bauet mir ein Heiligtum und sodann will ich da wohnen. — Und sodann! Das heißt also: nicht ehe das Heiligtum für meinen Dienst entstanden ist. Wenn Ihr aber wollt, so sage ich: das, was Rabbi Tarfon sagt, ist mehr als das vorige. Denn vom Hohepriester wurde nur ein einmaliger Segen verlangt, vom ganzen Volk aber die große Arbeit des Baues. — Woraus aber kann man ersehen, daß der Ewige, gepriesen sei er, unsere Hilfe nicht nur befiehlt, sondern auch klagt, wenn sie nicht geleistet wird? Wir haben die Lehre: Als Rabbi Josi einmal auf Reisen war und in den Ruinen Jerusalems betete, da hörte er ein

Bath Kol, eine göttliche Stimme, girrend wie eine Taube, und sie sprach: Bei deinem Leben und bei dem Leben deines Hauptes! Nicht in dieser Stunde allein spricht es so, sondern Tag für Tag dreimal spricht es so: Wohl dem Könige, den man preist in seinem Hause. Was aber bleibt dem Vater, den seine Kinder verlassen haben?" — Des Rabbi Augen weiteten sich und leuchteten bei diesen Worten in heiligem Weh auf, von Tränen erfüllt. — Beide Männer standen einander stumm gegenüber, sie fühlten miteinander. Endlich setzte der Rabbi noch hinzu, indem er unmerklich lächelte? „Verzeiht, es war nicht nötig, vor Euch, einem Weisen, so viele Worte zu machen. Ich bin ein alter Mann und vergesse, was ich selbst einmal geschrieben habe: Die Weisheit aller Völker ist vom Ewigen, der sie ihnen von seiner Allweisheit mitteilt."

Tycho drückte ihm die Hand. Ein Kammerdiener war an der Türe der Galerie erschienen, das Zeichen, daß er sich für die Audienz fertig machen solle. Nur kurzer Abschied und Dank war noch möglich. Bald darauf trat Sadeler vergnügt aus dem Kabinett des Kaisers, er hatte den erwarteten Auftrag erhalten. Im Vorbeigehen blickte Tycho in das frische, vom Glück des Augenblicks

prangende Gesicht des jungen Künstlers; doch es war überstrahlt von der unendlichen Versöhnung, die sich für Tychos Augen aus dem kampfgefurchten Greisenantlitz des Rabbi über die ganze Welt hin ausgegossen hatte. Mit diesem Gefühl trat Tycho hinter dem Diener in die inneren Gemächer des Kaisers ein.

In dem ersten gingen zwei Hellebardiere, vollständig gerüstet, vergoldete Römerhelme auf den Köpfen, schweigend auf und ab. Sonst war es leer.

Es folgte ein Korridor, mit hohen türartigen Fenstern und vielen Spiegeln, die Wände weiß getüncht, mit silbernen Kerzenhaltern und Jagdtrophäen. Es war dies jener Gang, dessen Fensterläden, wie das Gerücht ging, stets geöffnet waren, damit das Volk, wenn sich der Kaiser einmal in der Zeit in den Staatsrat begab, mit eigenen Augen sehen könne, daß er noch lebe.

Durch zwei dunklere Kabinette, in denen wieder Trabanten Wache hielten, kam Tycho in einen kleinen, ganz mit roter Seide ausgeschlagenen Raum, in den gleich darauf von der anderen Seite der Kaiser eintrat und ihm entgegenging. Tycho verneigte sich tief. Der Kaiser machte noch einen Schritt, blieb aber dann in einiger Entfernung von ihm stehen, ohne ihm die Hand zu reichen.

Dabei wich er etwas zur Seite und, indem er sich über eine glänzende Tischplatte aus Achat beugte, fragte er mit langsamer scheuer Stimme: „Ich hoffe Euch, Professor Brahe, in unserem Prag schon recht wohl eingerichtet."

Tycho verneigte sich nochmals und schwieg eine Weile, als wollte er dem Verklingen der zarten Stimme lauschen. Diese Stimme, das Zur-Seite-Weichen des Herrschers, seine befangene Bewegung über den Tisch hin, alles rief ihm die Worte des Rabbi ins Gedächtnis zurück: Wie schwach ist Gott. Wir müssen ihn stützen. Wehe dem Vater, den seine Kinder verlassen haben. — Tycho hatte vorgehabt, sein ganzes Leid in wilder rücksichtsloser Beschwerde vor den Kaiser hinzuströmen. Mit einem Male fühlte er, daß sein Unglück noch gering war, neben dem des Mannes, der einen ganzen Staat, eine Welt voll solchen Unglücks zu ertragen, zu lenken hatte. Und von dem hatte er Abhilfe fordern, den hatte er beinahe anklagen wollen! Er fand plötzlich nicht den Mut, mit seinen kleineren Schmerzen herauszurücken und brachte die Geschichte seiner Übersiedlung in einen knappen sachlichen Bericht, an dessen Schluß er nur erwähnte, daß ihm allerdings noch einige Desiderata blieben.

Wie rührend aufmerksam hörte der Kaiser zu! Er unterbrach Tycho mit keinem Wort, hielt aber den Blick seiner großen traurigen Augen immer auf ihn gerichtet. Sichtlich zwang er sich, zuzuhören. Und auch als er nun erwiderte, Tycho möge sein Anliegen in einem Promemoria aufsetzen und dieses dem Geheimsekretär Barvitius überreichen, kamen diese Worte wie abgezwungen, widerwillig von seinen zur Schweigsamkeit geformten Lippen und von keinem Lächeln begleitet, wie es sonst ein Gewähren umspielt. Diese Lippen hatten wohl überhaupt noch nie gelächelt ... Tycho war erschüttert und begriff nicht, wie er es eigentlich hatte wagen können, in dieses Reich majestätischen Ernstes und Weltregiments sich einzudrängen. Er fühlte nur, daß seine Audienz beendet war und verneigte sich nochmals bis zur Erde.

Nun aber tat der Kaiser ein Übriges. Milde hinter dem Tisch hervortretend, sagte er, daß er sich freuen werde, von jetzt an näheren Umgang mit dem großen Meister der Sternkunde zu pflegen. Er bezeichnete gewisse Stunden, in denen Tycho täglich unangemeldet zu ihm Zutritt haben sollte. — Während er nun ausführlicher sprach, betrachtete Tycho ehrfurchtsvoll die kleine, aber schön gewachsene Gestalt des Monarchen, die, ganz in

schwarzer Seide erstrahlend, den kurzen edelsteinbedeckten Dolch an der Hüfte, natürlichen Adel ausdrückte. Sein Gesicht war farblos, wie Hirschleder zart, von unendlich melancholischem Ausdruck, den die schlaff hängende Unterlippe und das vorgeschobene Kinn mit dem reichen, feingekräuselten Bart wie in einer Miene unveränderlichen Bedauerns und Mitleids festhielt. Tycho, in dessen aufgeregtem Kopf sich die Herrschergestalt des Kaisers mit dem hilfsbedürftigen Gotte des Rabbi mehr und mehr zu mischen begann, war gerade von dieser deutlichen Offenbarung des Mitleids beseligt. Er antwortete bald mit aller Innigkeit und Freude. Und auch der Kaiser schien Gefallen an ihm zu finden, das Gespräch wurde wärmer, schließlich folgte Tycho einer einladenden Handbewegung des Kaisers. Nun setzten sie die Unterredung fort, indem sie langsam durch die anstoßenden Säle schritten.

Sie befanden sich in der berühmten kaiserlichen „Kunstkammer", die ein Fremder nie zu sehen bekam. Hier erst wich der starre Ausdruck aus dem Antlitz des Herrschers, er hatte nun die zufriedene Haltung des Sammlers, der seine Schätze zeigt. Mit Muße erklärte er, als warteten nicht Minister und Gesuchsteller draußen, die deutschen, nieder-

ländischen und welschen Gemälde, die bis an die Decke hinauf, selbst längs der Pfeiler und Säulen, zum Teil auch über die Fenster hinweg aufgehängt waren. Und in zahllosen Vitrinen unten drängten sich wie Schaum kostbare Kristallbecher, Perlen, Silberschalen. Der sogenannte deutsche Saal, ursprünglich zu Ballfesten bestimmt, war ebenfalls ganz mit Kunstgegenständen und Kuriositäten angefüllt; selbst in den Korridoren und Stiegengängen strahlte Poliertes, Gedrechseltes, Getriebenes, Mosaik und Elfenbein, ausgestopfte Kolibripracht und Pelzwerk durcheinander, so daß einem das stumme Gleißen zum Schluß wie lautes Stimmengewirr um die Ohren sauste. — „Nein, Gott ist wirklich nicht allmächtig," ging es dabei durch Tychos Kopf, den diese unbeherrschbaren Zusammenhäufungen an das Chaos der Welt gemahnte. Auch dem Kaiser schien es inmitten seiner Kostbarkeiten, die er vielleicht schon lange nicht in ihrer Masse überblickt hatte, bange zu werden. Er schüttelte den Kopf, wie ermattet, und ging bald still längs der Schaustücke weiter, ohne Kraft, bei einem einzelnen zu verweilen. All dies war danach angetan, in Tychos taumelhaft empörten Sinnen das Ineinanderspielen von kaiserlicher und oberster Weltherrschaft zu fördern, so daß er end-

lich, einen Zweifel aussprechend, der sein ganzes Forscherleben bezeichnete, demütig, doch ganz unzeremoniell fragte: „Majestät, ist ein Gesetz in all dem oder keines?“

Der Kaiser blieb stehen: „Ihr fragt nach dem Gesetz, das ich beim Sammeln einhalte? Das haben schon manche gefragt und nicht jedem konnte ich antworten. Ich weiß auch, daß es manchem da draußen nicht billig scheint, wie ich nur für diese Dinge hier lebe und ihre Zänkereien verabscheue . . .“

„O man vergleicht Euch den Fürsten Medici in Florenz, den Gönnern der Künste,“ warf Tycho in ehrlicher Bewunderung ein. Er verstand den Mann, durch dessen hoheitsvolle, beherrschte Stimme ein unfaßbares Gefühl von Schwäche zitterte.

Rudolf aber wehrte heftig ab: „Nein, Medici nicht! Die waren weltlich und fanden schon im Leben einen Sinn, den ihre Kunst nur schmücken sollte. Ich aber versperre meine Kunst, ich halte sie rein, denn ich habe im Leben keinen Sinn gefunden, nichts, was man schmücken und ehren sollte. Muß ich Euch an Euer Wappen erinnern, Meister Brahe: Nicht Macht, noch Reichtum, nur der Künste Szepter! — Etliche kommen zwar mit ihren religiösen Anliegen und stellen die über alles. Lug

und Trug! Ich kenne meine Stände. Ihnen ist die Gewissensfreiheit ein Vorwand, um viel gröbere Freiheiten zu erzwingen, die Geldeswert haben, sie vermischen den heiligen Geist und ihren Kehricht. Ich aber," und nun erhob der Kaiser das Haupt, „ich suche die Vollkommenheit in diesen Steinen und Metallen und auf bemaltem Linnen, wie Ihr sie in den Sternen sucht. Es gibt nur eines, um dessentwillen es sich lohnt zu leben: das Vollkommene ... Da habt Ihr das Gesetz, nach dem ich sammle."

Der Kaiser war vor eine kleine Marmortafel getreten. Sie hing über einem Glassturz, der einen Klumpen gediegenen Goldes bedeckte und zeigte an, daß dieses „alchemistische Gold" durch die Kraft des Polen Sendivoj entstanden sei. Fragend blickte der Kaiser auf Tycho, der verlegen schwieg; dann setzte er niedergeschlagen fort: „Auch in den Künsten ist das Vollkommene nicht oft anzutreffen. Ich weiß, daß man mich betrügt. Dort dieses Fell hat mir ein ungarischer Magnat mit dem Beisatz geschickt, es sei vom Himmel gefallen. Der Herr von Rosenberg hat mir einen Stein, der wächst, verehrt. Auch besitze ich Premysls Herzogsmütze und andere ungeschickt gefälschte Rarissima. Man wird belogen, ich weiß es. Auch

in den Künsten ist es kaum anders als in der Politik. Dornig ist die Straße zum Vollkommenen. Ach, hätte man es einmal erlangt, . . . so wie meine Großmuhme Johanna in ihrem schönen Gatten es zu besitzen glaubte —." Der Kaiser flüsterte nur noch und Tycho erschrak über den Glanz des Wahnsinns in seinen Augen. „— o ich verstehe sie wohl! Wenn das Vollkommene nun stirbt, das unersetzlich Schöne, wie könnte man es je vergessen, . . . in einem gläsernen Sarge möchte man es sich nachführen lassen, bis an sein Lebensende . . ."

Sie waren in eine offene Galerie getreten. Die goldbraunen, herbstlichen Akazienwipfel des „Hirschgrabens" berührten die Steinbrüstung. Zauberhaft ergriff der faulige, kühle Geruch Tychos Gemüt, die verworrenen Reden des Kaisers stimmten so trauervoll zu diesem Bild des Welkens. — In einem Frostwind schauernd stöhnte der Kaiser: „Ich wollte meinen Untertanen ein Beispiel sein. Unsere Zeit ist voll Unrast, Selbstsucht, Fruchtlosigkeit. Ich wollte zeigen, daß man einhalten muß, sich besinnen, nach innen leben, lieber allein sein als im Rate der Bösen, einzig begierig, das Vollkommene aufzufinden. — Doch ich bin zu schwach dazu."

Zu ſchwach!

Das war das Wort, auf das Tycho gewartet hatte und nun brauſte eine mächtige Stimme in ihm los: „— Ja, Gott iſt krank, Gott iſt abgeplagt, er kann nicht mehr weiter.

Und der Herbſt ringsum, — das Vergehen, das Fallenlaſſen, — eine Krankheit Gottes, nicht ſein böſer Wille iſt es.

Warum habe ich den Herbſt und Sterben und Krankheit gehaßt! Für böſen Willen Gottes hielt ich ſie. Aber jetzt ſehe ich: ſie ſind nur ſeine Ermüdung, aber ſeine Liebe bleibt ewiglich.

Jetzt bereue ich, jetzt bin ich mit Gott verſöhnt! In der Trübe dieſes Herbſttages wird er mich zu ſich führen, deſſen bin ich gewiß."

— Der Kaiſer berührte Tycho an der Schulter, da erſt erwachte er aus ſeiner Entrückung. Sie kehrten in das Innere des Palaſtes zurück. Da ſahen ſie in einem hellen Zimmerchen eine Staffelei und neben ihr einen großen Mann, über deſſen Kahlkopf ein paar graue Locken hintänzelten. Es war der Hofmaler Bartholomäus Spranger, den Rudolf ſo ſchätzte, daß er ihn ſtets nahe ſeinen Privatgemächern, förmlich unter ſeinen Augen arbeiten ließ. Lebhaft trat der Kaiſer an das Gemälde heran, um ſogleich einige Stellen, die er

geändert haben wollte, mit einem Pinselstiel zu betupfen, andere zu loben. Auch Tycho trat grüßend näher. — Der Maler war unordentlich gekleidet, in einem hemdartigen, mit Farbenklecksen bespritzten, offenen Uberwurf, ohne die übliche steife Halskrause. Sein dickes, blasses Gesicht, in dem nur die Nase Farbe hatte, sah wie übernächtig aus, man hätte ihn für einen herabgekommenen Wüstling halten können, obwohl er, wie bekannt, ein wackerer Kleinseitner Bürger war. Und dieser alte Herr saß vor einer Leinwand, auf der er fünf oder sechs nackte Mädchen und braune muskulöse Burschen in den verfänglichsten Stellungen, unter dem Vorwand irgendeiner Allegorie: „Die Tugend besiegt Neid und Hoffart", gruppiert hatte. Die blühenden Mädchen, weiß mit rosa Punkten auf den Brustspitzen, hielten Waffen, Posaunen in Händen, ein kleiner Eros war damit beschäftigt, die runden Schenkel der einen, die sich unter dem Zuspruch ihres Liebhabers noch sträubte, voneinander zu trennen ... Auf Tycho machte das Bild mit seinen hellbläulichen, frostigen Tinten, mit seiner traditionellen, ohne jeden herzlichen Einfall abgeleierten Ausführung einen unendlich geistlosen, widerlich süßen, ja lasterhaften Eindruck. Welch eine ungesunde Verirrung: der ehrsame

Bürgersmann, die Mäßigung in Person, muß die Maske der Unzucht anlegen, um dem tugendhaften, strengen, niemals lachenden Kaiser zu gefallen! Wie von nichts anderem ging für Tycho von dem Gegensatz dieser frivolen Figurinen und der beiden alten Männer, die sie kennerhaft besahen und befingerten, das Gefühl des Kraftlosen, Greisigen aus. Plötzlich schien es ihm, als gäbe es hier in der Burg überhaupt nichts Jugendliches. Auch die traurigen Zimmer mit ihrem teuren, alten Gerümpel, das er eben gesehen hatte, bekamen in seiner frischen Erinnerung schon etwas Schlaffes, Verfallenes, Verrunzeltes. Wackelten die Kästen nicht allesamt wie trostlose krumme Rücken, und flochten sich nicht die nassen Wände entlang irgendwelche seltsam weiße Pilzfäden wie ein ungeheurer Greisenbart? O Gott selbst war ein Greis, dachte Tycho jetzt, Gott ist hier in diesem öden Schloß Hradschin wie in seinen letzten Zufluchtsort eingeschlossen und wartet auf sein Ende ... Tycho merkte kaum, daß er längst mit dem Kaiser durch andere Säle weiterschritt. Vor seinen Augen sank Gott aus den Wolken immer tiefer zu den Menschen herab, hatte sich schon ganz auf der Jammer-Erde niedergelassen, streckte ihm schon, beinahe wie ein alter Bettler, den er täglich vor dem „Greif" an-

traf, mit halbgebrochenem Blick die roten, krummen Hände entgegen ...

Endlich schrak er auf. Er war hinter dem Kaiser in dasselbe rotausgeschlagene Zimmer eingetreten, in dem die Audienz begonnen hatte. Und nun merkte er, daß er eigentlich fast schon entlassen sei. Dabei aber hatte er die Angelegenheit, um derentwillen er hergekommen war, während seines stundenlangen Beisammenseins mit dem Monarchen durch kein Wort gestreift. Nur wie in göttlichen Träumen war er durch die Zimmer gegangen. „Da sagt man noch, daß ich zu klug sei," grollte er vor sich hin. In demselben Augenblick aber kam auch schon wie mit plötzlichem Versinken alles Schwärmerischen die andere, nüchterne Seite seiner Veranlagung hervor und er setzte nun die Worte, in denen er den Kaiser an seine Versprechungen wegen einer Sternwarte in Prag erinnerte, sehr besonnen und wirkungsvoll.

Der Kaiser nickte denn auch, jedoch nicht so entschieden und freundlich, wie Tycho eigentlich nach so langen Vertraulichkeiten erwartet hatte. Die Einrichtung einer Sternwarte, sagte der Herrscher, sei allerdings in Aussicht genommen, für die nächste Zeit aber scheine ihm der Ausbau einer pyronomischen und alchemistischen Küche dringender; ganz

abgesehen davon, daß diese geringere Aufwendungen heische und sogar Gewinn in Aussicht stelle. Er würde daher wünschen, daß ihm Tycho zunächst seine Kenntnisse auf diesem Gebiete zu Diensten stelle. — Also abgewiesen, entscheidend und endgültig gescheitert, meinte Tycho bitter zu sich selbst. Der Boden zitterte unter seinen Sohlen. Kaum vermochte er mehr der raschen Abwechslung von Gefühlen an diesem bedeutungsvollen Nachmittag standzuhalten und wankte auch schon zur Türe. Aber in seinem Kopf arbeitete durch alle Aufregung hindurch sein helles Pflichtbewußtsein wie ein tickendes Uhrwerk und mahnte ihn an Kepler. „Wie gut ist es, nämlich gut für Kepler, daß ich so klug bin," fiel ihm ein. „Er an meiner Stelle hätte wohl meiner vergessen, das heißt, es wäre ihm schon vorher gar nicht eingefallen, für mich etwas zu unternehmen." Zugleich gedachte er aller Schmach und zuletzt dieses Briefes, den Kepler geschrieben hatte. Welche Herzlosigkeit! Aber unberührt von dem Toben in ihm brachte er dem Kaiser die wohlbegründete, sorgfältig durchdachte Bitte vor, ihm zur Erleichterung seiner Arbeiten den jungen Astronomen Kepler beizugesellen, diesen auf die freigewordene Stelle des kaiserlichen Mathematikers Ursus zu berufen, dem bisherigen

Gehalte der Stelle aber mit Rücksicht auf die Teuerung in Prag noch hundert jährliche Gulden beizufügen.

„Kepler," erwiderte der Kaiser und lehnte sich dabei wieder an sein Achattischchen, „ich habe den Namen gehört. Es ist der Assistent, der mit Euch auf Benatek gehaust hat. Man hat mir aber wenig Gutes über ihn berichtet."

Tycho horchte auf: Wie? Wenig Gutes? Über Kepler, von dem alle Welt entzückt ist, den sie über mich stellt? — Er glaubte, falsch gehört zu haben, und trat unwillkürlich einen Schritt näher an den Kaiser heran. Das Parkett krachte unter seinem unbeherrschten Tritt.

Der Kaiser sprach in seiner schleppenden Art weiter: „Man hat ihn sogar einer Konspiration gegen meine Regierung beschuldigt. Euer eigener Schwiegersohn . . ."

„Tengnagel! Ja, die beiden haben einen Streit miteinander gehabt. Die Anschuldigungen sind ganz grundlos."

„Mag sein. Ich habe auch nur eine leichte Untersuchung angeordnet und schnell wieder niedergeschlagen. Aus Rücksicht auf Euch. Ich konnte nicht glauben, daß Ihr meinen Feind als Gast beherbergen würdet."

Unter dem mißtrauischen Blick des Kaisers verstummte Tycho. Jetzt erst fühlte er, in welcher Gefahr er geschwebt war. Und wiederum wäre es Kepler gewesen, dem er auch diesen ärgsten Schaden, den Gnadenstoß, den Verlust der kaiserlichen Gunst, zu verdanken gehabt hätte. Der wütende Gedanke daran verschlug ihm die Rede.

Nach einer Pause fuhr der Kaiser fort: „Doch ärger als diese Vermutungen ist, daß die Rede geht, er habe sich unflätig über die Astrologiam geäußert, treibe auch diese Kunst überhaupt nicht. Ihr seid zu duldsam, Meister Tycho, und werdet nie von jemandem übel reden. Ihr sorgt für Eure Schüler, selbst wenn sie von Euch abfallen. Seht, ich weiß von den vertrauenswürdigsten Personen, daß dieser Kepler den Kopernikanischen Schrullen mehr anhängt als Eurer eigenen wohlgeratenen Diataxis mundi."

Tycho nickte stumm. Durfte er nicht nicken? Der letzte Satz, den der Kaiser eben ausgesprochen hatte, war ja durchaus richtig, war peinvolle, quälende Wahrheit. Warum hätte er nicht nicken dürfen? Der Kaiser hatte richtig gesprochen. Kepler war Tychos wissenschaftlicher Gegner, kein Zweifel. Und dieser Kepler, von allen vergöttert, stand, wie sich plötzlich herausstellte, nicht in kaiser-

lichem Wohlwollen. Teufliſch lohte da Schadenfreude in Tycho auf: war das nicht Rache für alle Qualen, die Kepler ihm, bewußt oder unbewußt, aus Gleichgültigkeit oder abſichtlich, jedenfalls aber bis ins Mark ſeines ganzen Lebenswerkes zugefügt hatte! Mit einem Male waren alle guten Geiſter, alle Selbſtüberwindungen und Triumphe in Tychos Bruſt von einem wahren Hexenſabbat praſſelnder Verſuchungen übertäubt. Eine tiefe, ehrliche, ſtarke Wolluſt war da, glühende Eigenliebe überflammte, vergoldete alles ... Ein Ausgleich, ein Ausgleich für alles Böſe, frohlockte Tycho. Für alles Böſe, das ich je erlebt habe, entſchädigt mich dieſer hoch emporgehobene Augenblick meines Lebens. Ja, die ganze Welt ſchüttet ihr Glück vor Keplers Füße und mich hat ſie ſeit jeher verunglimpft. Aber zum Ausgleich, zur Gerechtigkeit iſt gerade der oberſte Gipfel der Welt für Kepler unzugänglich und mich bewillkommnet er in kaiſerlicher Gnade. Nun, das iſt Gott, das iſt die Gerechtigkeit Gottes, das iſt der Sinn meines Daſeins, die Rechtfertigung, der Himmel...

„Wenn Ihr auf Eurer Bitte beſteht," ſchloß der Kaiſer, „ſo will ich ſie gern gewähren. Aber dieſer Kepler iſt mir von allem Anfang an nicht lieb und, wie geſagt, ich täte es nur Euch zuliebe."

Tycho hatte die Rede des Kaisers unwillkürlich mit einem leisen fröhlichen Brummen begleitet. Ich brauche nichts zu tun, als zu schweigen, sagte er sich, ich brauche nichts gegen Kepler zu reden; im Gegenteil, ich habe das Meinige getan und ihn vorgeschlagen, mehr konnte ich nicht tun. Es wäre sogar gefährlich, wenn ich mehr täte. Ich darf gar nicht weiter für ihn reden. Es brächte mich selbst in Verdacht. Nein, der Kaiser hat ihn abgelehnt, unter vier Augen abgelehnt, es ist nicht meine Schuld. Nun kommt eben die Reihe der Mißerfolge an Kepler ...

Der Kaiser sprach wirklich schon ein Abschiedswort; nun streckte er sogar seine Hand aus, Tycho ergriff leicht die weißen, kalten Finger und beugte ein Knie, indem er sie küßte. Dann bewegte er sich, die Schritte rückwärts setzend, der Türe zu, ohne ein Wort über die Lippen zu bringen. Der Kaiser sah schon, als wäre Tycho gar nicht mehr anwesend, auf die glänzende Tischplatte herab ...

Es war gewiß etwas ganz Ungebräuchliches, was sich nun ereignete. Tycho hatte schon das Holz der Türe berührt, da zog er die Hand zurück, als hätte er glühenden Stahl angegriffen und zugleich zwang ihn die übermächtige Aufregung auf die Knie, so daß er weinend und am ganzen Leibe

bebend zusammenstürzte ... Aber schon im nächsten Augenblicke hatte er sich aufgerafft; es war überhaupt nur, als ob er gestolpert wäre. Ruhigen Antlitzes und mit ganz leiser Stimme näherte er sich noch einmal dem Kaiser, der erstaunt die Augen erhob. „Ich muß noch etwas richtigstellen," jammerte Tycho, wie seiner selbst nicht mächtig. „Ich muß bekennen ... ja bekennen."

Ungeduldig schlug der Kaiser seine Lippen mit zwei Fingerspitzen.

„Majestät waren nicht gut unterrichtet. Kepler ist vollkommen." Als wäre damit alles gesagt, verstummte Tycho; er konnte auch nicht weiterreden.

„Ihr wollt ihn also doch haben, wenn ich recht verstehe?"

Und nun achtete Tycho nicht mehr, daß der Kaiser die Stirn runzelte, daß vielleicht seine ganze Stellung in Frage kam, wenn er mit diesem Feuer für den mißliebigen Kepler eintrat. Ohne Bedenken brach es aus ihm hervor: „Kepler ist der bedeutendste, — nein, Majestät, das ist zu lau gesprochen, — er ist der einzig bedeutende Gelehrte der Zeit. Er ist schlechtweg die Vollkommenheit selbst, die blütenreine, fruchtbare, unverletzliche Vollkommenheit. Eure Majestät suchen ja das Vollkommene. Hier bietet es sich dar. Und so

erbitte ich für ihn noch mehr als den Mathematikerposten. Es muß alles entschieden werden. Ich fühle, daß ich nicht mehr lange zu leben habe." Tychos Stimme zitterte, der Kaiser schien erst jetzt zu merken, daß es um eine Herzenssache Tychos ging, seine unwirsche Miene glättete sich, mit freundlichen Augen blickte er auf den blassen, mit sich selbst ringenden Mann und bat ihn, die traurigen Gedanken zu verscheuchen.

„Es ist kein trauriger Gedanke," sprach Tycho, „es ist mein seligster Gedanke, wenn ich hoffen darf, daß Eure Majestät meiner Bitte Gehör geben will. Wenn ich sterbe, so mögen nicht meine Söhne, auch Junker Tengnagel nicht — sie alle haben sich ja um die Sternkunst bemüht, aber sie sind nichts gegen den Genius Kepler —, möge also nur Kepler, einzig und allein Kepler, der Erbe meiner Stellung sein wie meines geschriebenen und gedruckten Nachlasses, meiner Instrumente und all dessen, was Eure kaiserliche Huld an wissenschaftlichen Mitteln mir gewährt. Dann will ich gern sterben, denn dann weiß ich mein Werk in guten, ebenbürtigen Händen . . ."

„Kepler ist also Eurer Ansicht anhängig und meine Nachrichten gehen fehl?" fragte der Kaiser voll Teilnahme.

„Fehl und nicht fehl. Es sind schwierige Dinge, in manchen sind wir uneins, auch habe ich Einwände gegen ihn, aber die sind nicht von der Art seiner Verleumder und überhaupt nur dann möglich, wenn man ihn zunächst vollkommen anerkennt." Tycho zögerte, aber plötzlich sagte die innere Stimme, die ihn schon bis hierher gebracht hatte: Jetzt oder nie ist es Zeit zu bekennen, jetzt oder nie, rückhaltlos bekennen. — Und so fuhr er mit Festigkeit fort: „Was den Punkt der Astrologie betrifft, so sind wir allerdings völlig einer Meinung. Es ist eine allgemeine Verwandtschaft und göttliche Einwirkung des Kosmos wohl zuzugeben, aber sie liegt nicht in den einfachen Prophezeiungen der Horoskope . . ."

„So denke ich ja auch," unterbrach der Kaiser, lebhafter als während des ganzen Gespräches, und ein ganzer Schwall von verworrenen Ideen, von Hoffnungen und Neugierde stieg förmlich sichtbar, wie Gewölk am Himmel, in seinem Gesicht auf. „Erzählt davon! Doch nein . . . Ihr seid müde!"

Tychos abwechselnd blasses und blutgerötetes Gesicht, die tiefen Ringe unter seinen nassen Augen gestatteten in der Tat keine andere Deutung. „Ich bitte um gnädigen Urlaub Eurer Majestät," brachte er eben noch mit Mühe heraus.

„Kepler ist von diesem Augenblick an mein Hofmathematikus." Der Kaiser neigte leicht das Haupt und zog sich gemessenen Schrittes zurück. „Wir sehen einander bald wieder," sagte er noch an der Schwelle des Nebenzimmers.

Tycho durchschritt die zwei dunklen Kabinette, den weißen Gang, das Zimmer mit den beiden Hellebardieren. Plötzlich war es ihm, als hätte er den ganzen Vormittag zwischen diesen zwei glänzenden Lanzenspitzen zugebracht, zwischen ihnen eingeklemmt und so herumgewirbelt, daß sie abwechselnd je nach dem Auf und Ab seiner Gefühle zustießen und nachließen ... Er eilte durch die Vorsäle, er sah niemanden. Schon war er im Freien. In seiner Betäubung schlug er die seinem Heimweg entgegengesetzte Richtung ein, am Dom vorbei, längs der inneren Bastionen an der mächtigen Festungsmauer. Viele Bekannte grüßten ihn in den Burghöfen. Er stürmte besinnungslos weiter, kam zur Georgskirche, zur Daliborka. Der Herbstregen fiel in feinen Tröpfchen, die Efeuranken mit vergilbten und roten Blättern schwangen sich im Winde wie lange Pendel, peitschten die Schloßmauer. Tycho merkte nichts. Erst als er an der Brüstung bei der Schloßstiege angelangt war und nur den ausgebreiteten grauen Abendhimmel vor

sich sah, da schrak er auf und in einem gewaltigen Schrei löste sich auf diesem einsamen Platze, an den Mauerzinnen der Burg, seine ganze Spannung.

Und nun war es ihm auch ganz klar, daß dies — und nicht die Verblendung vorhin — die höchste Stunde seines Lebens war. Denn nun wußte er zum erstenmal in seinem Leben, wozu er eigentlich so klug, so tüchtig und geschäftig war, welchen Sinn diese verführerischen, gefährlichen Gaben für ihn haben sollten. Nicht für sich selbst sollte und durfte er klug sein, das fühlte er jetzt in einer grenzenlosen Wonne, — sondern im Namen Gottes, zur Aufrichtung und Erlösung der Welt.

„O dieses Glück! Für mich habe ich beim Kaiser nichts durchgesetzt, für Kepler aber alles, was ich wollte. O wie rein das ist, wie übersichtlich und sinnvoll: klug sein für andere, nicht für sich.

Ich bin am Werke Gottes. Ich diene. Ich spüre die süße Last der Verantwortlichkeit für alles, was geschieht.

Ich bin klug im Dienste Gottes. Und dazu paßt es so gut, daß ich nun auch fühle, wie Gott meiner Dienste bedarf, wie Gott auf mich und meine Klugheit, auf mein Opfer wartet.

Von oben aus den Wolken streckt Gott die Hand aus und von der Erde empor halte ich meine

Klugheit hoch über mich, reiche sie hinauf zur Hilfe für meinen Herrn.

Ach, wie hat mich diese Klugheit doch geplagt mein Leben lang, wie hat sie mich auf Irrwege gelockt, so daß ich ihrer schon überdrüssig wurde und ihr fluchen gelernt habe.

Hat mich die Klugheit nicht in unerträgliche Gesellschaft gebracht, hat sie mich nicht in schwächliches Nachgeben und Bedingen verstrickt, hat sie mich nicht zu tausend nichtigen Beschäftigungen überredet?

Und dennoch habe ich sie ertragen, die Böse, Doppelzüngige, Giftige! Und dennoch habe ich sie nicht ungeduldig weggeworfen, wie ein falsches Geldstück! Sondern ich habe geahnt, daß auch die Klugheit heilig ist und daß ihre ureigentliche edle Natur noch zum Vorschein kommen wird! Und so habe ich gewartet und ausgeharrt in meinen Qualen der Klugheit.

O Preis der großen ewigen Klugheit, Preis meinem Trieb, die Dinge zu ordnen und alles mir bewußt zu machen, Preis meinen Irrtümern und dem richtigen Weg zu guter Letzt! Denn nun ist meine Klugheit an ihrer richtigen Stelle, dort, wo Gott seine treulichen Mitkämpfer braucht und mit

solch blinden, dumpfen Kepler-Menschen nichts anzufangen weiß.

Ich lobsinge meinem Gotte. Er liebt die Besinnungslosen, aber mehr noch die, welche beides in sich haben, Stürmen und Nachdenken, die auf keines von beiden verzichten wollen und die mit doppelter Last, keuchend vor seinem Thron anlangen.

Ich lobsinge meinem Gotte. Er hat mich anstößigen Menschen zu sich geführt, er küßt mich ins Gesicht, da, mitten auf meine zerbrochene Nase!

Ich lobsinge meinem Gotte. Wie konnte ich ihn mit einem Bettler vergleichen, der um meine Hilfe bettelt! Ich helfe ihm ja; aber wer hat mich zu seiner Hilfe hinaufgezogen, wenn nicht er?

Ja, ich helfe mit meiner Kraft dem Weltregiment nach. Aber hat es denn meine Kraft bewirkt, daß ich helfen kann?

Nein, da ist wieder Gott. Gott unter mir, der mir geholfen hat, wie Gott über mir, dem ich helfe. Da ist Gott eigentlich schon überall, der Machtvolle wie der Machtlose, der Helfende und der, dem geholfen wird.

Wohl mir, daß ich Gott erkenne, daß er mir nicht mehr ferne ist! Erhaben und hilfsbedürftig zugleich steht er vor mir, mit seinem ungeheuren

Antlitz, wild und mild, das eine Auge befiehlt, und das andere scheint zu bitten oder zu danken. O wie kenne ich dieses Antlitz! Wie hat es mich begleitet mein Leben lang bis zu dieser Stunde!"

Und plötzlich wußte Tycho, woran dieses Antlitz ihn erinnerte. An etwas ganz Vertrautes, ja Familiäres. An seinen eigenen Vater, mehr noch, an eine bestimmte Begebenheit, eine bestimmte Wintergegend. Ja, einmal — Tycho war damals ein Knabe von sieben Jahren gewesen, auf dem Gute Tostrup — war der Vater über den frischgefrorenen Schnee hingestürzt und Tycho, der noch im Stehen kleiner war als der riesenhafte Vater im Kniefall, hatte ihm die Hand gereicht, ihm aufgeholfen. Und ebendieselbe Miene, mit der der Vater damals aufgestanden war, strahlte ihm nun aus Gottes Glorienschein entgegen, eine Miene, die zornig war und vor der man erschrak, die zu sagen schien: „Hilf mir, du mußt mir helfen, es ist ja deine Pflicht und du kannst nie genug für mich tun," und doch zugleich auch „wie brav ist es, daß du mir hilfst. Das will ich dir nie vergessen, das freut mich, mein guter Sohn". — „Mein guter Sohn, mein Sohn," schluchzte Tycho, so sehr er bemüht war, seine Rührung niederzukämpfen und sich zum harten Kampf im Dienste

Gottes, wie er jetzt bevorstand, zu rüsten. Aber die Vorstellung, daß Gott ihn wie ein liebes Kind ansah, daß Gott nichts Böses gegen ihn vorhatte, trotz des gewaltigen, schrecklichen Aussehens, trotz göttlicher Hoheit, — daß Gott eben in der merkwürdigen Art eines Vaters, der zufällig gestürzt ist, aus empörten und doch zugleich auch weichen, erniedrigten und zugleich erhöhten, streng abwartenden und doch auch allgütig vorauswissenden Augen schaut, — diese Vorstellung war stärker als seine Fassung. Alles zerfloß, alles ballte sich zu neuen Gestalten. Und wenn Tycho nun durch den Schleier seiner Tränen auf die Stadt hinabsah, — durch Gott hindurch war nun auch diese fremde, geräuschvolle, verständnislose Stadt seine Freundin und Vertraute geworden. Der schöne Strom, Abendnebel und blasse Türme, Gassen und Menschen, — vom Vater kam das alles her. Daß unter diesen Menschen, die doch durchaus nicht lauter Schufte, sondern auch redliche, begabte und innige Leute waren, das Leben so hart und glücklos zu tragen war, daß seiner guten Absicht von seiten hochachtbarer, freundlicher Mitmenschen unrecht geschah, — auch dieses Wirrsal, das ihn tagtäglich beunruhigt hatte, war für ihn heute gänzlich aufgelöst und in der väterlichen Miene geschlichtet, die Gott ihm zeigte, in

dieſer ſeltſam unergründlichen Miene, die Hilfe zurückſtieß, ſtolz aufbrauſte und dennoch ſo ſehnſüchtig Hilfe erwartete ... Ganz entzückt, feuerdurchfloſſen ſah Tycho zum Himmel empor. Dort oben drangen durch den Nebel, obwohl die Sonne noch gar nicht untergegangen war, zuerſt ſchwache Strahlen durch, dann waren wie mit einem Schlage — ſeltſames, erhabenes Schauſpiel! — alle, alle Sterne da! Und diesmal war es kein höhniſches Funkeln und Blinzeln mehr wie in den letzten Nächten, da er ſie ohne Inſtrumente hatte betrachten müſſen; ſondern wie große, weiße Schneeflocken ſtanden alle Sterne am grauen Himmel. Und mit derſelben Kraft, mit der ſie durch die trübe Abendwolkenſchicht durchgeſickert waren, vergrößerten ſie ſich nun unaufhaltſam, ſandten ihr weißes, rötliches, blaues Licht, zuerſt in Strahlen, dann in großen Fächern aus, die wieder funkenartig zuſammenfloſſen und zuletzt in ſtürmiſcher Bewegung zu großen Kreislinien ſich anordneten. Längs dieſer Kreiſe aber begannen die Sterne ſich zu bewegen, ſo wie es ſich Tycho vor Himmelskarten tauſendmal vorgeſtellt hatte. Er hielt den Atem ein, eine warme, allerletzte Erhebung durchrieſelte ihn. Er ſah ja das, wonach er ſich ſeit ſo vielen Jahren geſehnt und fruchtlos zerarbeitet

hatte: den wahren Lauf der Sterne, der mehr war als astronomisches Wissen, nämlich eine offenbare Darstellung des göttlichen Gesetzes in der Weltordnung, ein höchster Zusammenhang, die begriffene Einheit des Geschaffenen, niedergelegt in flammenden Zeichen. Wie ein Kind erfreut blickte Tycho auf dem ruhelos bewegten, rollenden, in lauten Akkorden tönenden Firmament umher und konnte sich nicht sattsehen. Dort drehte sich der Mars, dessen Bewegung er nie hatte ergründen können, in seiner einfachen, schönen, sanften Bahn. Es war wie das ruhige Ein- und Ausatmen eines schlafenden Säuglings. Nebenan hatten sich Sternbilder, die ihn so oft verwirrt hatten, zu den lieblichsten Gruppen zusammengefunden. Sie vertauschten ihre Plätze, sie schwebten aneinander vorbei, sie hielten einander gleichsam bei den Händen, sie spielten und kamen in wunderbarer Ordnung wieder zurück. Und die Himmel öffneten sich tiefer, die Milchstraße entfaltete sich, blähte sich auf wie ein riesiges weißes Tuch im Winde, ganz ungeahnte Welten rückten schnell heran. Noch eine Drehung des Ganzen, noch ein leises Beben durch das Weltall hin: da war alle Mannigfaltigkeit verschwunden, der ganze Standpunkt gleichsam hatte gewechselt und nun umkreisten alle Gestirne, un-

ſagbar einfach hingeſtellt, in einem einzigen glühenden Ringe die demantene Weltachſe. — So war Tycho begnadet, mit bloßen Augen das zu ſehen, was er mit ſeinen kunſtreichſten Inſtrumenten nicht hatte erzwingen können: die Wirklichkeit, die unſterbliche Vollendung ſeines Syſtems, das wahrhafte Theatrum astronomicum. Und indem auch noch die letzte Materie, Ring und Weltachſe, hinſchmolz, war er ſchon in eine Aureole von Göttlichkeit entrafft und mit dem Weſen, das er erkannt hatte, von Angeſicht zu Angeſicht vereinigt. Eine gewaltige Stimme erſcholl durch die poſaunenden Akkorde der Sphären: „Tycho, mein Knecht.“ Da breitete er die Arme aus: „Hier bin ich,“ und ſtürzte bewußtlos nieder.

12

Um Mitternacht fand ihn die Ablöſungsronde und brachte ihn in ſein Haus, wo die angſtvolle Familie wachte. Kurz vorher war Kepler mit Frau und Kind eingetroffen und hatte ſich ſofort in Tychos Wohnung begeben. Nun mußte er zu ſeinem Entſetzen ſehen, wie man ſeinen Beſchützer und Freund auf der Bahre hereintrug.

Tycho fieberte. Hagecius, der noch in derſelben

Nacht am Krankenlager erschien, beschuldigte das vernachlässigte Nierenleiden der üblen Wendung, ließ Blutegel ansetzen und verordnete abkühlende Mittel. Gegen Morgen erholte sich denn auch Tycho ein wenig, er sah mit ruhigen Augen um sich und begrüßte Kepler durch ein freundliches Kopfnicken. — Kepler hatte ein Gastgeschenk mitgebracht, die lange versprochene Apologie Tychos gegen den Ursus, mit der er sich die ganze Zeit über in Graz befaßt hatte und die denn auch wie alles, was von Kepler kam, eine geniale Arbeit mit überraschenden neuen Zukunftsausblicken geworden war. Er war ebenso natürlich, wie er sie in Benatek ohne bösen Willen in der Fülle Tychonischer Anregungen unterlassen hatte, in Graz, wo ihm zu einem originalen Forschen die Sammlung fehlte, auf diese mehr historische Beschäftigung verfallen und hatte in der Tat ein Werk ganz nach Tychos Sinn und noch über dessen Erwartungen hinaus zustande gebracht. Aber Tycho betrachtete nur mit leisem Lächeln das Titelblatt, dann glitt sein Finger, der schon zwischen die Seiten des Manuskripts eingedrungen war, wieder auf das Kissen herab. Seine Gedanken gingen andere Wege: „Gesegnet, gesegnet diese Stunde! Mein Kepler, so habe ich dich wohl auch begrüßt,

als du zum erstenmal bei mir eintratest. Aber das war noch nicht der rechte Segen. Damals war ich verblendet, damals glaubte ich, du seist als mein irdisch Verbündeter und Helfershelfer gekommen und deshalb segnete ich diese Stunde. Nun hast du dich mir im Irdischen gar nicht verbündet, hast mir vielmehr nur die Schmerzen noch gemehrt. Aber gerade dadurch hast du mir geholfen. Ja, jetzt erkenne ich es, du warst das Werkzeug Gottes, um mich zu reinigen. Gesegnet jede Stunde, da du bei mir eintrittst! Jetzt erst kann ich es mit ganzem, dankbarem Herzen sagen! Jetzt erst sehe ich ein, daß du mein wahrer Freund gewesen bist!" ... Dies alles jedoch glaubte Tycho nur zu sprechen. In Wirklichkeit bewegte er kraftlos, ohne Ton, die Lippen. Eine tiefe Ohnmacht umfing seine Sinne ...

Indessen hatten sich neben der Familie Tychos auch die näheren Bekannten an seinem Bett versammelt, denn die Kunde von der unerwarteten Erkrankung des großen Mannes war schon in die Stadt gedrungen. Nun erst zeigte sich, welche Bedeutung Tychos Namen im Volk hatte. Gegen Mittag konnte die enge Gasse kaum mehr passiert werden, Kopf an Kopf drängten sich unten die Massen, bis weit in die benachbarten Straßen und

Plätze hinein, alle verharrten ängstlich, rücksichtsvoll in leisem Flüstern. Der Eilbote des Kaisers, der jede Stunde erschien, um für seinen Herrn Erkundigungen einzuziehen, wurde ehrerbietig durchgelassen; hinter ihm schloß sich das Gedränge eisern wieder zusammen. — Bezeichnend für Tychos Beliebtheit war es, daß sich sehr bald das Gerücht verbreitete, sein Feind Raymarus Ursus habe ihn vergiftet. Hagecius selbst mußte sich am Fenster zeigen und das Volk beruhigen, indem er daran erinnerte, daß Ursus schon lange tot sei.

Tycho kam noch mehrmals zu sich, doch fühlte er den Tod nahe und begehrte, von Frau und Kindern Abschied zu nehmen. Er tröstete sie mit schlichten Worten des Gottvertrauens, dann ermahnte er seine Söhne, Tengnagel und die wenigen Schüler, die ihm geblieben waren, ihre Studien beharrlich fortzusetzen ... Diese Anstrengung schien seine letzten Kräfte aufgezehrt zu haben, denn sein Atem ging nun unregelmäßig und beruhigte sich nur schwer. Er sprach nichts mehr. Nur durch einen Wink rief er Kepler in seine Nähe, faßte dessen Hand und ließ sie nicht mehr los. Seine Augen blieben geschlossen, das Fieber verstärkte sich. Vor seinem innern Auge aber erschien wieder die Vision des ausgestirnten, feurigen, bewegten

Himmels wie gestern. Gottes Stimme klang an sein Ohr, und in die erhabene Verheißung mischten sich freundliche Bilder, Erinnerungen an seine Kindheit, an seine schöne Zeit auf der Insel Hveen. Ja, so wie er sich früher in einigen wenigen kleinen Landschaften des Erdballs glücklich und zu Hause gefühlt hatte, so war ihm jetzt die ganze Welt zur Heimat geworden. Trunken, losgebunden, schweifte sein Geist durch ferne Sonnensysteme, und überall war Tostrup und die Insel Hveen, überall ordneten sich Gesetze, überall winkten neue Aufgaben, neue schöne Wirkungen. So regten sich tausend ungeahnte Kräfte in Tycho, während er in den Augen der Umstehenden erlöschend, fast ohne ein Lebenszeichen dalag. Klein und nichtig kam ihm neben dem, was er jetzt sah, alles vor, was er gearbeitet hatte. An der Grenze der beiden Welten stehend, der endlichen und der unendlichen, wurde er wieder mutig, jung und tatenlustig und wenn er sich auf das, was als gelehrte Hinterlassenschaft nach ihm zurückblieb, umschaute, wurde er wohl auch unzufrieden. So kam es, daß ihn noch einmal die Angst aus der göttlichen Umarmung riß und ihm den Schrei abzwang: „Ob ich nur nicht fruchtlos gelebt habe!“

Die Nacht auf den 24. Oktober brach herein

und die ganze Nacht lang wiederholte Tycho, aus dem Todeskampfe auffahrend, dieſen Schrei noch mehrmals: „Ne frustra vixisse videar!“ — Alle im Zimmer lagen auf den Knien, von der Straße her kam das ſummende Gebet der Volksmenge, der Schein der Fackeln, das Weinen der Kinder. In der Morgendämmerung hatte Tycho nochmals einen freien Augenblick, die Schmerzen verſchwanden. Da öffnete er die Lippen und bat Kepler, der nicht von ſeinem Bett gewichen war: er möge doch alles, was er künftig ſchreiben würde, in ſeinem Syſtem, dem tychoniſchen, nicht im kopernikaniſchen, darſtellen. Ein eigentümliches Lächeln erhellte dabei ſeine Züge. Er hatte ja längſt alle Eitelkeit, alles kleine Abwägen von Erfolg und Mißerfolg hinter ſich, und ſo meinte er natürlich mit ſeinem Syſtem nicht mehr jene irdiſchen Verſuche, ſondern die alles umfaſſende, göttliche Sicherheit des wahren Geſetzes, der er ſich nun ſelig teilhaft fühlte. Auch in dieſer wollte er Kepler zu ſeinem Schüler machen, wie er ihm in vielem andern den rechten Weg gezeigt hatte. Doch er kam nicht mehr dazu, dies zu erklären, und ſo mußte Kepler ſeine Worte notwendig mißverſtehen. — Es waren Tychos letzte Worte, die mit dem naheliegenden falſchen Sinn auf die Nachwelt ge-

kommen sind. Bald darauf verschied er in den Armen Keplers und seines älteren Sohnes.

Seine Überreste wurden unter großer Feierlichkeit und Teilnahme des Hofes wie der Bevölkerung in der Teynkirche am Großen Ring zu Prag beigesetzt. Daselbst ist sein Grabmal nahe am Hauptaltar bis auf den heutigen Tag zu sehen, eine Reliefplatte aus rötlichem Marmor mit dem Bildnis Tychos in voller ritterlicher Rüstung, mit der Linken einen Globus liebkosend, in der Rechten sein Schwert. Auch der Wahlspruch fehlt nicht: Nec fasces, nec opes, solum artis sceptra perennant.

*

Die Geschichte der astronomischen Wissenschaft hält übereinstimmend das Zusammentreffen der beiden großen Männer, das wir nicht ohne einige Freiheit hier zu schildern versucht haben, für eines der folgenschwersten und segensreichsten Ereignisse in der Entwicklung dieser Disziplin.

Es ist bekannt, daß Kepler einige Jahre später auf Grund der eigenen und der tychonischen Beobachtungen jene berühmten, umwälzenden Keplerschen Gesetze abgeleitet hat. Dabei kam dem stets Glücklichen zugute, daß in der Zwischenzeit seit Tychos Tod das Fernrohr erfunden worden war,

das ganz neue Arten der Naturauffassung ermöglichte.

Kepler, dessen Charakter an Lauterkeit und Größe der Außerordentlichkeit seiner Begabung gleichkam, war sich übrigens seiner Dankesschuld gegen Tycho stets gern und ausdrücklich bewußt. Sowohl in seinen „Rudolfinischen Tafeln" wie in dem eigentlichen Fundamentalwerk über die Marsbewegung, auch an passenden Stellen anderer Schriften, vergaß er niemals, auf Tycho, den er den „Phönix der Astronomie" nennt, als auf seinen Meister und den eigentlichen Bahnbrecher hinzuweisen.

Gedruckt bei Hesse & Becker in Leipzig
Fünfzig Exemplare wurden auf Büttenpapier
abgezogen und handschriftlich numeriert

Max Brods literarisches Gesamtwerk ist jetzt bei Kurt Wolff Verlag, Leipzig vereinigt. Es erschienen:

Lyrisches und Dramatisches:

Der Weg des Verliebten
Abschied von der Jugend
Tagebuch in Versen

Erzählendes:

Weiberwirtschaft
Jüdinnen
Arnold Beer
Erziehung zur Hetäre
Ein tschechisches Dienstmädchen
Tod den Toten
Schloß Nornepygge
Experimente
Die Höhe des Gefühls. Szenen, Verse, Tröstungen
Über die Schönheit häßlicher Bilder. Ein Vademekum für Romantiker unserer Tage

Von Max Brod herausgegeben erschien:

Arkadia. Ein Jahrbuch für Dichtkunst

Zusammen mit Felix Weltsch:

Anschauung und Begriff. Grundzüge eines Systems der Begriffsbildung

Neue Dichtungen

In einheitlicher Ausstattung

Fest broschiert M. 2.50, in Halbleder gebunden M. 4.50, in Pappband gebunden M. 3.50

Johannes R. Becher, An Europa. Neue Gedichte

Ernst Blaß, Die Gedichte von Trennung und Licht

Herbert Eulenberg, Deutsche Sonette. Dritte Auflage

Carl Hauptmann, Dort wo im Sumpf die Hürde steckt. Sonette

Franz Kafka, Betrachtung. Zweite Auflage

Oskar Kokoschka, Dramen und Bilder. Mit einer Einleitung von Paul Stefan

Max Pulver, Selbstbegegnung. Gedichte

Rabindranath Tagore, Chitra. Ein Drama

— Der zunehmende Mond (Mutter und Kind)

— Gitanjali (Sangesopfer)

— Der Gärtner (Liebeslieder)

Franz Werfel, Einander. Oden — Lieder — Gestalten

— Die Troerinnen des Euripides. In deutscher Bearbeitung

— Wir sind. Neue Gedichte. Dritte Auflage

In meinen Verlag ist übergegangen:

Der Weltfreund. Gedichte

56

220

JUN 10 1988

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY